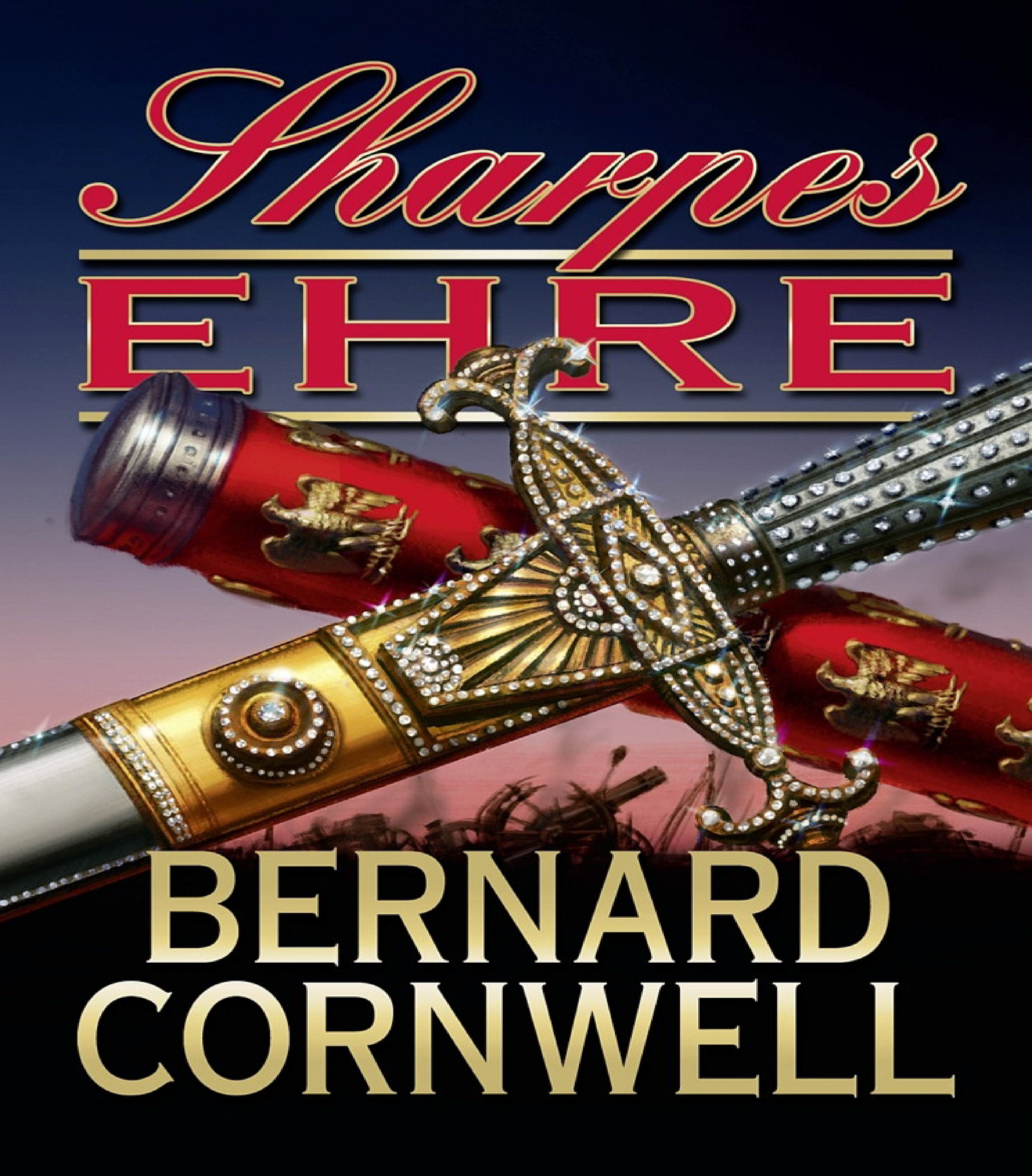


BASTEI ENTERTAINMENT

Bernard Cornwell

SHARPES EHRE

Richard Sharpe und der Victoria-Feldzug
Februar bis Juni 1813

Aus dem Englischen von
Joachim Honnef



BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Überarbeitete Fassung des 1991 bei Bastei Lübbe erschienenen Romans
»Sharps Ehre«

Titel der englischen Originalausgabe
»Sharpe's Honour«
Published by arrangement with Marco Vigevani & Associati
Agenzia Letteraria, on behalf of Toby Eady Associates Ltd.

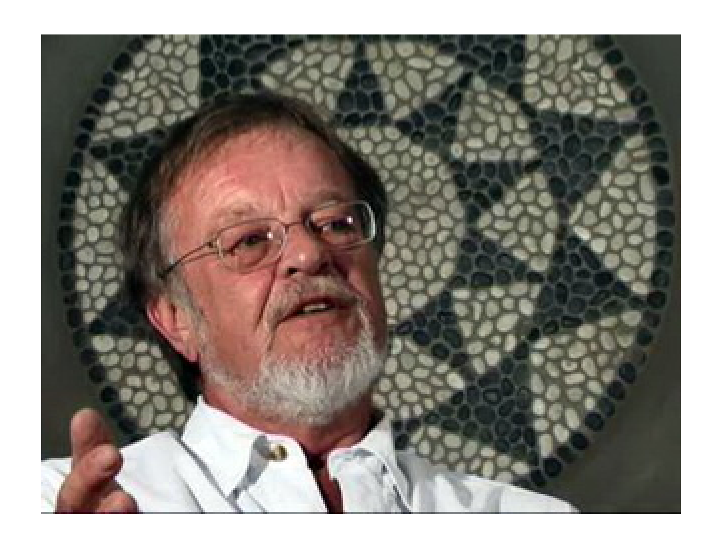
Textredaktion: Rainer Delfs
Titelillustration: © Bao Pham
Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen
E-Book-Produktion: Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-1465-6

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Der Autor



Bernard Cornwell wurde 1944 in London geboren. Er arbeitete lange für die BBC, unter anderem in Nordirland, wo er seine Frau kennenlernte. Heute lebt er die meiste Zeit in den USA. Er ist Autor zahlreicher international erfolgreicher historischer Romane und Thriller. Die Sharpe-Serie, die er in den 80er Jahren zu schreiben begann, hat Kultstatus erreicht und wurde von der BBC mit Sean Bean in der Hauptrolle verfilmt.

»Sharpes Ehre« ist Jasper Partington
und Shona Crawford Poole gewidmet,
die von Anfang an dabei waren

PROLOG

Es gab ein Geheimnis, durch das der Krieg für Frankreich gewonnen werden konnte. Keine Geheimwaffe und ebenso wenig irgendeine überraschende Strategie, durch die alle Feinde Frankreichs besiegt werden würden, sondern eine politische Finte, die die Briten aus Spanien vertreiben würde, ohne dass eine Muskete abgefeuert werden musste. Es war ein Geheimnis, das bewahrt und für das bezahlt werden musste.

Deshalb ritten an einem eisigkalten Wintertag im Jahre 1813 zwei Männer in die nördlichen Hügel Spaniens. Immer wenn sich die Straße gabelte, wählten sie den schmaleren Pfad. Sie stiegen über gefrorene Wege immer höher zu einem Platz der Felsen, der Adler, des Windes und der Grausamkeit, bis sie schließlich unter der Februarsonne das ferne Meer glitzern sahen und in ein verstecktes Hochtal gelangten, in dem es nach Blut roch.

Am Zugang zum Tal gab es Wachtposten, in Lumpen und Felle gehüllte Männer, die mit Musketen bewaffnet waren. Die Posten stoppten die beiden Reiter, riefen sie an, und dann knieten sie sich vor einem der Reiter hin, der ihnen mit behandschuhter Hand den Segen erteilte. Die beiden Männer ritten weiter.

Der Kleinere der beiden, der Bewahrer dieses größten aller Geheimnisse, hatte ein schmales, bleiches Gesicht mit Pockennarben. Er zügelte sein Pferd oberhalb einer felsigen Arena, die entstanden war, als in diesem Tal in einem Bergwerk Erz gefördert worden war. Der kleine Mann blickte kalt auf die Szene, die sich unter ihm abspielte. »Ich dachte, ihr veranstaltet keine Stierkämpfe im Winter.«

Es war ein primitiver Stierkampf, kein prächtiges Schauspiel, wie es auf den mit Barrikaden abgesperrten Plazas der großen Städte im Süden geboten wurde. Vielleicht hundert Männer jubelten von den Seiten der Felsarena, während zwei Männer einen schwarzen, gereizten Stier quälten, aus dessen Nacken das Blut rann. Das Tier war ohnehin geschwächt, weil es im Lauf des Winters schlecht gefüttert worden war, seine Angriffe waren Mitleid erregend, und der Tod kam schnell. Der Stier wurde nicht mit dem traditionellen Degen getötet und auch nicht mit dem kleinen Messer zwischen den Nackenwirbeln, sondern mit dem Schlachtbeil.

Ein riesiger Mann in Lederbekleidung unter einem Wolfsfell schwang das Schlachtbeil, das in der schwachen Sonne glänzte. Der Stier versuchte dem Hieb auszuweichen, schaffte es jedoch nicht. Er sandte einen letzten, nutzlosen Schrei zum Himmel, dann schlug das Schlachtbeil durch Knochen, Sehnen und Muskeln, und die Zuschauer jubelten.

Der kleine Mann, dessen Miene bei dem Anblick Abscheu widerspiegelte, wies auf den Mann mit dem Schlachtbeil. »Ist er das?«

»Das ist er, Comandante.« Der große Priester musterte den kleinen bebrillten Mann, als genieße er dessen Reaktion. »Das ist El Matarife – der Schlächter.«

El Matarife bot einen Furcht erregenden Anblick. Er war groß und kraftstrotzend, doch es war vor allem sein Gesicht, das Furcht einflößte. Mit seinem dichten Bart wirkte er wie eine Mischung aus Mensch und Tier. Der Bart wucherte bis zu den Wangenknochen, sodass seine kleinen, verschlagen blickenden Augen wie Schlitze zwischen Bart und Haupthaar aussahen. Es war das Gesicht einer Bestie, das jetzt über dem toten Stier zu beiden Reitern aufblickte. El Matarife verneigte sich spöttisch. Der Priester hob grüßend eine Hand.

Die Männer in der Felsarena, Partisanen des Schlächters, riefen nach einem Gefangenen. Der Kadaver des Stiers wurde am Felshang hochgezogen zu den anderen drei toten Tieren, deren Blut das weiße, kalte Gestein gefärbt hatte.

Der kleine Mann runzelte die Stirn. »Ein Gefangener?«

»Sie erwarten doch wohl nicht, dass El Matarife auf einen Willkommensgruß für Sie verzichtet, Comandante? Schließlich kommt nicht jeden Tag ein Franzose her.« Der Priester freute sich über das Unbehagen des kleinen Franzosen. »Und es wäre klug, zuzuschauen, Comandante. Eine Weigerung würde als Beleidigung seiner Gastfreundschaft betrachtet werden.«

»Gott verdamme seine Gastfreundschaft«, sagte der kleine Mann, aber er blieb.

Dieser kleine Franzose mit der Brille bot keinen beeindruckenden Anblick, doch das Äußere war trügerisch. Pierre Ducos wurde Commandant genannt, obwohl Major nicht sein wahrer Rang war und er überhaupt keinen Rang in der französischen Armee hatte, was jedoch keiner wusste. Er sprach außer dem Kaiser niemanden mit »Sire« an. Er war teils Spion, teils Polizist und ganz Politiker. Es war Pierre Ducos, der seinem Kaiser das Geheimnis vorgeschlagen hatte, und Pierre Ducos musste es in die Tat umsetzen und so den Krieg für Frankreich gewinnen.

Ein blonder Mann, nur mit Hemd und Hose bekleidet, wurde an den Kadavern der Stiere vorbeigeschoben. Seine Hände waren auf dem Rücken gefesselt. Er blinzelte, als wäre er von einer finsteren Stätte plötzlich ins Tageslicht gebracht worden.

»Wer ist das?«, fragte Ducos.

»Einer der Männer, die er in Salinas gefangen nahm.«

Ducos stieß einen Grunzlaut aus. El Matarife war ein Partisanenführer, einer der vielen, die das nördliche

Hügelland heimsuchten, und er hatte vor Kurzem einen französischen Konvoi überrascht und ein Dutzend Gefangene gemacht. Ducos rückte seine Brille zurecht. »Er nahm zwei Frauen gefangen.«

»Stimmt«, sagte der Priester.

»Was geschah mit ihnen?«

»Interessiert Sie das sehr, Comandante?«

»Nein.« Ducos' Tonfall klang mürrisch. »Sie waren Huren.«

»Französische Huren.«

»Trotzdem Huren.« Er sagte es angewidert. »Was geschah mit ihnen?«

»Sie gehen ihrem Gewerbe nach, Major, aber ihr Lohn ist das Leben statt Bargeld.«

Der blonde Gefangene war zum Fuß der Felsarena gebracht worden. Jetzt wurden seine Handfesseln durchgeschnitten. Er krümmte die Hände in der Eiseskälte und fragte sich offenbar, was ihm an dieser Stätte, die nach Blut stank, widerfahren würde. Bei den Zuschauern herrschte erwartungsvolle Vorfreude. Sie waren still, doch sie grinsten, weil sie wussten, was geschehen würde.

Eine Kette wurde in die Arena geworfen.

Die rostige Eisenkette fiel in das Blut des Stiers, das in der Kälte dampfte. Der Gefangene schauderte. Er wich einen Schritt zurück, als ein Mann ein Ende der Eisenkette anhob, doch dann ließ er sich stumm und ohne Widerstand die Kette um seinen linken Unterarm binden.

Der Schlächter, dessen gewaltiger Bart vom Blut des Stiers bespritzt war, nahm das andere Ende der Eisenkette. Er schlang es um seinen linken Arm und lachte den Gefangenen an. »Ich werde zählen, wie lange es dauert, bis du stirbst, Franzmann.«

Der französische Gefangene verstand die spanischen Worte nicht. Er erkannte jedoch, was auf ihn zukam, als

man ihm ein Messer mit langer Klinge in die Hand drückte, das identisch mit dem Messer in El Matarifes Hand war. Die Kette, die beide Männer miteinander verband, war drei Yards lang.

Der Priester lächelte. »Haben Sie schon mal solch einen Kampf gesehen?«

»Nein.«

»Er verlangt Geschicklichkeit.«

»Zweifellos«, sagte Ducos trocken.

Alle Geschicklichkeit war auf Seiten des Schlächters. Er hatte Übung in diesem Messerkampf, und er fürchtete keinen Gegner. Der Franzose war tapfer, aber verzweifelt. Seine Angriffe waren heftig, jedoch unbeholfen. Er wurde durch die Eisenkette aus dem Gleichgewicht gerissen, wurde gequält, erhielt Schnitte, und bei jedem Schnitt, den El Matarife ihm zufügte, zählten die Partisanen laut mit. *»Uno!«* Ein Schnitt, der dem Franzosen die Stirn aufriss. *»Dos!«* Ein Schnitt in die linke Hand. Die Zahl wuchs.

Ducos schaute zu. »Wie lange dauert das?«

»Vielleicht bis fünfzig.« Der Priester zuckte mit den Schultern. »Vielleicht auch länger.«

Ducos schaute den Priester an. »Gefällt Ihnen das?«

»Mir gefallen alle männlichen Zeitvertreibe, Comandante.«

Ducos lächelte. »Außer einem.«

Padre Hacha blickte wieder in die Arena hinab. Der Priester war groß, ein Hüne wie El Matarife. Er zeigte kein Mitleid mit dem Gefangenen, dem El Matarife Schnitte und Stiche zufügte. Padre Hacha war in vielerlei Hinsicht ein idealer Partner für Pierre Ducos. Wie der Franzose war er teils Spion, teils Polizist und ganz Politiker, doch seine Politik war die der Kirche, und seine Fähigkeiten waren der spanischen Inquisition gewidmet. Padre Hacha war ein Inquisitor.

»Catorce!«, schrien die Partisanen, und Ducos, erschreckt von dem lauten Aufschrei, schaute wieder hinunter in den Felsenkessel.

El Matarife, der noch nicht vom Messer des Gefangenen getroffen worden war, hatte seinem Gegner mit großem Geschick das linke Auge ausgestochen. El Matarife wischte sorgfältig die Messerspitze an seinem Lederärmel ab. »Komm, Franzmann!«

Der Gefangene hatte seine linke Hand auf die Augenhöhle gepresst. Die Eisenkette spannte sich und klirrte leise, als El Matarife die Hand des Gefangenen von der blutigen Augenhöhle fortzog. Der Gefangene schüttelte den Kopf und schluchzte. Er wusste, dass er lange und schmerzhaft sterben würde. So sah stets der Tod für die Franzosen aus, die von Partisanen gefangen genommen wurden, und auf die gleiche grausame Weise starben die Partisanen, die von den Franzosen gefangen genommen wurden.

Der Franzose zerrte an der Kette und versuchte, El Matarifes Druck standzuhalten, doch er war machtlos gegen den riesigen Mann. Plötzlich riss El Matarife an der Eisenkette, der Franzose fiel und wurde wie ein auf Land geratener Fisch über den Boden geschleift. Als der Spanier innehielt, wollte sich der Franzose aufrappeln, doch ein Tritt traf seinen linken Unterarm, brach den Knochen, und er wurde weitergeschleift. Die Zuschauer lachten über seine Schmerzensschreie.

Ducos’ Miene war ausdruckslos.

Padre Hacha lächelte. »Das regt Sie nicht auf, Comandante? Er ist ein Landsmann von Ihnen.«

»Ich hasse alle unnötige Grausamkeit.« Ducos rückte wieder seine Brille zurecht. Es war eine neue Brille, die er aus Paris hatte schicken lassen. Seine alte Brille war an Weihnachten von einem britischen Offizier namens Richard Sharpe mit dem Säbel zerschlagen worden. Diese Schmach

nagte noch in Ducos, aber er glaubte an das spanische Sprichwort, dass man Rache kalt genießen soll.

Bei zwanzig hatte der Franzose sein rechtes Auge verloren.

Bei fünfundzwanzig schluchzte er um Gnade. Er war nicht mehr in der Lage zu kämpfen, und seine zerlumpte, vor Schmutz starrende Hose war mit frischem Blut besudelt.

Bei dreißig erstickte sein Schluchzen, und der Gefangene wurde getötet. El Matarife ärgerte sich, weil der Mann keine Gegenwehr mehr leistete und es langweilig wurde. Er schnitt dem Gefangenen die Kehle durch, enthauptete ihn und warf den Kopf den Hunden vor, die von den toten Stieren weggejagt worden waren. Dann band er die Kette von seinem linken Unterarm, schob das Messer in die Scheide und schaute wieder zu den beiden Reitern empor. Er lächelte den Priester an. »Willkommen, Bruder! Was hast du mir gebracht?«

»Einen Gast.« Der Priester sagte es mit Nachdruck.

El Matarife lachte. »Bring ihn zum Haus, Thomas!«

Ducos folgte dem Inquisitor zwischen Felsen hindurch zu einem Haus, das aus Steinen erbaut war. Decken hingen vor den Fenster- und Türöffnungen. Im Haus, das von einem Feuer erwärmt wurde, wartete eine Mahlzeit. Es gab Fleischeintopf, Brot, Wein und Ziegenkäse. Das Mahl wurde von einem Mädchen mit narbigem, schmalem Gesicht serviert. El Matarife gesellte sich zu ihnen und brachte den Geruch von frischem Blut in die feuchte Wärme des kleinen Raums.

Der Partisanenführer schloss den Priester in die Arme. Sie waren Brüder, aber sie ähnelten sich kein bisschen. Die Körpergröße war gleich, doch das war die einzige Übereinstimmung. Der Inquisitor war gewandt, schlau und feinfühlig, und El Matarife war grob, primitiv und wild. Der Partisanenführer war der Typ Mann, den Pierre Ducos

verabscheute, denn er bewunderte Schlauheit und hasste brutale Kraft, doch der Inquisitor würde ihm nur helfen, wenn sein Bruder ins Vertrauen und in ihren Plan einbezogen wurde.

El Matarife löffelte den fetten Eintopf. Saft tropfte auf sein Bartgestrüpp. Er schaute Ducos mit den kleinen, rot geränderten Augen an. »Tapfer von Ihnen, hierher zu kommen.«

»Ich komme unter dem Schutz Ihres Bruders.« Ducos sprach perfekt Spanisch, wie er ein halbes Dutzend anderer Sprachen beherrschte.

El Matarife schüttelte den Kopf. »In diesem Tal, Franzmann, sind Sie unter *meinem* Schutz.«

»Dann bin ich dankbar dafür.«

»Hat es Ihnen gefallen, Ihren Landsmann sterben zu sehen?«

Ducos antwortete in sanftem Tonfall. »Wem würde Ihr kämpferisches Können nicht gefallen?«

El Matarife lachte. »Möchten Sie noch einen sterben sehen?«

»Juan!«, mahnte der Inquisitor laut. Er war der ältere Bruder, und seine Autorität schüchterte El Matarife ein. »Wir sind geschäftlich hier, Juan, nicht zum Vergnügen.« Er wies zu den anderen anwesenden Männern. »Und wir werden allein miteinander reden.«

Pierre Ducos war nicht gern hierher gekommen, doch der Krieg befand sich in einer so entscheidenden Phase, dass er den Forderungen des Inquisitors zugestimmt hatte.

Ducos hatte sich einverstanden erklärt, mit seinem Feind an diesem Tisch zu sitzen, weil der Krieg schlecht für Frankreich verlief. Der Kaiser war mit der größten Armee der Neuzeit in Russland einmarschiert, und diese Armee war in einem Winter vernichtend geschlagen worden. Jetzt bedrohte das nördliche Europa Frankreich. Die Armeen von

Russland, Preußen und Österreich witterten den Sieg. Um sie zu bekämpfen, zog Napoleon Truppen aus Spanien ab, zu einem Zeitpunkt, an dem der englische General Wellington seine Streitkräfte verstärkte. Nur ein Dummkopf glaubte jetzt noch an einen militärischen Sieg der Franzosen in Spanien, und Pierre Ducos war kein Dummkopf. Wenn die Armee die Briten nicht besiegen konnte, so war vielleicht jedoch ein Sieg durch die Politik möglich.

Das dünne Mädchen, das aus Furcht vor ihrem Herrn und Meister zitterte, schenkte Wein in silberne Becher ein. In das Silber war das »N« von Napoleon ziseliert. Es war Beute, die der Schlächter bei einem seiner Angriffe auf die Franzosen gemacht hatte. Ducos wartete, bis das Mädchen fort war, und dann sprach er mit seiner ruhigen, tiefen Stimme von Politik.

In Frankreich, im Luxus des Château von Valençay, befand sich der spanische König als Gefangener. Für sein Volk war Ferdinand VII. der rechtmäßige König, den man ihnen genommen hatte, ein Symbol für ihren Stolz. Sie kämpften nicht nur, um die französischen Invasoren zu vertreiben, sondern auch, um ihren König wieder auf den Thron zu setzen. Jetzt schlug Napoleon vor, den Spaniern ihren König zurückzugeben.

El Matarife schnitt Ziegenkäse mit dem Messer ab, mit dem er den Gefangenen gequält und getötet hatte. »Die Franzosen wollen den Spaniern den König zurückgeben?«, fragte er ungläubig.

»Er wird wieder auf den Thron kommen«, bekräftigte Ducos.

Ferdinand VII., erklärte der Franzose, würde nach Spanien zurückgeschickt werden. Er würde in allen Ehren zurückkehren dürfen, aber nur, wenn er den Vertrag von Valençay unterzeichnete. Das war das Geheimnis – der Vertrag, den Ducos für eine geniale Idee hielt. In dem

Vertrag hieß es, dass der Krieg, der unglücklicherweise zwischen Spanien und Frankreich ausgebrochen war, jetzt vorüber sei. Es würde Frieden sein. Die französischen Armeen würden sich aus Spanien zurückziehen, und der Vertrag enthielt das Versprechen, dass die Feindseligkeiten nicht fortgesetzt werden würden. Spanien würde ein freies, souveränes Land mit seinem geliebten König sein. Spanische Gefangene würden aus französischen Lagern heimgeschickt werden, spanische Trophäen würden ihren Regimentern zurückgegeben und der verletzte Stolz würde durch französische Schmeicheleien aufpoliert werden.

Als Gegenleistung musste Ferdinand nur eines versprechen: dass er die Allianz mit Britannien beenden würde. Die britische Armee sollte den Befehl erhalten, Spanien zu verlassen, und wenn sie das nicht sofort tat, durfte sie kein Futter für ihre Pferde, keinen Proviant für ihre Männer erhalten und keinen Hafen mit ihren Versorgungsschiffen anlaufen. Eine hungernde Armee war keine. Ohne dass ein Schuss fiel, würde Wellington gezwungen sein, Spanien zu verlassen, und Napoleon konnte jeden von der Viertelmillion französischer Soldaten in Spanien gegen die nördlichen Feinde marschieren lassen. Es war ein Geniestreich.

Natürlich musste das ein Geheimnis bleiben. Wenn die britische Regierung auch nur im Traum dachte, dass solch ein Vertrag vorbereitet wurde, dann würde britisches Gold fließen, Bestechungsgelder würden angeboten werden, und die Bevölkerung Spaniens würde aufgehetzt und gegen einen Frieden mit Frankreich aufgewiegelt werden.

Ducos räumte ein, dass der Vertrag in Spanien unpopulär sein würde. Die einfachen Leute, die Bauern, deren Frauen von den Franzosen vergewaltigt und deren Felder geplündert worden waren, würden keinen Frieden mit ihrem erbitterten Feind begrüßen. Nur ihr geliebter,

abwesender König konnte sie überreden, einen Frieden mit Frankreich zu akzeptieren, und ihr König zögerte.

Ferdinand VII. wollte eine Rückversicherung. Würde ihn der spanische Adel unterstützen? Die spanischen Generäle? Und – das Wichtigste – was würde die Kirche sagen? Es war Ducos' Aufgabe, dem König Antworten auf die Fragen zu liefern, und der Mann, der Ducos die Antworten geben würde, war der Inquisitor.

Padre Hacha war gerissen. Er war durch seine Raffinesse in der Inquisition aufgestiegen, und er wusste die geheimen Kanäle zu nutzen, die von der Inquisition zu allen wichtigen Leuten gepflegt wurden. Er konnte die anderen Inquisitoren in jedem Teil Spaniens einsetzen, um von wichtigen Persönlichkeiten Briefe zu sammeln, die dem gefangenen spanischen König übergeben wurden und die ihm versicherten, dass ein Frieden mit Frankreich von genug Adeligen, Geistlichen, Offizieren und Händlern akzeptiert werden würde, sodass der Vertrag möglich war.

All dies hörte sich El Matarife an. Als Ducos seinen Vortrag beendet hatte, zuckte der Partisanenführer mit den Schultern, wie um zu sagen, dass Politik nicht seine Sache war. »Ich bin Soldat.«

Pierre Ducos nippte an seinem Wein. Ein Windstoß hob eine der feuchten Decken vor einer Fensteröffnung an, und die Talgkerze auf dem Tisch flackerte. Ducos lächelte. »Ihre Familie war einst reich.«

El Matarife wies mit dem Messer, an dem noch Käse haftete, auf den Franzosen. »Eure Truppen zerstörten unseren Reichtum.«

»Ihr Bruder«, sagte Ducos mit einer Spur von Spott, »hat einen Preis für die Hilfe ausgehandelt, die er mir gewähren wird.«

»Einen Preis?« Der bärtige Hüne grinste bei dem Gedanken an Geld.

Ducos grinste zurück. »Der Preis ist die Rückgabe des Familienvermögens und mehr.«

»Mehr?« El Matarife schaute seinen Bruder an.

Der Priester nickte. »Dreihunderttausend Guineen, Juan.«

El Matarife lachte. Er blickte von seinem Bruder zu dem Franzosen und sah, dass keiner von beiden lächelte, dass die Summe stimmte, und sein Lachen verstummte. Er starrte Ducos streitlustig an. »Sie betrügen uns, Franzmann. Ihr Land wird niemals so viel zahlen. Niemals!«

»Das Geld kommt nicht von Frankreich«, sagte Ducos.

»Woher dann?«

»Von einer Frau«, erklärte Ducos sanft. »Aber zuerst muss jemand getötet werden, dann muss jemand inhaftiert werden, und das, El Matarife, ist *Ihre* Aufgabe bei diesem Plan.«

Der Partisanenführer sah seinen Bruder fragend an, und als der Priester bestätigend nickte, heftete er den Blick wieder auf den Franzosen. »Einer soll getötet werden?«

»Ja. Der Ehemann der Frau.«

»Wer soll inhaftiert werden?«

»Die Frau.«

»Wann?«

Pierre Ducos sah das Lächeln des Partisans, und Hoffnung stieg in ihm auf. Das Geheimnis würde sicher und Frankreich würde gerettet sein. Mit dreihunderttausend Guineen, die er nicht auszugeben brauchte, würde er die Zukunft von Napoleons Kaiserreich kaufen.

»Wann?«, fragte der Partisanenführer noch einmal.

»Im Frühjahr«, sagte Ducos. »In diesem Frühjahr. Werden Sie bereit sein?«

»Wenn mich Ihre Soldaten in Frieden lassen.« El Matarife lachte.

»Das verspreche ich.«

»Dann werde ich bereit sein.«

Das Übereinkommen wurde per Handschlag besiegelt. Das Geheimnis, der Vertrag, der zu Britanniens Niederlage führen sollte, würde sicher sein, und darüber hinaus würde sich Pierre Ducos an dem Engländer rächen, der seine Brillengläser mit dem Säbel in Stücke geschlagen hatte. Im Frühjahr, wenn sich die Armeen auf einen Krieg vorbereiteten, der binnen eines Jahres durch den geheimen Vertrag überflüssig werden würde, sollte ein Soldat namens Richard Sharpe sterben.

KAPITEL 1

Major Richard Sharpe stand an einem nasskalten Frühlingstag an einer alten Steinbrücke und spähte auf die Straße, die südwärts zu einem tiefen Pass in dem felsigen Hügelkamm führte. Der Wind wehte kalt in das felsige Tal hinab, und die Hügel waren dunkel vom Regen. Hinter Sharpe standen fünf Kompanien Infanterie. Die Männer hatten Lappen um die Schlösser ihrer Musketen gewickelt und die Mündungen mit Korken verstopft, damit kein Regen in die Läufe geriet.

Der Pass war fünfhundert Yards entfernt. In ein paar Minuten würde dort der Feind auftauchen, und Sharpes Aufgabe war es, zu verhindern, dass er die Brücke überquerte. Ein einfacher Job, die Arbeit eines Soldaten. Die Aufgabe wurde erleichtert, weil das Frühjahr 1813 spät kam, das Wetter in diesen Hügeln im Grenzland nur Regen gebracht hatte und der Fluss tief, reißend und unpassierbar geworden war. Der Feind musste zur Brücke kommen, wo Sharpe wartete, oder er konnte den Fluss nicht überqueren.

»Sir?« D’Alembord, Captain der Leichten Kompanie, sprach Major Sharpe zögernd und leise an, als befürchte er, Sharpes Zorn auf sich zu ziehen.

»Ja?«

»Ein Stabsoffizier kommt, Sir.«

Sharpe stieß einen Grunzlaut aus, sagte jedoch nichts. Er hörte Hufschlag nahen. Der Reiter passierte ihn, zog das Pferd um die Hand und zügelte es. Der Reiter, ein Kavallerie-Lieutenant, schaute aufgeregt auf Sharpe hinab.

»Major Sharpe?«

Ein dunkles Augenpaar, das hart und ärgerlich blickte, sah von den vergoldeten Sporen des Lieutenants auf. Der Blick schweifte über die Stiefel und den mit Schlamm bespritzten blauen Umhang und heftete sich auf die Augen des aufgeregten Stabsoffiziers. »Sie sind mir im Weg, Lieutenant.«

»Verzeihung, Sir.«

Der Lieutenant trieb sein Pferd hastig zur Seite. Er war hart geritten auf seinem Kurierritt durch schwieriges Terrain, und er war stolz darauf, es geschafft zu haben. Sein Stute war unruhig wie der aufgeregte Reiter. »General Preston lässt grüßen, Sir, und der Feind kommt in Ihre Richtung.«

»Ich habe Posten auf dem Hügelkamm«, sagte Sharpe schroff. »Ich sah den Feind seit einer halben Stunde.«

»Jawohl, Sir.«

Sharpe spähte zum Pass. Der Lieutenant überlegte, ob er stumm davonreiten sollte, als der große Major der Schützen wieder den Blick auf ihn richtete. »Sprechen Sie Französisch?«

Der Lieutenant, der nervös war, weil er Major Richard Sharpe zum ersten Mal begegnete, nickte eifrig. »Jawohl, Sir.«

»Wie gut?«

Der Kavallerist lächelte. *»Très bien, Monsieur, je parle …«*

»Ich habe keine verdammte Demonstration verlangt! Antworten Sie!«

Der Lieutenant war bestürzt wegen des heftigen Tadels. »Ich spreche gut Französisch, Sir.«

Sharpe starrte ihn an. Der Lieutenant dachte, dass auf diese Art ein Henker einen einst privilegierten Delinquenten anstarren würde. »Wie heißen Sie, Lieutenant?«

»Trumper-Jones, Sir.«

»Haben Sie ein weißes Taschentuch?«

Diese Unterhaltung, fand Trumper-Jones, wurde zunehmend sonderbar. »Jawohl, Sir.«

»Gut.« Sharpe spähte wieder zu den Hügeln und der Passstraße hinauf.

Das ist zu einem Scheißjob geworden, dachte er. Die britische Armee säuberte die Straßen östlich der portugiesischen Grenze. Sie trieben die französischen Vorposten zurück und räumten die französischen Garnisonen, damit die Straßen bereit für den Sommerfeldzug der Armee waren.

An diesem regnerischen, kalten und windigen Tag hatten fünf britische Bataillone eine kleine französische Garnison am Fluss namens Tormes angegriffen. Knapp fünf Meilen hinter den Franzosen, auf der Straße, die ihr Rückzugsweg war, befand sich diese Brücke. Sharpe war mit einem halben Bataillon und einer Kompanie von Schützen in einem Nachtmarsch im Bogen zu der Brücke geschickt worden, um den Rückzug der Franzosen zu blockieren. Seine Aufgabe war einfach. Er sollte die Franzosen lange genug aufhalten, bis die anderen Bataillone heran waren und sie erledigten. So einfach war das, doch nun, am späten Nachmittag, war Sharpe zornig und erbittert. Da war etwas schiefgelaufen.

»Sir?«

Sharpe blickte auf. Lieutenant Trumper-Jones hielt ihm ein gefaltetes Leinentaschentuch hin und lächelte nervös. »Sie wollten ein Taschentuch, Sir?«

»Ich will mir nicht die Nase putzen, Sie Blödmann! Es ist für eine Kapitulation!«, grollte Sharpe und ging zwei Schritte fort.

Michael Trumper-Jones starrte ihm nach. Es stimmte, dass sich tausendfünfhundert Franzosen dieser kleinen Truppe von weniger als vierhundert Mann näherten, aber nichts,

was Trumper-Jones über Richard Sharpe gehört hatte, war eine Vorbereitung auf diese plötzliche Bereitschaft zur Kapitulation gewesen. Sharpes Ruhm war bis nach England gedrungen, woher Michael Trumper-Jones erst vor Kurzem gesegelt war, um in die Armee einzutreten, und je näher er an die Fronten gekommen war, desto öfter hatte er den Namen Richard Sharpe gehört. Sharpe war der Inbegriff des guten Soldaten, ein Mann, bei dem andere begierig um Anerkennung buhlten und dessen Name als Symbol für professionelle Fähigkeit galt, und offenbar ein Mann, der sich jetzt kampflos ergeben wollte.

Lieutenant Michael Trumper-Jones war entsetzt bei diesem Gedanken. Er schaute verstohlen auf Sharpes Gesicht, das von der Sonne gebräunt und vom Wind gegerbt war. Es war ein gut aussehendes Gesicht, trotz der Narbe unterhalb seines linken Auges, die ihm einen spöttischen, wissenden Ausdruck verlieh. Trumper-Jones wusste es nicht, aber dieser Ausdruck verschwand, wenn Sharpe lächelte.

Am meisten erstaunte Trumper-Jones, dass Major Richard Sharpe keine Rangabzeichen und weder Schärpe noch Epauletten trug. Nur der große, abgegriffene Kavallerie-Säbel an seiner Seite wies darauf hin, dass er Offizier war. Kaum zu glauben, dass dies der Mann war, der die erste Adler-Standarte von den Franzosen erbeutet hatte, der in die Bresche von Badajoz gestürmt war und mit den Deutschen bei Garcia Hernández gesiegt hatte. Kaum zu glauben, dass dieser selbstsichere Mann seine Karriere aus dem Mannschaftsstand begonnen hatte. Das machte es noch schwieriger, zu begreifen, dass er sich kampflos ergeben wollte.

»Was starren Sie mich so an, Lieutenant?«

»Nichts, Sir.« Trumper-Jones hatte gedacht, Sharpe beobachte die südlichen Hügel.

Das hatte er auch getan, doch er hatte das Starren des Lieutenants bemerkt, und es gefiel ihm nicht. Er hasste es, angegafft und beobachtet zu werden. In diesen Tagen fühlte er sich nur in Gesellschaft seiner Freunde wohl. Es wurde ihm ebenfalls bewusst, dass er unnötig schroff zu dem jungen Kavallerie-Offizier gewesen war. Er schaute zu ihm auf. »Wir haben drei Geschütze gezählt. Stimmen Sie da zu?«

»Jawohl, Sir.«

»Vierpfünder?«

»Ich glaube, ja, Sir.«

Sharpe grunzte. Er beobachtete den Pass. Er hoffte, dass er nach den beiden Fragen einen freundlicheren Eindruck auf den Lieutenant machte, obwohl er in Wirklichkeit keine freundlichen Gefühle für irgendeinen Fremden hegte. Seit Weihnachten war er in dieser depressiven Stimmung, hin und her gerissen von heftigen Schuldgefühlen und wilder Verzweiflung, weil seine Frau am verschneiten Tor Gottes gestorben war. Immer wieder sah er vor seinem geistigen Auge das Blut an ihrer Kehle. Er schüttelte den Kopf, wie um das Bild zu verbannen. Er fühlte sich schuldig, weil seine Frau Teresa ums Leben gekommen war, weil er sie betrogen hatte, weil er ihre Liebe nur so unzulänglich erwidert und zugelassen hatte, dass seine Tochter die Mutter verloren hatte.

Durch diese Schuld war er arm geworden. Seine Tochter, noch keine zwei Jahre alt, wuchs bei ihrem Onkel und ihrer Tante auf, und Sharpe hatte all seine Ersparnisse genommen und sie Antonia, seiner Tochter, geschenkt. Er besaß nichts mehr außer Säbel, Gewehr, Fernrohr und der Kleidung auf seinem Leib. Er ärgerte sich über diesen jungen Stabsoffizier auf seinem teuren Pferd und mit den vergoldeten Sporen an neuen Lederstiefeln.

In den Gliedern hinter ihm setzte Raunen ein. Die Männer hatten die kleinen Gestalten gesehen, die plötzlich auf dem

südlichen Hügelkamm auftauchten. Sharpe wandte sich zu ihnen um. »Bataillon!« Es wurde still. »Bataillon! Stillgestanden!«

Die Stiefel der Männer knallten auf nassem Felsboden zusammen. Die Männer standen in zwei Gliedern quer vor der Mündung des kleinen Tals, in dem die Straße nordwärts führte.

Sharpe schaute sie an, und er wusste, wie nervös sie waren. Dies waren seine Männer, sein Bataillon, und er vertraute ihnen, selbst gegen den zahlenmäßig hoch überlegenen Feind. »Sergeant Huckfield!«

»Sir!«

»Fahnen hoch!«

Lieutenant Michael Trumper-Jones fand es unpassend, dass die Männer in einem solch feierlichen Augenblick grinsten. Dann sah er den Grund. Die »Fahnen« waren nicht die üblichen Flaggen eines Bataillons, sondern Stofftücher, die an zwei entlaubte Birkenstämme gebunden waren. Im Regen hingen sie schlaff herab, und aus der Ferne konnte man unmöglich erkennen, dass die Fahnen nur zwei Mäntel waren, die mit gelbem Besatz von Uniformröcken der Soldaten verziert worden waren. Oben auf den beiden »Fahnenstangen« war weiterer gelber Stoff angebracht, damit sie, zumindest aus der Ferne, den Kronen von England ähnelten.

Sharpe sah die Überraschung des jungen Stabsoffiziers. »Halbbataillone haben keine Fahnen, Mister Trumper-Jones.«

»Jawohl, Sir.«

»Und die Franzosen wissen das.«

»Jawohl, Sir.«

»Was werden sie also denken?«

»Dass Sie ein *ganzes* Bataillon haben, Sir?«

»Genau.« Sharpe blickte wieder nach Süden, und Michael Trumper-Jones fragte sich neugierig, warum dieses Täuschungsmanöver ein notwendiges Vorspiel für die Kapitulation war. Er hielt es für besser, nicht zu fragen. Major Sharpes Miene entmutigte ihn.

Kein Wunder, denn Major Richard Sharpe, der nach Süden spähte, dachte in diesem Augenblick, dass dieses Flusstal ein elender, unpassender und blöder Platz zum Sterben war. Er fragte sich manchmal, ob er im Tod Teresa wiedersehen würde, ihr schmales Gesicht, das ihn immer mit einem Lächeln begrüßt hatte, das jedoch immer mehr in der Erinnerung verblasste. Er hatte nicht einmal ein Bild von ihr, und seine Tochter, die in Teresas spanischer Familie aufwuchs, hatte weder von ihrer Mutter ein Bild noch von ihrem Vater.

Sharpe wusste, dass die Armee eines Tages von Spanien fortmarschieren und er mitmarschieren würde, und seine Tochter würde sich selbst überlassen sein, wie er als kleiner Junge als Waise zurückgeblieben war. Elend zeugt Elend, dachte er, und dann erinnerte er sich an den Trost, dass Antonias Onkel und Tante bessere und liebevollere Elternteile waren, als er jemals einer hätte sein können.

Eine Windbö peitschte Regen übers Tal, verdeckte die Sicht und warf prasselnden Regen auf die Steinbrücke. Sharpe sah zu dem berittenen Offizier auf. »Was sehen Sie, Lieutenant?«

»Sechs Reiter, Sir.«

»Sie haben keine Kavallerie?«

»Wir haben keine gesehen, Sir.«

»Dann sind es ihre Infanterie-Offiziere. Die Kerle werden unseren Tod planen.« Er lächelte bitter. Er wünschte, dieses Wetter würde aufhören, die Sonne würde das Land wärmen und die schrecklichen Erinnerungen an den Winter auslöschen.

Dann war der Horizont am Pass plötzlich von blauen Uniformen der Franzosen übersät. Sharpe zählte die Kompanien, die auf ihn zumarschierten. Sechs. Das war die Vorhut, die den Befehl erhalten würde, die Brücke zu stürmen, aber noch waren die französischen Geschütze nicht herangeschafft und in Stellung gebracht worden.

An diesem Morgen hatte sich Sharpe Captain Peter d'Alembords Pferd geliehen und war ein Dutzend Mal über die Route geritten, auf der sich die Franzosen näherten. Er hatte sich in die Lage des feindlichen Befehlshabers versetzt und mit sich gestritten, bis er sicher gewesen war, was der Feind tun würde. Als er jetzt beobachtete, tat der Feind genau das.

Die Franzosen wussten, dass eine große britische Streitmacht hinter ihnen war. Sie wagten nicht, die Straße zu verlassen und ihre Geschütze aufzugeben, um durch das Hügelland zu ziehen, denn dann würden sie den Partisanen ausgeliefert sein. Sie wollten diese Straßensperre schnell zerschmettern, und das Werkzeug dafür waren ihre Geschütze.

Etwa hundertfünfzig Yards unterhalb des Hügelkamms, wo die Straße eine letzte Biegung zum Tal hin beschrieb, gab es eine felsige Plattform, die eine ideale Stellung für Artillerie darstellte. Von dort aus konnten die Franzosen ihre Kartätschen in Sharpes beide Glieder feuern, und wenn sie die Briten verstreut hatten, sie verwundet waren und im Sterben lagen, würde die französische Infanterie die Brücke mit den Bajonetten stürmen. Von der bequemen Felsplattform aus konnten die französischen Geschütze über die Köpfe ihrer eigenen Infanterie hinwegfeuern. Die Plattform war dafür geschaffen, so sehr, dass Sharpe heute Morgen einen Arbeitstrupp dorthin geschickt hatte, der Felsbrocken entfernt hatte, die den Kanonieren lästig sein konnten.

Er wollte die französischen Geschütze dort haben. Er hatte die Franzosen förmlich eingeladen, sie dort in Stellung zu bringen.

Sharpe beobachtete, während die drei Teams langsam die Geschütze die steile Straße hinabmanövrierten. Infanteristen halfen, die Räder zu bremsen. Immer tiefer gelangten sie.

Es war möglich, dass die Geschütze auf die flache Fläche gegenüber der Brücke gebracht wurden, aber um das zu verhindern, hatte Sharpe seine Hand voll Schützen der Leichten Kompanie des South Essex Bataillons am Flussufer postiert. Die Franzosen würden sie dort sehen, die Treffsicherheit der Schützen fürchten und sich entscheiden, die Geschütze außerhalb der Gewehrschussweite in Stellung zu bringen.

Und so war es. Sharpe war erleichtert, dass die Teams zu der Plattform einschwenkten. Dann wurden die Kanonen abgeprotzt, und die Munition wurde nach vorn gebracht.

Sharpe wandte sich zu den Männern um. »Die Mündungen entkorken!«

Die Männer mit den roten Uniformröcken zogen die Korken aus den Läufen ihrer Musketen und wickelten die feuchten Lappen von den Schlössern ab. »Musketen – anlegen!«

Die Männer nahmen die Musketen an die Schulter. Die Franzosen würden die Bewegung natürlich sehen. Sie fürchteten die Schnelligkeit von britischem Musketenfeuer, den gut eingeübten Rhythmus des Todes, der so viele Schlachtfelder Spaniens heimgesucht hatte.

Sharpe wandte sich von seinen Männern ab. »Lieutenant?«

»Sir?« Michael Trumper-Jones sagte es mit piepsiger Stimme. Er versuchte es mit tieferer Stimme. »Sir?«

»Binden Sie Ihr Taschentuch an Ihren Säbel.«

»Aber, Sir …«

»Befolgen Sie den Befehl, Lieutenant!« Sharpe sagte es so leise, dass keiner der Männer außer Trumper-Jones es hören konnte, aber die Worte klangen hart und scharf.

»Jawohl, Sir.«

Die sechs Kompanien der Franzosen waren etwa zweihundertfünfzig Yards entfernt. Sie kamen in einer Kolonne, mit aufgepflanzten Bajonetten, und sie waren bereit, anzugreifen, wenn die Geschütze ihre Aufgabe erledigt hatten.

Sharpe nahm das Fernrohr aus der Provianttasche, zog es aus und schaute sich die Geschütze an. Er sah die Kartätschen, die Metallbehälter, die ihre Kugeln in einem Fächer des Todes ausbreiten würden.

Dies war der Augenblick, in dem er es hasste, Major zu sein. Er musste lernen, Arbeit zu delegieren, andere Männer die gefährliche, harte Arbeit erledigen zu lassen, doch in diesem Moment, in dem die französischen Kanoniere die letzten Vorbereitungen zum Feuern trafen, wünschte er, bei der Kompanie Schützen zu sein, die ihm für dieses Tagewerk zugeteilt worden war.

Die erste Kartätsche wurde in ein Rohr geschoben.

»Jetzt, Bill!«, sagte Sharpe laut. Michael Trumper-Jones fragte sich, ob er etwas darauf erwidern sollte, und sagte sich, dass er besser den Mund hielt.

Links der Straße, von den hohen Felsen, die dort aufragten, waren weiße Rauchwölkchen zu sehen. Dann folgte das Krachen von Gewehren. Drei der Kanoniere brachen getroffen zusammen.

Es war ein einfacher Hinterhalt. Eine Kompanie Schützen nahe der Stelle versteckt, an der die Geschütze gezwungenermaßen abgeprotzt werden mussten.

Die Franzosen wurden von den Schützen völlig überrascht. Weil sie selbst keine Gewehre benutzten,

sondern die Muskete mit glattem Lauf vorzogen, die so viel schneller feuerte, trafen sie keine Vorsichtsmaßnahmen gegen die Grünröcke, die so geschickt in Deckung gingen und auf drei- oder vierhundert Schritt schießen konnten. Jetzt lag die Hälfte der Kanoniere am Boden, Pulverrauch wallte dicht, und immer noch krachten Gewehre, und Kugeln schlugen in die Besatzungen der Geschütze. Die Schützen wechselten die Positionen, um am Rauch der vorangegangenen Schüsse vorbei zu zielen, erschossen die Zugpferde, damit die Geschütze nicht mehr bewegt werden konnten, und töteten die Kanoniere, sodass die bewegungsunfähig gemachten Geschütze nicht mehr bedient werden konnten.

Die Nachhut des Feindes, die auf der Straße hinter den Geschützen war, wurde im Laufschritt vorwärts befohlen. Die Männer formierten sich unterhalb der Felsen und wurden hinauf befohlen, doch der Felshang war zu steil, und die Schützen waren beweglicher als ihre schwer beladenen Feinde. Der französische Angriff verhinderte immerhin, dass die britischen Schützen weiterhin auf die Kanoniere feuerten, und diejenigen Artilleristen, die überlebt hatten, krochen aus der Deckung ihrer Protzen, um die Geschütze weiter zu laden.

Sharpe lächelte.

Da war ein Mann namens William Frederickson in diesen Hügeln. Halb Deutscher, halb Engländer und Furcht erregender als jeder Soldat, den Sharpe bisher gesehen hatte. Er wurde von seinen Männern »der liebe Bill« genannt, obwohl er mit seiner Augenklappe, den falschen Schneidezähnen und mit dem narbigen Gesicht alles andere als lieb aussah. Der liebe Bill ließ die Kanoniere, die überlebt hatten, aus der Deckung kommen, und dann gab er den Schützen rechts der Straße den Feuerbefehl.

Die letzten Kanoniere fielen. Die Schützen zielten auf Fredericksons Rufe hin auf die berittenen Offiziere der

Infanterie. Der Feind wurde durch wenige, gut gezielte Gewehrschüsse seiner Artillerie beraubt und plötzlich ins Chaos gestürzt. Jetzt war es für Sharpe an der Zeit, seine andere Waffe einzusetzen.

»Lieutenant?«

Michael Trumper-Jones, der versuchte, die feuchte weiße »Fahne« zu verstecken, die von seiner Säbelspitze hing, schaute Sharpe an. »Sir?«

»Reiten Sie zum Feind, grüßen Sie ihn von mir und schlagen Sie vor, dass er die Waffen niederlegt.«

Trumper-Jones starrte den großen Schützen an. »Dass sie sich ergeben, Sir?«

Sharpe sah ihn finster an. »Sie wollen doch nicht etwa vorschlagen, dass *wir* uns ergeben, oder?«

»Nein, Sir.« Trumper-Jones schüttelte heftig den Kopf. Er fragte sich, wie er tausendfünfhundert Franzosen überreden konnte, vor vierhundert durchnässten, erschöpften britischen Infanteristen zu kapitulieren. »Natürlich nicht, Sir.«

»Sagen Sie ihnen, dass wir hier ein Bataillon in Reserve haben, dass sechs weitere hinter ihnen sind und wir Kavallerie in den Hügeln haben und bald Geschütze eintreffen. Erzählen Sie ihnen jede gottverdammte Lüge, die Ihnen einfällt. Aber richten Sie meine Grüße aus und sagen Sie, dass meiner Meinung nach genug Männer gestorben sind. Sagen Sie den Franzosen, dass sie Zeit haben, um ihre Fahnen zu vernichten.« Sharpe schaute über die Brücke. Die Franzosen kletterten die Felsen hinauf, doch immer noch krachten Gewehre gedämpft durch den Regen, immer noch starben Männer sinnlos an diesem Nachmittag. »Reiten Sie, Lieutenant! Sagen Sie den Franzosen, dass ich ihnen fünfzehn Minuten gebe, bevor ich angreife! Hornist?«

»Sir?«

»Blasen Sie die Reveille. So lange, bis der Lieutenant beim Feind ist.«

»Jawohl, Sir.«

Die Franzosen, gewarnt durch den Hornisten, beobachteten den einzelnen Reiter, der auf sie zuritt und sein weißes Taschentuch hoch hielt. Höflich befahlen sie ihren Männern, das Feuer auf die schwer fassbaren britischen Schützen auf den Felsen einzustellen.

Der Rauch des Kampfes verwehte im Regen, der vom Wind gepeitscht wurde, als Trumper-Jones in einem Knäuel von französischen Offizieren verschwand. Sharpe wandte sich zu den Männern um. »Rührt euch!«

Die fünf Kompanien rührten sich. Sharpe blickte zum Flussufer. »Sergeant Harper!«

»Sir!« Ein riesiger Mann, noch einen Kopf größer als der große Sharpe, kam vom Ufer. Er war einer der Schützen, der mit Sharpe in diesem Bataillon von Rotröcken gelandet war. Obwohl das South Essex Bataillon rote Uniformröcke und die Musketen für kurze Distanz trug, hatte dieser Mann wie die anderen Schützen von Sharpes alter Kompanie immer noch die grüne Uniform an und war mit einem Gewehr bewaffnet.

»Glauben Sie, die Scheißer geben klein bei?«, fragte Harper, als er bei Sharpe angelangt war.

»Sie haben keine andere Wahl. Sie wissen, dass sie in der Falle sitzen. Wenn sie uns nicht binnen einer Stunde loswerden, sind sie erledigt.«

Harper lachte. Wenn jemand ein wahrer Freund Sharpes war, dann dieser Sergeant. Sie hatten zusammen auf jedem Schlachtfeld in Spanien und Portugal gekämpft, und das Einzige, was Harper mit Sharpe nicht teilen konnte, war das Schuldgefühl, das ihn seit dem Tod seiner Frau quälte.

Sharpe rieb sich die Hände gegen die für diese Jahreszeit ungewöhnliche Kälte. »Ich möchte etwas Tee, Patrick. Du

hast meine Erlaubnis, welchen zu machen.«

Harper grinste. »Jawohl, Sir.« Er sprach mit dem starken Akzent von Ulster.

Der Tee war noch warm im Becher, den Sharpe in den Händen hielt, als Lieutenant Trumper-Jones mit dem französischen Colonel zurückkehrte. Sharpe hatte bereits befohlen, die falschen Fahnen zu senken, und nun ging er seinem verzweifelten Feind entgegen. Er weigerte sich, den Degen des Mannes zu nehmen. Der Colonel, der wusste, dass er diese Brücke ohne seine Geschütze nicht einnehmen konnte, akzeptierte die Kapitulationsbedingungen. Er erklärte, es sei ein Trost, dass er sich einem Soldaten von Major Sharpes Ansehen ergebe.

Major Sharpe dankte ihm. Er bot ihm Tee an.

Zwei Stunden später, als General Preston mit seinen fünf Bataillonen eintraf und verwirrt war, weil er kein Musketenfeuer vor sich gehört hatte, fand er rund tausendfünfhundert französische Gefangene, drei erbeutete Geschütze und vier Wagen mit Proviant vor. Die französischen Musketen waren am Straßenrand aufgeschichtet. Was die Franzosen aus dem Dorf bei ihrer Garnison geplündert hatten, befand sich jetzt im Gepäck von Sharpes Männern. Niemand vom South Essex Bataillon oder von Fredericksons Schützen war auch nur verwundet. Die Franzosen hatten sieben Mann verloren und einundzwanzig Verwundete zu beklagen.

»Glückwunsch, Sharpe!«, sagte der General.

»Danke, Sir.«

Offizier nach Offizier beglückwünschte ihn. Er schüttelte sie ab. Er erklärte, dass die Franzosen wirklich keine Wahl gehabt hatten, dass sie ohne Geschütze seine Stellung nicht hätten durchbrechen können, doch die Glückwünsche

nahmen kein Ende, und schließlich wurde es ihm peinlich, und er ging zur Brücke zurück.

Er schritt über die Brücke und fand den Quartiermeister des South Essex Bataillons, einen korpulenten Offizier namens Collip, der das Halbbataillon auf seinem Nachtmarsch begleitet hatte.

Sharpe zog Collip in eine Felsspalte. Collip wich furchtsam zurück, denn Sharpes Miene war grimmig. »Sie sind ein glücklicher Mann, Collip.«

»Jawohl, Sir.« Collip hatte schreckliche Angst. Er war erst vor zwei Monaten zum South Essex gekommen.

»Sagen Sie mir, warum Sie sich glücklich preisen können, Mister Collip.«

Collip schluckte nervös. »Es – es wird keine Strafe geben, Sir?«

»Es hätte nie irgendeine Strafe gegeben, Mister Collip.«

»Nicht, Sir?«

»Weil es meine Schuld war. Ich glaubte Ihnen, als Sie sagten, Sie könnten mir die Verantwortung für das Gepäck aus den Händen nehmen. Das war mein Fehler. Haben Sie mir noch was zu sagen?«

»Es tut mir sehr leid, Sir.«

In der Nacht waren Sharpe und seine Captains mit Fredericksons Schützen vorausmarschiert. Sharpe hatte sie angeführt, um ihnen den Weg zu zeigen, den sie nehmen mussten, und er hatte es Collip und den Lieutenants überlassen, die Männer hinterher zu bringen. Sharpe war zurückgekehrt und hatte Collip am Rand einer tiefen Schlucht vorgefunden, die mit großen Schwierigkeiten überwunden worden war. Sharpe hatte die Schützen hinüber geführt, war eine steile Wand hinunter geklettert, war durch einen eiskalten Bach gewatet, dessen Wasser in diesem nassen Frühjahr bis zur Hüfte reichte, und mit

nasser, kalter Kleidung auf der anderen Seite hochgeklettert.

Als Sharpe zu den fünf Kompanien zurückgekehrt war, hatte ihn eine Pleite erwartet.

Mister Collip, der Quartiermeister, hatte entschieden, den Rotröcken das Durchqueren der Schlucht zu erleichtern. Er hatte aus Musketenriemen ein langes Seil gemacht, eine große Schlinge, die über den Abgrund gezogen werden konnte, und auf der Leine über die Schlucht hatte er alle Waffen, Tornister, Feldflaschen und Provianttaschen der Männer befestigt. Beim letzten Einholen der Leine hatte sich ein Riemen gelöst, und die gesamte Musketenmunition des South Essex Bataillons war in den Bach gefallen.

Als sich die Franzosen der Brücke näherten, hatten nur Sharpes Schützen Munition. Die Franzosen hätten die Brücke mit einer einzigen Musketensalve einnehmen können, weil Sharpe ihnen nichts hatte entgegensetzen können.

»Trennen Sie niemals wieder einen Mann von seinen Waffen und der Munition, Mister Collip, *niemals!* Versprechen Sie mir das?«

Collip nickte eifrig. »Jawohl, Sir.«

»Ich finde, Sie schulden mir eine Flasche, Mister Collip.«

»Jawohl, Sir. Selbstverständlich, Sir.«

»Guten Tag, Mister Collip.«

Sharpe ging davon. Er lächelte plötzlich, vielleicht weil die Wolkendecke im Westen aufgerissen war und ein Strahl rötlicher Sonnenschein auf den Schauplatz seines Sieges fiel. Sharpe suchte Patrick Harper und trank mit seinem alten Schützen Tee. »Ein gutes Tagewerk, Jungs.«

Harper lachte. »Haben Sie den Bastarden gesagt, dass wir keine Munition hatten?«

»Man soll den Leuten immer ihren Stolz lassen, Patrick.« Sharpe lachte. Er hatte seit Weihnachten nicht mehr

gelacht.

Aber jetzt, nach diesem ersten Kampf des neuen Feldzugs, hatte er den Winter überlebt, hatte seinen ersten Sieg des Frühjahrs errungen und freute sich auf einen Sommer ohne den Kummer und das Durcheinander der Vergangenheit. Er war Soldat, er marschierte in den Krieg, und die Zukunft sah glänzend aus.

KAPITEL 2

An einem Sonnentag, als die Schwalben ihre Nester im alten Gemäuer der Burg von Burgos bauten, starrte Commandant Pierre Ducos von der Mauer hinab.

Er war barhäuptig. Der leichte Westwind zupfte an seinem schwarzen Haar, während er in den Burghof schaute. Er rückte die Bügel seiner Brille zurecht und zuckte zusammen, als das Metall über seine wund gescheuerte Haut schabte.

Sechs Wagen wurden über das Kopfsteinpflaster gezogen. Es waren gewaltige Wagen, mit jeweils acht Ochsen. Planen bedeckten die Ladung, waren mit Stricken befestigt und wölbten sich über der Fracht. Die müden Ochsen wurden vom fernen Ende des Burghofs getrieben, wo die Wagen mit viel Mühe an der Mauer des Burgfrieds geparkt wurden.

Die Wagen wurden von Kavalleristen eskortiert, die Lanzen trugen, an denen rote und weiße Wimpel hingen.

Die Garnison der Burg beobachtete die Ankunft der Wagen. Über ihren Köpfen, auf der Spitze des Burgfrieds, flatterte die Trikolore im leichten Wind. Die Posten schauten über das weite Land hinaus und fragten sich, ob der Krieg von Neuem gegen diese alte spanische Festung anbranden würde, die die Große Straße von Paris nach Madrid bewachte.

Hufschlag trommelte am Torweg, und Pierre Ducos sah eine glänzende Kutsche in den Burghof fahren. Sie wurde von vier Schimmeln gezogen, die silbernes Zaumzeug hatten. Die Kutsche fuhr zu schnell, aber Ducos sagte sich, dass dies typisch für die Besitzerin war.

Sie war in Spanien bekannt als *La Puta Dorada* – die goldene Hure.

Neben der Kutsche, die im Burghof stoppte, zügelte ein Général der Kavallerie sein Pferd. Er war noch recht jung, das Abbild eines französischen Helden, dessen prächtige Uniform gestärkt war, damit sie das Gewicht seiner Orden und Abzeichen tragen konnte. Er sprang von seinem Pferd, winkte den Kutscher zur Seite, öffnete den Kutschenschlag und ließ schwungvoll die Treppe herunter. Dann verneigte er sich.

Ducos starrte auf die Frau, die aus der Kutsche stieg, wie ein Raubtier sein Opfer anstarrt.

Sie war schön, die goldene Hure. Männer, die sie zum ersten Mal sahen, konnten kaum glauben, dass eine Frau so schön sein konnte. Ihre Haut war weiß und rein wie die weißen Perlmuscheln am Strand der Biskaya. Ihr Haar war goldblond. Eine Laune der Natur verlieh ihrem Gesicht einen Ausdruck der Unschuld, was in Männern den Wunsch weckte, sie zu beschützen. Pierre Ducos kannte nur wenige Frauen, die so wenig Schutz brauchten wie die goldene Hure.

Sie war Französin, geborene Hélène Leroux, und sie diente Frankreich seit ihrem sechzehnten Lebensjahr. Sie hatte in den Betten der Mächtigen geschlafen und ihnen die Geheimnisse ihrer Nationen entlockt, und als Napoleon die Entscheidung getroffen hatte, Spanien zu annektieren, hatte er Hélène als seine Waffe ausgeschickt.

Sie hatte sich als Tochter von Opfern der Revolution ausgegeben. Auf Anweisung von Paris hatte sie einen Mann geheiratet, der dem spanischen König nahestand und in die Geheimnisse eingeweiht war. Sie war immer noch verheiratet, doch ihr Mann war weit fort, und sie trug den Titel, den er ihr gegeben hatte. Sie war die Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba. Sie war so schön wie

ein Sommertraum und so höllisch wie der Teufel. *La Puta Dorada*.

Ducos lächelte. Ein Falke, hoch über seinem Opfer, mochte die gleiche Befriedigung empfinden wie jetzt der französische Major, als er seinem Adjutanten befahl, der Marquesa einen Gruß von Pierre Ducos zu überbringen und sie zu bitten – was einem Befehl gleichkam, ihn unverzüglich aufzusuchen.

Die Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba, duftend nach Rosenwasser und lieblich lächelnd, wurde eine Stunde später in Commandant Ducos' spartanisch eingerichtetes Büro geführt. Er schaute vom Schreibtisch auf. »Sie kommen spät.«

Sie blies ihm eine Kusshand von ihren Spitzenhandschuhen zu und schritt an ihm vorbei zur Bastion. »Die Landschaft sieht heute sehr schön aus. Ich bat Ihren herrlich schüchternen Lieutenant, mir etwas Wein und Weintrauben zu holen. Wir könnten hier draußen essen, Pierre. Ihre Haut braucht etwas Sonne.« Sie beschattete ihr Gesicht mit einem Sonnenschirm und lächelte Ducos an. »Wie geht es Ihnen, Pierre? Tanzen Sie die Nächte durch wie immer?«

Er ignorierte ihren Spott. Er trat auf die Türschwelle und sagte schroff: »Sie haben sechs Wagen in dieser Festung.«

Sie mimte ehrfürchtige Scheu. »Hat der Kaiser Sie zu seinem Schirrmeister gemacht, Pierre? Da muss ich Ihnen gratulieren.«

Er zog ein gefaltetes Papier aus seiner Westentasche. »Die Wagen sind mit Tafelgold und Tafelsilber beladen, mit Gemälden, Münzen, Gobelins, Statuen, Skulpturen und mit dem Inhalt eines Weinkellers, verpackt in Sägemehl. Der Gesamtwert beträgt dreihunderttausend Guineen.« Er starrte sie in stummem Triumph an.

»Und einige Möbelstücke, Pierre. Hat Ihr Spion nicht die Möbel gefunden? Einige davon sind ziemlich wertvoll. Eine sehr teure maurische Couch mit Elfenbeinintarsien, ein japanischer Sekretär, der Ihnen gefallen würde, und ein Spiegelbett.«

»Und zweifellos das Bett, in dem Sie Général Verigny überredeten, Ihren gestohlenen Besitz zu schützen?« Général Verigny war der Kavallerie-Offizier, dessen Männer die Wagen auf der Fahrt von Salamanca eskortiert hatten.

»Gestohlen, Pierre? All das gehört mir und meinem lieben Mann. Ich dachte mir nur, da Wellington uns zu besiegen droht, sollte ich unsere bescheidene Habe nach Frankreich bringen. Betrachten Sie mich einfach als Flüchtling. Ah!« Sie lächelte Ducos' Adjutanten an, der ein Tablett brachte, auf dem eine geöffnete Flasche Champagner, ein einzelnes Glas und eine Schale mit Weintrauben standen. »Stellen Sie es auf die Brüstung, Lieutenant.«

Mit finsterer Miene wartete Ducos, bis sein Adjutant fort war. »Der Besitz befindet sich auf Wagen der französischen Armee.«

»Es sind ausgemusterte Wagen, Pierre.«

»Ausgemustert von Général Verignys Quartiermeister.«

»Stimmt.« Sie lächelte. »Ein lieber Mann.«

»Und ich werde diese Ausmusterung aufheben.«

Die Marquesa starrte ihn an. Sie fürchtete Pierre Ducos, doch sie würde ihm nicht die Befriedigung geben, ihre Angst zu zeigen. Sie spürte die Bedrohung durch Ducos. Sie flüchtete aus Spanien, vor Wellingtons drohendem Sieg, und sie nahm ihr Vermögen mit, das sie unabhängig gegenüber jedweder Tragödie machen würde, die Frankreich widerfahren konnte. Jetzt bedrohte Ducos diese Unabhängigkeit. Sie zupfte eine Weinbeere von der Traube. »Wenn Sie etwas von mir wollen, Pierre, warum fragen Sie nicht einfach? Oder wollen Sie meine Habe mit mir teilen?«

Ducos sah sie böse an. Niemand konnte Pierre Ducos der Habgier bezichtigen. Er wechselte das Thema. »Ich möchte wissen, wie Sie über die Rückkehr Ihres Mannes aus Südamerika denken.«

Sie lachte. »Sie möchten, dass ich in sein Bett zurückkehre, Pierre? Glauben Sie nicht, dass ich genug für Frankreich erlitten habe?«

»Liebt er Sie noch?«

»Liebe? Welch ein sonderbares Wort aus Ihrem Munde, Pierre.« Sie schaute zur Trikolore auf. »Er ist immer noch verrückt nach mir.«

»Er weiß, dass Sie eine Spionin sind?«

»Gewiss hat es ihm jemand erzählt, meinen Sie nicht? Aber Luis nimmt Frauen nicht ernst, Pierre. Er denkt, ich wurde zur Spionin, weil ich unglücklich mit ihm war. Er sagt sich, wenn er erst zurück ist und ich wieder in seinem Palast lebe, wird alles wieder in Ordnung kommen. Er kann mich anknurren und dann bei seinem Beichtvater deswegen heulen. Männer sind so blöde.«

»Oder wählen Sie sich nur blöde Männer aus?«

»Welch eine Boudoir-Unterhaltung!« Sie lächelte ihn strahlend an. »Was wollen Sie also, Pierre?«

»Warum kommt Ihr Mann heim?«

»Er mag das Klima in Südamerika nicht, Pierre. Er bekommt davon Blähungen, sagt er. Er leidet unter den Blähungen. Einmal ließ er einen Diener auspeitschen, der lachte, als ihm ein Wind entfuhr.«

»Er ist zu Wellington gegangen.«

»Natürlich! Luis ist Spaniens neuer Held!« Sie lachte. Ihr Ehemann hatte eine spanische Armee gegen Rebellen im Banda Oriental geführt, dem Gebiet nördlich des Rio de la Plata. Die Rebellen, die sahen, dass Spanien von Frankreich gedemütigt wurde, hatten versucht, ihre Unabhängigkeit von Spanien zu erringen. Zur Überraschung der Marquesa

und der vieler Leute hatte der Marqués die Rebellen besiegt. Sie schnippte einen Weintraubenkern über die Brüstung. »Er muss ihnen zahlenmäßig hundert zu eins überlegen gewesen sein. Oder vielleicht ließ er ihnen einen Furz in die Gesichter fahren? Glauben Sie, das ist die Erklärung, Pierre? Möchten Sie eine Weintraube?« Sie lächelte, als er schwieg, und schenkte sich Champagner ein. »Sagen Sie mir, warum Sie mich mit Ihrem üblichen Charme und Ihrer rücksichtsvollen Art herbestellt haben.«

»Ihr Mann will Sie wiederhaben?«

»Das wissen Sie doch. Ich bin mir sicher. Sie fangen all seine Briefe ab. Seine Geilheit ist größer als sein Patriotismus.«

»Dann möchte ich, dass Sie ihm einen Brief schreiben.«

Sie lächelte. »Ist das alles? Ein Brief? Darf ich dann meine Wagen behalten?« Sie fragte es mit einer Kleinmädchenstimme.

Er nickte.

Sie musterte ihn scharf, misstraute einem Handel, der so leicht abgeschlossen werden sollte. Ihre Stimme klang plötzlich hart. »Sie lassen mich für einen Brief meinen Besitz nach Frankreich bringen?«

»Für einen Brief.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Sie werden mir entsprechende Papiere geben?«

»Selbstverständlich.«

Sie nippte am Champagner. »Was soll ich schreiben?«

»Gehen wir hinein.«

Er hatte den Brief schon geschrieben, und sie brauchte ihn nur auf das Briefpapier abzuschreiben, das das Wappen der Familie ihres Mannes trug. Sie bewunderte Ducos' Tüchtigkeit, das Papier stehlen zu lassen, sodass es für sie vorbereitet war. Er bot ihr den einzigen Stuhl an und gab

ihr einen Federkiel und Tinte. »Verbessern Sie die Ausdrucksweise, Hélène.«

»Das wird nicht schwierig sein, Pierre.«

Der Brief erzählte eine haarsträubende Geschichte. Er war die Antwort auf einen Brief des Marqués, und darin hieß es, dass sie sich nichts sehnlicher wünsche, als bei ihm zu sein, dass die Freude über seine Rückkehr sie mit Sehnsucht und Erwartung erfülle, dass sie jedoch davor zurückschrecke, zu ihm zu kommen, solange er unter Wellingtons Kommando sei.

Sie fürchte sich, weil da ein englischer Offizier sei, der sie auf übelste Weise verfolge, der sie und ihren Mann beleidigt und ihr jede Demütigung zugefügt habe. Sie habe sich beim englischen Oberbefehlshaber beschwert, doch es könne nichts getan werden, weil der beleidigende Offizier ein Freund Wellingtons sei. Sie fürchte um ihre Tugend, und sie habe Angst, zu ihrem Mann zu kommen, bevor der üble Offizier aus Spanien entfernt werde. Der Offizier, schrieb sie, habe bereits einmal versucht, ihr Gewalt anzutun, und bei diesem Vergewaltigungsversuch habe nur seine Volltrunkenheit das Schlimmste verhindert. Sie fühle sich nicht mehr sicher, solange dieser gemeine, triebhafte Mann, Major Richard Sharpe, am Leben sei. Sie unterzeichnete den Brief und tupfte sorgfältig Champagnertropfen auf die Tinte, sodass die Schrift wie von Tränen befleckt war, und dann lächelte sie Ducos an.

»Sie wollen, dass er sich duelliert?«

»Ja.«

Sie lachte. »Richard wird ihn abschlachten!«

»Natürlich.«

Sie lächelte. »Sagen Sie mir, Pierre, warum möchten Sie, dass Richard meinen Mann tötet?«

»Das ist doch offenkundig, nicht wahr?«

Wenn ihr Ehemann, ein Grande Spaniens und ein Held, von einem Engländer getötet wurde, dann würde die labile Allianz zwischen Spanien und England gefährlich belastet werden. Das Bündnis war aus Zweckdienlichkeit entstanden. Die Spanier liebten die Engländer nicht. Es ärgerte sie, dass sie eine britische Armee brauchten, um die Franzosen aus ihrem Land zu vertreiben. Sie hatten zwar Wellington zum Oberbefehlshaber all ihrer Armeen gemacht, aber das war eine Anerkennung seiner Fähigkeiten, und die Notwendigkeit zu dem Bündnis hatte ihnen nur noch deutlicher vor Augen geführt, wie sehr sie ihn brauchten.

Hélène schaute zu, während Ducos die Tinte mit Sand trocknete. »Sie wissen, dass kein Duell stattfinden wird, nicht wahr?«

»Kein Duell?« Er schüttete den Sand auf den Boden.

»Arthur wird es nicht zulassen.« Arthur war Wellington. »Was machen Sie dann, Pierre?«

Er überging ihre Frage. »Sie wissen, dass dies Major Sharpes Todesurteil sein kann?«

»Ja.«

»Es beunruhigt Sie nicht?«

Sie lächelte süß. »Richard kann auf sich aufpassen, Pierre. Die Götter lächeln ihn an. Außerdem tue ich das für Frankreich, nicht wahr?«

»Für die Wagen samt Inhalt, teure Hélène.«

»Ah, ja. Meine Wagen. Wann bekomme ich den Passierschein dafür?«

»Für den nächsten Konvoi nach Norden.«

Sie nickte und erhob sich. »Glauben Sie wirklich, dass die beiden sich duellieren werden, Pierre?«

»Beunruhigt Sie das?«

Sie lächelte. »Ich wäre ziemlich gern Witwe. Eine reiche Witwe. *La Viuda Dorada*.«

»Dann müssen Sie hoffen, dass Ihnen Major Sharpe den Gefallen tut.«

»Er war in der Vergangenheit sehr gefällig, Pierre.« Ihr Parfüm erfüllte den Raum.

Ducos faltete den Brief. »Mögen Sie ihn?«

Sie neigte den Kopf und dachte anscheinend darüber nach. »Ja. Er hat die Tugenden der Geradlinigkeit und Loyalität.«

»Kaum nach Ihrem Geschmack, hätte ich gedacht.«

»Wie wenig wissen Sie über meinen Geschmack, Pierre! Bin ich entlassen? Darf ich zu meinem Vergnügen zurückkehren?«

»Ihr Siegel!«

»Ah.« Sie nahm den Ring ab, den sie über ihrem Spitzenhandschuh trug, und überreichte ihn Ducos. Er drückte den Ring in heißes Wachs und gab ihr den Siegelring zurück.

»Danke, Hélène.«

»Danken Sie mir nicht, Pierre.« Sie schaute ihn mit einem leicht spöttischen Lächeln an. »Öffnen Sie die Briefe des Kaisers für mich, Pierre?«

»Natürlich nicht.« Er furchte die Stirn bei diesem Gedanken, während er sich fragte, wie Napoleon solche Briefe schickte, ohne dass sie seinen Männern in die Hände fielen.

»Das dachte ich mir auch.« Sie befeuchtete die Lippen mit der Zungenspitze. »Sie wissen, dass er mich immer noch mag.«

»Ich glaube, er mag all seine Mätressen.«

»Sie sind so süß, Pierre.« Sie drehte den Sonnenschirm in den Händen. »Wissen Sie, dass er mich für eine Expertin in

spanischen Angelegenheiten hält? Dass er mich sogar um Rat bittet?«

»So?« Ducos starrte sie an.

»Ich muss Ihnen gratulieren, Pierre. Ich sagte dem Kaiser, dass Ihre Idee mit dem Vertrag ausgezeichnet ist.« Sie lächelte, als sie seine betroffene Miene sah. »Wirklich, Pierre! Ausgezeichnet. Das war das Wort, das ich benutzte. Selbstverständlich sagte ich ihm, dass wir vielleicht Wellington zuerst besiegen, aber wenn das nicht gelingt? Ausgezeichnet!« Sie lächelte wie eine Siegerin. »Sie werden meine Wagen also über die Grenze fahren lassen, nicht wahr?«

»Das habe ich bereits versprochen.«

»Aber wem, lieber kleiner Pierre? Wem?« Sie ging zur Tür und öffnete sie. Sie lächelte abermals. »Guten Tag, Commandant. Es war mir ein so kleines Vergnügen.«

Er lauschte dem Klacken ihrer Absätze, das sich auf dem Gang entfernte, und Zorn erfüllte ihn. Napoleon, stets ein Narr, wenn es um gespreizte Beine in einem Bett ging, hatte der Goldenen Hure von dem Vertrag von Valençay erzählt? Und jetzt wagte sie es, ihm zu drohen? Anzudeuten, dass sie ihr Land verraten, das Geheimnis des Vertrags enthüllen würde, wenn ihre verdammten Wagen mit der Fracht nicht bis Frankreich gelangten?

Er ging auf die Burgmauer. Der Brief, den sie geschrieben hatte, war in seiner Hand, und er war der Schlüssel zu dem Vertrag. Heute würde er den Brief dem Inquisitor geben, und morgen würde Padre Hacha mit seinem Bruder El Matarife die Reise gen Westen antreten. Binnen drei Tagen würde die Sache nicht mehr rückgängig zu machen sein, und in zwei Wochen würde er Hélènes schönen Mund für immer zum Schweigen bringen.

Er beobachtete sie, als sie unten im Burghof Général Verigny begrüßte und er ihr beim Einsteigen in die Kutsche

behilflich war, und er dachte, welche Freude es sein würde, diese Hure zu demütigen. Sie wagte es, ihm zu drohen? Das würde sie bereuen!

Ducos kehrte in sein Büro zurück. Er würde es ihr zeigen. Er würde Frankreich retten, Britannien besiegen und der Welt vor Augen führen, wie schlau und geschickt er war. Einen Moment lang stellte er sich als den neuen Richelieu vor, als neuen strahlenden Stern in Frankreichs Glorie. Er konnte nicht verlieren, davon war er überzeugt, denn er hatte die Risiken kalkuliert. Er würde siegen.

KAPITEL 3

»Zelte!« Sharpe spuckte es förmlich aus. »Gottverdammte Zelte!«

»Um darin zu schlafen, Sir.« Sergeant Patrick Harper behielt seine ausdruckslose Miene. Die zuschauenden Männer des South Essex Bataillons grinsten.

»Verdammte Zelte!«

»Saubere Zelte, Sir. Hübsch und weiß, Sir. Wir könnten Blumenbeete rings herum anlegen, falls die Jungs Heimweh bekommen.«

Sharpe trat gegen eines der dicken Segeltuchbündel. »Wer braucht schon Zelte?«

»Soldaten, Sir, wenn sie des Nachts frieren und nass werden.« Aus Harpers starkem Ulster-Akzent klang Belustigung. »Ich nehme an, demnächst wird man uns Betten geben, mit sauberen Laken und netten Mädchen, die uns des Nachts zudecken. Und Kammertöpfe, Sir, auf denen ›God save the King‹ steht.«

Sharpe trat wieder gegen den Haufen der Zeltbündel. »Ich werde dem Quartiermeister befehlen, sie zu verbrennen.«

»Das kann er nicht tun, Sir.«

»Natürlich kann er das!«

»Der Empfang wurde bestätigt, Sir. Jeder Verlust wird vom Sold einbehalten, Sir.«

Sharpe ging um den großen Haufen der Bündel herum. Von all den albernen, unnötigen, blöden Dingen hatte die Gardekavallerie Zelte geschickt! Soldaten hatten immer im Freien geschlafen! Sharpe war des Morgens mit am Boden festgefrorenem Haar und mit nasser Kleidung aufgewacht,

aber er hatte nie ein Zelt haben wollen! Er war Infanterist und hatte zu marschieren, und zwar schnell, und Zelte würden ihn verlangsamen. »Und wie sollen wir die verdammten Dinger transportieren?«

»Mulis, Sir, Zelt-Mulis. Eines für zwei Kompanien. Sie werden morgen ausgegeben, Sir, und der Empfang ist zu bestätigen.«

»Jesus hätte geweint!«

»Vielleicht weil er kein Zelt hatte, Sir.«

Sharpe lächelte, weil er sich amüsierte, aber diese plötzliche Ankunft von Zelten vom Hauptquartier warf Probleme auf, die er nicht brauchen konnte. Es würden fünf Maultiere zum Transport der Zelte nötig sein. Jedes Muli konnte zweihundert Pfund tragen, plus dreißig Pfund Futter, von dem das Tier sechs Tage leben konnte. Wenn sie auf einem Feldzug wie im vergangenen Sommer marschierten, mussten sie damit rechnen, dass Futter knapp war und zusätzliche Maultiere zusätzliches Futter tragen mussten. Aber auch diese Mulis würden wiederum Futter brauchen, was noch mehr Mulis erforderte, und wenn er von einem Sechs-Wochen-Marsch ausging, würde er zusätzlich siebenhundert Pfund Futter brauchen, was vier weitere Mulis erforderlich machte, die ebenso Futter haben mussten – und so weiter, bis man zu dem lächerlichen, jedoch genau zutreffenden Schluss gelangte, dass vierzehn zusätzliche Maultiere nötig waren, nur um die fünf Mulis am Leben zu halten, welche die Zelte trugen! Er trat abermals gegen ein Zelt. »Verdammt, Patrick, das ist idiotisch!«

Drei Tage waren vergangen, seit sich die Franzosen im Hügelland ergeben hatten. Von der Brücke aus waren sie nordwärts marschiert, hatten die Straße nach Salamanca verlassen und waren in hügeliges Gebiet mit schlechten Wegen gelangt. Dort hatte der Großteil der Armee

gewartet – und ein Haufen verdammter Zelte. Sharpe runzelte die Stirn. »Wir werden sie lagern.«

»Und klauen lassen, Sir?«

Sharpe fluchte. Harper meinte natürlich, dass der Mann im Baggagelager die Zelte an die Spanier verkaufen und behaupten würde, sie wären gestohlen worden. Dann ging der Verlust auf das Konto des Bataillons.

»Du kennst den Mann im Lager, Patrick?«

»Jawohl, Sir.« Es klang nicht sehr überzeugt.

»Wie viel?«

Harper hob eine Hand und spreizte die Finger.

Sharpe fluchte wieder. Er konnte zweifellos fünf Pfund aus der Bataillonskasse abzweigen, um den Lagermenschen zu bestechen, aber das würde eine lästige Angelegenheit sein. »Er ist kein Freund von dir, dieser Mann im Lager?«

»Der Kerl würde für einen Schilling seine eigene Mutter verkaufen.«

»Du hast den Bastard nicht irgendwie in der Hand?«

Harper schüttelte den Kopf. »Dem ist nichts nachzuweisen.«

»Ich werde die fünf Pfund auftreiben.« Er konnte eines der Mulis verkaufen, die morgen eintreffen würden, und behaupten, es wäre an der Rotzkrankheit oder wer weiß was gestorben, und abwarten, ob irgendjemand es wagte, ihm Fragen zu stellen. Er schüttelte ärgerlich den Kopf. Dann grinste er den großen Sergeant an. »Wie geht es deiner Frau?«

»Prima, Sir!« Harper strahlte. »Sie ist in voller Blüte. Ich nehme an, Sie würde gern eine ihrer schrecklichen Mahlzeiten für Sie kochen.«

»Ich werde diese Woche einmal zum Essen kommen.«

Harpers Frau, Isabella, war eine kleine, dunkelhäutige Spanierin. Harper hatte sie vor dem Gemetzel in Badajoz

gerettet. Seit jener schrecklichen Nacht war sie treu dem Bataillon gefolgt, zusammen mit anderen Frauen, Mätressen und Huren, die hinter jeder marschierenden Armee herziehen. Sharpe nahm an, dass Harper vor dem Jahresende Isabella heiraten würde.

Der irische Hüne schob seinen Helm zurück und kratzte sich am sandfarbenen Haar. »Hat der Dago Sie gefunden, Sir?«

»Welcher Dago?«

»Ein spanischer Offizier, ein wahrer Ordenhändler. Schnüffelte heute Morgen hier rum, als hätte er seine Geldbörse verloren. Grimmig wie ein verdammter Richter.«

»Ich war hier.«

Harper zuckte mit den breiten Schultern. »Vielleicht war es nicht wichtig.«

Sharpe war jedoch alarmiert. Er wusste nicht, warum, aber sein Instinkt, der ihn auf dem Schlachtfeld am Leben erhalten hatte, warnte ihn plötzlich vor Schwierigkeiten. Die Warnung zerstörte die schwache Fröhlichkeit, die beim Problem mit den Zelten in ihm aufgekommen war. Es war, als hätte er an einem Tag der Hoffnung und des Friedens plötzlich französische Kavallerie gerochen. »Wann war er hier?«

»Bei Sonnenaufgang.« Harper spürte Sharpes plötzliche Anspannung. »Es war ein ziemlich junger Kerl.«

Sharpe konnte sich keinen Grund denken, weshalb ein spanischer Offizier nach ihm suchen sollte, und wenn etwas unerklärlich war, dann konnte es gefährlich sein. Er gab den Zelten einen Abschiedstritt. »Lass mich wissen, wenn du ihn wieder siehst.«

»Jawohl, Sir.« Harper schaute Sharpe nach, der zum Hauptquartier des Bataillons ging. Er fragte sich, weshalb Sharpe plötzlich so angespannt gewesen war, als er von dem farbenprächtig uniformierten Spanier erfahren hatte.

Vielleicht, dachte Harper, ist das nur einer seiner Anfälle von Schuldgefühlen und Kummer.

Harper konnte Sharpes Trauer um Teresa verstehen, aber er spürte, dass Sharpe nicht nur einfach trauerte. Der Ire hatte das Gefühl, dass sein Freund sich selbst zu hassen begann, vielleicht weil er sich die Schuld am Tod seiner Frau und dem Verlassen seiner Tochter gab. Was immer es auch sein mochte, Sharpe hoffte anscheinend, dass die Armee bald gegen die Franzosen marschieren würde. Bei dieser Brücke, als die Infanteristen keine Munition gehabt hatten, waren Sharpes frühere Energie und Begeisterung wieder zutage gekommen. Was immer auch Sharpes Kummer war, es hatte seine kämpferischen Fähigkeiten nicht beeinträchtigt.

»Er braucht eine gute Schlacht«, sagte Patrick Harper an diesem Abend zu Isabella.

Isabella schnaubte. »Er braucht eine Frau zum Heiraten.«

Harper lachte. »Das ist alles, an das ihr Weiber denkt. Heiraten! Heiraten! Heiraten!« Er hatte mit den anderen Sergeants des Bataillons gezecht, war spät zurückgekehrt und hatte das Essen, das sie für ihn gekocht hatte, angebrannt vorgefunden.

Isabella rührte die angebrannten Eier in der Pfanne herum, als könnte ein neues Arrangement ihr Aussehen verbessern. »Und was ist falsch an einer Heirat?«

Harper, der seine eigene Heirat am Horizont sah, sagte sich, dass Vorsicht die Mutter der Porzellankiste ist. »Überhaupt nichts. Hast du Brot?«

»Du weißt, dass ich welches habe. Hol es.«

Seine Vorsicht hatte jedoch auch Grenzen. Es war Harpers Meinung nach nicht Sache des Mannes, Brot zu holen oder rechtzeitig zum Essen zu kommen, und so hüllte er sich in grimmiges Schweigen, während Isabella über das Quartier maulte und sich bei ihm über die Hauswirtin

beschwerte, auf Sergeant Pierces Frau schimpfte, die einen Eimer Wasser gestohlen hatte, und Harper bedrängte, er solle vor dem Beginn des Feldzugs einen Priester aufsuchen und beichten. Harper hörte sich alles nur mit halbem Ohr an. »Ich rieche, dass es Ärger geben wird.«

»Da hast du recht.« Isabella schaufelte die Eier auf einen Teller. »Großen Ärger, wenn du nicht das Brot holst.« Wenn sie Englisch sprach, dann mit nordirischem Akzent.

»Hol's selbst, Frau.«

Sie murmelte etwas, aus dem hervorging, dass Harpers Spanisch schauderhaft und kaum verständlich war, doch sie ging in die Ecke des Quartiers und holte den versteckten Brotlaib. »Welche Art Ärger, Patrick?«

»Er langweilt sich.«

»Der Major?«

»Genau.« Harper ließ sich dazu herab, den Brotlaib mit seinem Bajonett anzuschneiden. »Er langweilt sich, meine Liebe, und wenn er sich langweilt, dann gerät er in Schwierigkeiten.«

Isabella schenkte Wein ein. »Ist er wieder hinter dem Regenbogen her?«

Harper lachte. Er pflegte zu sagen, dass Richard Sharpe hinter einem Topf voller Gold her war, der am Ende eines jeden Regenbogens wartete. Sharpe fand die Töpfe mit dem Gold oft genug, warf sie jedoch stets weg, weil sie nicht die richtige Form hatten. »So ist es. Der Kerl jagt wieder dem Regenbogen nach.«

»Er sollte heiraten.«

Harper hüllte sich diplomatisch in Schweigen, doch sein Gefühl signalisierte ihm auf einmal Gefahr, wie es bei Sharpe der Fall gewesen war. Er erinnerte sich an Sharpes plötzlichen Stimmungswechsel, als er den spanischen Offizier erwähnt hatte, und Harper war beunruhigt, weil er wusste, dass Richard Sharpe fähig war, selbst in der Hölle

einem Regenbogen nachzujagen. Er schaute Isabella an, die auf ein lobendes Wort wartete, und grinste sie an. »Du hast recht. Er braucht eine Frau.«

»Eine *Ehefrau*«, erwiderte sie scharf, aber er sah ihr an, dass sie erfreut war. Sie wies mit ihrem Löffel auf ihn. »Du passt auf ihn auf, Patrick.«

»Er ist groß genug, um auf sich selbst aufzupassen.«

»Ich kenne große Männer, die kein Brot holen können.«

»Du bist eine glückliche Frau, das kann ich dir sagen.« Er grinste sie an, doch insgeheim fragte er sich, was Sharpe alarmiert hatte. Wie er spürte, dass ihm eine Heirat drohte, so sagte ihm sein Gefühl, dass sein Freund in Schwierigkeiten geraten würde.

»Ah, Sharpe! Keine Probleme? Gut!« Lieutenant Colonel Leroy zupfte seine dünnen Ziegenlederhandschuhe zurecht. Er war bis vor wenigen Wochen Major gewesen, aber jetzt hatte der Amerikaner sein ehrgeiziges Ziel erreicht und das Kommando über das Bataillon erhalten. Der Handschuh, in dem seine Rechte steckte, verbarg die schrecklichen Brandnarben, die er im vergangenen Jahr in Badajoz erlitten hatte. Nichts konnte jedoch die entsetzliche, wulstige Narbe auf seiner rechten Gesichtshälfte verdecken. Er blickte zum Morgenhimmel empor. »Kein Regen heute.«

»Hoffen wir's.«

»Kommen heute die Zelt-Mulis?«

»So sagte man mir, Sir.«

»Der Himmel weiß, wozu wir Zelte brauchen.« Leroy bückte sich und zündete eine lange dünne Zigarre an einer Kerze an, die im Hauptquartier des Bataillons auf seinen Befehl hin eigens für diesen Zweck brannte. »Zelte werden die Männer nur verweichlichen. Wir könnten genauso gut

mit Milchmädchen in den Krieg ziehen. Können Sie die verdammten Zelte loswerden?«

»Ich werde es versuchen, Sir.«

Leroy setzte seinen Zweispitz auf und zog ihn tief in die Stirn, um sein entstelltes Gesicht zu beschatten. »Sonst noch etwas heute?«

»Mahoney macht einen Marsch mit Zwei oder Drei. Übungsschießen für die neuen Rekruten. Parade um vierzehn Uhr.«

»Parade?« Leroy, dessen Akzent immer noch den gebürtigen Neuengländer verriet, schaute seinen einzigen Major finster an. Joseph Forrest, der andere Major des Bataillons, war dem Lissaboner Stab zugeteilt worden, um zu helfen, den Nachschub zu organisieren, der in diesen Hafen strömte. »Parade?«, fragte Leroy. »Welche verdammte Parade?«

»Ihre Befehle, Sir. Parade zum Gottesdienst.«

»O Gott, die hatte ich vergessen.« Leroy blies Zigarrenqualm auf Sharpe zu und grinste. »Sie nehmen die ab, Richard, das wird gut für Sie sein.«

»Danke, Sir.«

»Nun, dann will ich sehen, dass ich verschwinde!«, sagte Leroy erfreut. Er war zum Hauptquartier der Brigade eingeladen worden, und er freute sich auf Wein und Klatsch. Er nahm seine Reitgerte. »Sorgen Sie dafür, dass der Pfarrer den Jungs eine zündende Predigt hält. Nichts versetzt die Männer so in Stimmung, Franzosen zu töten, wie eine gute Predigt. Ich hörte, ein spanischer Offizier suchte nach Ihnen?«

»Ja.«

»Was wollte er?«

»Er fand mich nicht.«

»Nun, sagen Sie ›nein‹, was immer er will, und leihen Sie sich von ihm Geld.«

»Sir?«

Leroy wandte sich auf der Türschwelle um. »Der Adjutant sagte mir, dass Sie dem Kasino sechzehn Guineas schulden. Stimmt das?« Sharpe nickte, und Leroy wies mit der Reitgerte auf ihn. »Bezahlen Sie, Richard. Ich will nicht, dass Sie sterben und dem verdammten Kasino Geld schulden.« Er ging auf die Straße hinaus, und Sharpe wandte sich dem Schreibtisch zu, auf dem Schreibarbeit auf ihn wartete.

»Worüber zum Teufel grinsen Sie so?«

Paddock, der Schreiber, schüttelte den Kopf. »Nichts, Sir.«

Sharpe setzte sich an den Stapel Schriftstücke. Er wusste, dass Paddock gegrinst hatte, weil Leroy ihn, Sharpe, aufgefordert hatte, seine Schulden zu bezahlen, aber er konnte sie nicht begleichen. Er schuldete der Wäscherin fünf Schilling, dem Marketender zwei Pfund, und Leroy verlangte – zu Recht – dass Sharpe sich ein Pferd kaufte. Als Captain hatte Sharpe kein Pferd haben wollen. Er hatte es vorgezogen, zu Fuß zu gehen wie seine Männer. Als Major würden jedoch auf dem Schlachtfeld die größere Höhe zu Pferde und die größere Schnelligkeit von Nutzen sein. Aber ein gutes Pferd war nicht unter hundertdreißig Pfund zu bekommen, und er wusste nicht, wo er das Geld auftreiben konnte. Er seufzte. »Können Sie nicht meine verdammte Unterschrift fälschen, Paddock?«

»Doch, Sir, aber nur auf Zahlungsformularen. Tee, Major?«

»Ist noch etwas vom Frühstück übrig?«

»Ich schaue nach, Sir.« Sharpe arbeitete sich durch den Papierkram hindurch. Berichte über Ausrüstung, wöchentliche Meldungen und neue Dauerbefehle von Brigade und Armee. Da waren die üblichen Warnungen des General-Kaplans, ein Auge auf subversive Methodisten zu halten – Sharpe warf das Schreiben weg –, und ein Befehl

von Wellington, der die Offiziere an die zwingende Vorschrift erinnerte, die Kopfbedeckung abzunehmen, wenn ein Priester die Hostie durch eine Straße zu einem Sterbenden trug. Verärgert nicht die Spanier, war die Botschaft dieses Befehls, und Sharpe notierte den Erhalt und fragte sich wieder, wer der spanische Offizier sein mochte, der ihn gesucht hatte.

Er unterschrieb drei Dutzend Schriftstücke, ließ den Rest der Schreibarbeit liegen und ging hinaus in den Frühlingssonnenschein, um die Posten zu überprüfen und die Rekruten zu beobachten, die per Schiff aus England gekommen waren und jetzt das Schießen mit der Muskete übten. Er hörte sich die übliche Klage des Offiziers vom Dienst über die Rindfleischration an und verschwand schnell hinter den Häusern, um dem portugiesischen Marketender zu entgehen, der nach seinen Schuldnern suchte. Der Marketender verkaufte Tabak, Tee, Nadeln, Zwirn, Knöpfe und die anderen kleinen notwendigen Dinge für Soldaten. Der Marketender des South Essex Bataillons, der außerdem noch einen kleinen Stall mit hässlichen Huren hatte, war der reichste Mann des Bataillons.

Sharpe wich ihm aus. Er fragte sich, ob der Marketender das Zelt-Muli kaufen würde, und war sich darüber im Klaren, dass der Mann nur den halben Wert zahlen würde. Sharpe konnte von Glück sagen, wenn er fünfzehn Pfund für das Maultier bekam, minus die zwei Pfund, die er dem Marketender schuldete, und minus der fünf Pfund, um den Mann vom Lager zu bestechen. Und Paddock musste ebenfalls Bestechungsgeld bekommen, damit er schwieg. Sharpe nahm an, dass sieben oder acht Pfund bei dem Handel heraussprangen, gerade genug, um das Kasino zufriedenzustellen. Er fluchte. Er wünschte, die Armee würde marschieren und kämpfen und zu beschäftigt sein, um sich über solche Kleinigkeiten wie unbezahlte Rechnungen zu kümmern.

Der Kampf bei der Brücke war ein falscher Alarm gewesen. Er nahm an, dass er als Finte gedacht gewesen war, als eine Möglichkeit, die Franzosen zu überzeugen, dass die Briten auf demselben Weg wie im Vorjahr zurück gen Salamanca und Madrid marschierten. Stattdessen war das Bataillon im Eilmarsch nordwärts gezogen, wo sich der Hauptteil der britischen Armee versammelte. Die Franzosen bewachten die Eingangstür nach Spanien, und Wellington plante, die Hintertür zu benutzen. Aber lass es bald anfangen, betete Sharpe. Er langweilte sich. Anstatt zu kämpfen, sorgte er sich um Geld und musste eine Gottesdienstparade organisieren.

Der General hatte befohlen, dass alle Bataillone, die keinen eigenen Kaplan hatten, sich wenigstens eine Predigt von einem Priester anhörten, der von einer anderen Einheit ausgeliehen wurde. Heute war das South Essex Bataillon an der Reihe, und Sharpe, der auf Captain d'Alembords Ersatzpferd saß, schaute auf die zehn Kompanien des South Essex, das dem Gottesmann gegenüberstand. Sicherlich fragten sie sich, warum sie sich nach Jahren, in denen sie von so etwas verschont geblieben waren, plötzlich von einem kahlköpfigen, dicken Mann schikanieren und sich einen Segen geben lassen sollten. Sharpe hörte sich den Sermon nicht an. Er überlegte stattdessen, wie er den Marketender überreden konnte, ein Maultier zu kaufen, obwohl der Mann bereits ein halbes Dutzend zum Transport seiner Waren hatte.

Dann kam der spanische Offizier.

Kaplan Sebastian Whistler zählte gerade Gottes Segnungen auf: frisches Brot, Mütter, frisch aufgebrühter Tee und dergleichen, als Sharpe sah, dass die Männer des Bataillons den Blick abwandten. Er schaute in ihre Blickrichtung und sah, dass zwei spanische Offiziere und ein spanischer Priester auf das Feld kamen, auf dem der

Gottesdienst, taktvoll entfernt von den Augen der spanischen Katholiken, abgehalten wurde.

Der »Ordenhändler« ritt seinen beiden Begleitern voraus. Es war ein junger Mann, der eine so prächtige Uniform trug, dass er den Spitznamen verdient hatte, den die britischen Soldaten einem Dandy gaben. Die Uniform des jungen Offiziers war makellos weiß, mit goldenen Tressen besetzt und verziert mit einer blauen Seidenschärpe, auf der ein silberner Stern glänzte. Sein Umhang war scharlachrot gesäumt. Am Sattel hing eine Scheide, die mit kostbaren Steinen verziert war.

Das Bataillon hörte nicht mehr Kaplan Sebastian Whistlers Mahnung, jeder solle zufrieden mit seinem bescheidenen Los sein und keinen Wohlstand begehren, der sie nur in Versuchung führen würde. Alle Männer blickten auf den Mann in der prächtigen Uniform, der hinter Kaplan Whistler ritt und ein paar Schritte von Sharpe entfernt das Pferd zügelte.

Die anderen beiden Spanier hielten fünfzig Yards entfernt an. Der Priester, auf einem großen, schönen Kastanienbraunen, trug ein schwarzes Gewand und einen schwarzen Bart, der sein Gesicht beschattete. Der andere Mann war kein Geringerer als ein General. Ein großer, stämmiger Spanier mit goldbetresster Uniform, der Sharpe starr fixierte.

Der junge Offizier in der prächtigen Uniform hatte ein schmales Gesicht mit stolzen Zügen und Augen, die den Engländer verächtlich anblickten. Er wartete, bis die Predigt zu Ende war, bis die Soldaten die Befehle »Stillgestanden!« und »Gewehr über!«, befolgt hatten, und sagte dann auf Englisch: »Sie sind Sharpe?«

Sharpe antwortete auf Spanisch. »Wer sind Sie?«

»Sind Sie Sharpe?«

Sharpe schloss aus der absichtlichen Grobheit des spanischen Offiziers, dass ihn sein Gefühl nicht getrogen hatte. Er hatte gespürt, dass es Schwierigkeiten geben würde, und nun waren sie da, und er fürchtete sich nicht mehr davor. Der Mann sprach verächtlich und hasserfüllt, aber ein Mann konnte im Gegensatz zu einer unsichtbaren Bedrohung getötet werden. Sharpe wandte sich von den Spaniern ab. »Regimental Sergeant Major!«

»Sir?«

»Ein General ist anwesend! Salut!«

»Sir!« RSM McLaird wandte sich der Paradeformation zu, holte Luft, und sein schneidiger Befehl hallte über das Feld.

Sharpe sah, wie die Musketen von den Schultern der Männer fielen und präsentiert wurden, wie der rechte Fuß zurück ruckte und der Degen des Offiziers hochschwang. Er wandte sich um und lächelte den Spanier an. »Wer sind Sie?«

Sharpe sah, dass der spanische General den Salut erwiderte. McLaird befahl »Gewehr an Schulter!« und wandte sich wieder zu Sharpe. »Wegtreten, Sir?«

»Lassen Sie wegtreten, Sergeant Major.«

Der spanische Offizier mit der prächtige Uniform trieb sein Pferd vorwärts und nahm Sharpe die Sicht auf das Bataillon. »Sind Sie Sharpe?«

Sharpe sah ihn an. Das Englisch des Mannes war gut, aber Sharpe entschied sich, auf Spanisch zu antworten. »Ich bin der Mann, der Ihnen die Kehle durchschneidet, wenn Sie es weiterhin vorziehen, unhöflich zu sein.« Er hatte sanft gesprochen, doch er sah, dass die Miene des Spaniers sekundenlang Furcht widerspiegelte. Dieser junge Offizier verbarg seine Nervosität hinter gespielter Tapferkeit.

Der Spanier richtete sich im Sattel auf. »Mein Name ist Miguel Mendora, Comandante Mendora.«

»Mein Name ist Sharpe.«

Mendora nickte. Ein paar Sekunden lang schwieg er. Dann, mit der Schnelligkeit einer zustoßenden Schlange, holte er mit der rechten Hand aus, um Sharpe ins Gesicht zu schlagen.

Der Hieb traf nicht. Sharpe hatte in Gossen von London bis Kalkutta gekämpft, und er hatte den Schlag kommen sehen. Er hatte Mendora an den Augen abgelesen, was kommen würde. Sharpe wich blitzschnell aus, und Mendoras weiß behandschuhte Rechte fegte über ihn hinweg. Er sah den Zorn des Spaniers, während in ihm die eisige Kälte war, die für ihn mit dem Kampf kam. Er lächelte. »Ich habe Ferkel gekannt, die mehr Männlichkeit hatten als Sie, Mendora.«

Mendora ignorierte die Beleidigung. Er hatte getan, was ihm befohlen worden war, und überlebt. Jetzt blickte er nach rechts und sah, dass die weggetretenen Soldaten auf ihn zukamen. Sie hatten gesehen, dass er versucht hatte, ihren Offizier zu schlagen, und sie waren wütend und kampflustig. Mendora schaute wieder Sharpe an. »Das war von meinem Herrn, dem General.«

»Wer ist das?«

Mendora gab keine Antwort. »Sie werden einen Brief an ihn schreiben und sich entschuldigen, einen Brief, den er benutzen wird, wenn es ihm beliebt. Danach werden Sie, da Sie kein Gentleman sind, Ihren Abschied als Offizier nehmen.«

Sharpe musste fast lachen. »Wer ist Ihr General?«

Comandante Mendora wandte kurz den Kopf zu dem General. »Der Marqués de Casares el Grande y Melida Sadaba.«

Plötzlich erinnerte sich Sharpe an die makellose Schönheit, hinter der sich die Frau verbarg, die ihm so übel mitgespielt hatte, und Erregung erfasste ihn. Hélène. Mit

Hélène hatte er Teresa betrogen, und er wusste, dass die Rache für diesen Betrug auf dieses Feld gekommen war. Er hätte fast laut gelacht. Hélène mit dem goldblonden Haar, der weichen, weißen Haut auf dem schwarzen Bettlaken, die Frau, die ihn im Dienst des Todes benutzt, ihn jedoch vielleicht ein wenig geliebt hatte.

Er schaute an Mendora vorbei zu dem General. Nach Hélènes Beschreibung hatte er sich ihren Mann klein und fett vorgestellt. Dick war er auch, aber es war eine stämmige, muskulöse Körperfülle. Er wirkte groß. Sharpe war immer noch erregt. Die Marquesa war das schönste Geschöpf, das er je gesehen hatte, eine Frau, die einen Sommer lang seine Geliebte gewesen war und die er dann verloren hatte. Er hatte geglaubt, sie niemals mehr wiederzusehen, doch da war jetzt ihr gehörnter Ehemann, der aus den spanischen Kolonien zurückgekehrt war. Sharpe lächelte Mendora an. »Wie habe ich Ihren Herrn beleidigt?«

»Das wissen Sie, *Señor.«* Sharpe lachte. »Sie nennen mich *Señor*. Haben Sie Ihre Manieren wiedergefunden?«

»Ihre Antwort, Major?«

Der Marqués wusste also, dass ihm Hörner aufgesetzt worden waren. Aber warum in Gottes Namen suchte er sich Sharpe aus? Es musste ein halbes Bataillon von Männern sein, mit denen er kämpfen musste, um seine Ehre wieder herzustellen, die Hélène so leicht verletzt hatte. Sharpe lächelte. »Sie werden weder einen Brief von mir bekommen, Major, noch werde ich meinen Abschied nehmen.«

Mendora hatte diese Antwort erwartet. »Sie werden mir Ihre Sekundanten nennen, *Señor!*«

»Ich habe keine Sekundanten.« Sharpe wusste, dass Wellington alle Duelle verboten hatte. Wenn er das Risiko einging, dann war das seine Dummheit, aber er würde nicht die Karriere eines anderen aufs Spiel setzen. Er

blickte zu dem Marqués und schätzte, dass dieser schwergewichtige Mann langsam und ungelenkig sein würde. »Ich wähle Säbel oder Degen.«

Mendora lächelte. »Mein Herr ist ein hervorragender Degenkämpfer, Major. Sie werden mehr Chancen mit einer Pistole haben.«

Die Soldaten starrten die beiden berittenen Offiziere an. Sie konnten nicht hören, was gesprochen wurde, aber sie spürten, dass etwas Dramatisches stattfand.

Sharpe lächelte. »Wenn ich einen Rat brauche, wie ich kämpfen soll, Major, dann werde ich ihn bei einem Mann suchen.«

Mendoras stolze Züge spiegelten Hass wider, aber er bezähmte sein Temperament. »Da gibt es einen Friedhof an der Straße nach Süden. Kennen Sie ihn?«

»Ich kann ihn finden.«

»Mein Herr wird dort heute Abend um neunzehn Uhr sein. Er wird nicht lange warten. Ich hoffe, Ihr Mut reicht aus, um dem Tod ins Auge zu sehen, Major.« Er zog sein Pferd um die Hand und blickte zu Sharpe zurück. »Sie sind einverstanden?«

»Einverstanden.« Sharpe ließ ihn anreiten. Dann: »Major!«

»Señor?«

»Sie haben einen Priester dabei?«

Der Spanier nickte. »Sie sind ein sehr guter Beobachter für einen Engländer.«

Sharpe sprach bewusst wieder Englisch. »Sorgen Sie dafür, dass er das Totengebet für Ihren Herrn kennt, Spanier.«

Ein Ruf ertönte aus der Masse der beobachtenden Männer. »Töte den Scheißer, Sharpie!«

Andere fielen ein, der Ruf wurde lauter, und irgendein Witzbold rief: »Ringelingeling!« Der übliche Schrei, wenn ein Kampf unter Kameraden des Bataillons ausbrach. Sharpe sah noch Mendoras zornige Miene, dann gab der Spanier seinem Pferd die Sporen und galoppierte auf eine Gruppe von Männern zu, die aus dem Weg sprangen und höhnisch hinter ihm her johlten. Der Marqués Casares el Grande y Melida Sadaba und der Priester schlossen sich Mendora an und galoppierten mit ihm fort.

Sharpe ignorierte die Rufe der Männer. Er schaute den drei Spaniern nach und wusste, dass er angesichts der Aussicht, alles zu verlieren, was er in dieser Armee erreicht hatte, nicht zum Friedhof gehen und sich duellieren sollte. Er würde unehrenhaft entlassen werden und er konnte von Glück reden, wenn er als Sieger des Duells nicht des Mordes angeklagt wurde.

Andererseits war da die Erinnerung an die Marquesa, an den Anblick ihrer weißen Haut auf schwarzem Bettlaken und das goldblonde Haar auf dem Kissen und ihr sinnliches Lachen im Halbdunkel des Schlafzimmers. Da war der Gedanke, dass der spanische Major versucht hatte, ihn zu schlagen. Da waren die Langeweile und seine Unfähigkeit, eine Herausforderung abzulehnen. Und vor allem war da das Gefühl, etwas unerledigt gelassen zu haben, eine Schuld nicht getilgt zu haben, die ihren Preis erforderte und die ihm gebot, diesen Preis zu zahlen.

Sharpe brachte die Männer mit einem Ruf zum Verstummen und hielt Ausschau nach dem Mann, den er brauchte. »Harps!«

Patrick Harper drängte sich durch die Männer und schaute Sharpe an. »Sir?«

Sharpe zog den Säbel aus der Scheide. Diesen Säbel hatte Sergeant Harper für ihn umgeändert, als er in Salamanca fast an seiner Verwundung gestorben wäre, die ihm Hélènes Bruder zugefügt hatte. Es war ein billiger Säbel,

einer der vielen, die in Birmingham für Britanniens Schwere Kavallerie hergestellt worden waren, fast ein Yard schwerer Stahl, der klobig und schlecht ausbalanciert in der Hand eines Mannes lag, der ihn nicht mit großer Kraft benutzte.

Sharpe gab dem Iren den Säbel. »Schärf die Klinge für mich, Harps. Richtig scharf.«

Die Männer jubelten, doch Harper wirkte unglücklich, als er den Säbel entgegennahm. Er schaute Sharpe an und sah die Besessenheit in seinen Augen, den entschlossenen Ausdruck des dunkel gebräunten Gesichts mit der Narbe.

Sharpe erinnerte sich an das unglaublich schöne Gesicht der Frau, die von den Spaniern jetzt die »Goldene Hure« genannt wurde. Sharpe wusste, dass er sie niemals besitzen, jedoch um sie kämpfen konnte. Er konnte alles für sie aufgeben, und was sonst tat ein Krieger für eine Schönheit? Er lächelte. Er würde um eine Frau kämpfen, die als treuloses Luder bekannt war, und er sagte sich aus einem verschwommenen Grund, den er nicht ganz verstand, dass diese Herausforderung, dieses Duell, dieses Wagnis eine Art Sühne für die Schuld war, die ihn quälte. Er würde kämpfen.

KAPITEL 4

»Sie sind langsam, Sharpe, sehr langsam.« Captain Peter d'Alembord, der Sharpes Nachfolger als Captain der Leichten Kompanie geworden war, hatte mit dem Degen Sharpes Deckung durchbrochen, und jetzt bewegte sich die Spitze nur einen Zoll vor Sharpes Brust. D'Alembord, ein beeindruckend eleganter und schlanker Mann, hatte sich angeboten, Sharpe »den letzten Schliff« im Degenkampf zu geben, wie er es bescheiden formuliert hatte. Er hatte außerdem den Gegner beobachtet, und seine Beurteilung war nicht gerade ermutigend. »Der Marqués ist ziemlich gut.«

»Gut?«

»Er nahm in Paris Unterricht bei Bouillet. Es heißt, er konnte diesen Meister schlagen. Aber keine Sorge. Bouillet ist nicht mehr der Jüngste, und vielleicht war er zu langsam.« D'Alembord lächelte, trat zurück und hob seinen Degen. *»En garde?«*

Sharpe lachte. »Ich werde den Kerl mit meinem Säbel einfach in Stücke hauen.«

»Wenn die Hoffnung nicht wäre, mein lieber Sharpe. Heben Sie die Klinge, ich werde links vorbeistoßen. Bei etwas Vorwarnung werden Sie mich vielleicht stoppen können. *»En garde.«*

Die Klingen trafen aufeinander, klirrten, wurden gekreuzt, lösten sich, und plötzlich, mit unglaublicher Schnelligkeit, durchstieß d'Alembord Sharpes Deckung auf der linken Seite, und sein Degen verharrte abermals dicht vor Sharpes Leib.

Captain d’Alembord runzelte die Stirn. »Wenn ich mir das Haar mit Lampenruß schwärze, Sharpe, und mir eine Narbe aufmale, könnte man mich für Sie halten. Das ist wirklich Ihre größte Hoffnung, zu überleben.«

»Unsinn. Ich mache Hackfleisch aus dem Bastard.«

»Sie vergessen anscheinend, dass er schon mit dem Degen gekämpft hat.«

»Er ist alt und fett, und ich werde ihn abschlachten.«

»Er ist noch keine fünfzig«, sagte d’Alembord milde, »und lassen Sie sich nicht durch seine Körperfülle täuschen. Ich hab schon viel dickere Degenfechter gesehen. Warum haben Sie keine Pistolen gewählt? Oder Zwölfpfünder-Kanonen?«

Sharpe lachte und hob seinen großen, schweren Säbel an. »Diese Klinge bringt mir Glück.«

»Das hofft man, gewiss. Andererseits sind Gewandtheit und Finesse für gewöhnlich bei einem Duell nützlicher als Glück.«

»Haben Sie sich schon duelliert?«

D’Alembord nickte. »Eigentlich bin ich deshalb bei der Armee, Sharpe. Das Leben wurde ein bisschen schwierig.« Er sagte es leichthin, doch Sharpe ahnte, dass das Duell für d’Alembord den Ruin bedeutet hatte. Sharpe hatte sich neugierig gefragt, weshalb der große, elegante Mann sich einem einfachen Frontregiment wie dem South Essex angeschlossen hatte. D’Alembord, mit seinen fleckenlosen Spitzenmanschetten, seinem Tafelsilber und kristallenen Weingläsern, die von seinem Bediensteten vorsichtig von Biwak zu Biwak transportiert wurden, wäre in einem Garderegiment oder in einer schmucken Kavallerieuniform eher am Platz gewesen.

Stattdessen war er im South Essex und versuchte in Vergessenheit zu geraten, während in England Gras über den Skandal wuchs. D’Alembord war ein Beispiel für

Sharpe, wie ein Duell eine Karriere ruinieren konnte. Sharpe lächelte. »Ich nehme an, Sie haben Ihren Gegner getötet.«

»Ich wollte es nicht. Ich wollte ihn nur streifen, aber er sprang mir in die Klinge. Sehr unangenehm.« D'Alembord seufzte. »Wenn Sie sich dazu herablassen würden, dieses Ding mehr wie einen Degen zu halten und weniger wie eine Axt, dann gäbe es vielleicht noch einen Hoffnungsschimmer. Das Ding dient zum Teil zur Verteidigung des Körpers. Allerdings könnte der Gegner auch vor Schreck ohnmächtig werden, wenn er es sieht. Es ist ein mittelalterliches Gerät. Kaum ein Instrument zum Fechten.«

Sharpe lächelte. »Ich fechte nicht, d'Alembord, ich kämpfe.«

»Das ist gewiss unangenehm für Ihren Gegner. Ich werde darauf bestehen, als Ihr Sekundant mitzukommen.«

»Keine Sekundanten.«

D'Alembord zuckte mit den Schultern. »Kein Gentleman kämpft ohne Sekundant. Ich werde mitkommen. Außerdem kann ich Sie vielleicht überreden, auf die ganze Sache zu verzichten.«

Sharpe schob den Säbel, den Harper geschärft hatte, in die Scheide. »Verzichten?«

D'Alembord stieß die Tür des Stalls auf, in dem sie zur Belustigung der Stallburschen trainiert hatten. »Sie werden in Unehren entlassen werden, Sharpe. Der Peer wird Sie morgen zur Minna machen.«

»Wellington wird nichts davon erfahren.«

D'Alembord blickte seinen vorgesetzten Offizier mitleidig an. »Die halbe verdammte Armee weiß es, mein lieber Sharpe. Ich begreife nicht, warum Sie akzeptiert haben! Weil der Mann Sie schlagen wollte?«

Sharpe sagte nichts. Die Wahrheit war, dass sein Stolz beleidigt worden war, aber das war noch nicht alles. Es war seine feste Überzeugung, das Lady Schicksal, die Göttin der Soldaten, von ihm verlangte, dass er die Herausforderung annahm. Außerdem tat er es für die Marquesa.

D'Alembord seufzte. »Es geht um eine Frau, nehme ich an?«

»Ja.«

Der Captain der Leichten Kompanie strich eine Falte an seinem Ärmel glatt. »Nach meinem Duell stellte ich fest, dass die Frau uns gegeneinander aufgehetzt hatte. Sie schaute zu, wie sich herausstellte.«

»Was passierte?«

D'Alembord zuckte mit den Schultern. »Nachdem ich ihn aufspießte, kehrte sie zu ihrem Ehemann zurück. Es war alles blöde und unnötig. Wie meiner Meinung nach dieses Duell völlig unnötig ist. Bestehen Sie wirklich darauf, Sharpe?«

»Ja.« Sharpe würde nicht erklären – er war sich nicht mal sicher, ob er es überhaupt konnte –, was ihn zu dieser Dummheit trieb. Eine verwirrende Mischung aus Schuldgefühlen, Begierde, Stolz und Aberglaube? Stattdessen setzte er sich ins Kasino und rief einem zivilen Angestellten zu, Tee zu bringen. Der Kellner war ein Spanier, der miesen Tee aufbrühte.

»Ich nehme Rum«, sagte d'Alembord. Er neigte sich zu Sharpe und sagte leicht verlegen: »Ist Ihnen eigentlich schon mal in den Sinn gekommen, dass einige Leute nur zu diesem Regiment gegangen sind, weil Sie darin sind?«

Sharpe furchte die Stirn. »Unsinn.«

»Wie Sie meinen, mein lieber Sharpe, aber es stimmt. Da gibt es mindestens zwei oder drei junge Heißsporne, die glauben, Sie führen sie zum Ruhm. So ist Ihr Ruf. Diese jungen Leute werden sehr traurig sein, wenn sie feststellen,

dass Ihre Wege zum Ruhm nur zum Schlafzimmer einer Lady führen.« Er sagte Letzteres wie ein Zitat auf, das jeder kennen sollte. Sharpe hatte jedoch erst lesen gelernt, als er Anfang zwanzig gewesen war. Er hatte ein paar Bücher gelesen, aber keine Poesie.

»Shakespeare?«, riet er.

»Thomas Gray, mein lieber Sharpe. Die Wege des Ruhmes führen nur ins Grab. Ich hoffe, es trifft nicht bei Ihnen zu.« Er lächelte. Dieses Lächeln verriet Sharpe nicht, dass Captain d'Alembord, ein tüchtiger, vernünftiger Mann, bereits versucht hatte, dafür zu sorgen, dass diese Verrücktheit Sharpe weder ins Grab noch in die unehrenhafte Entlassung führte. D'Alembord hatte Lieutenant Harry Price auf einem seiner schnellsten Pferde losgeschickt, um Leroy zu suchen, ihn zum Bataillon zurückzuholen und von ihm das Duell gegen den Spanier verbieten zu lassen. Wenn Major Richard Sharpe so idiotisch war, sich gegen Wellingtons ausdrückliche Befehle mit einem Duell selbst zu vernichten, dann würde Captain d'Alembord ihn stoppen. Er betete, dass Harry Price rechtzeitig bei der Brigade eintraf. Dann nahm er das Glas Rum, das der Kellner serviert hatte, und prostete Richard Sharpe zu. »Auf Ihren Hackebeil-Säbel, Sharpe. Möge er mächtig hacken.«

»Möge er den Bastard töten!« Sharpe trank einen Schluck Tee. »Und ich hoffe, es tut weh.«

Sie ritten um den Friedhof, um die neugierigen Soldaten des South Essex hinter sich zu lassen, die ihnen folgten und zuschauen wollten, wie ihr Major den spanischen Aristokraten aufspießte. D'Alembord, der geborene Reiter, führte Sharpe auf Umwegen zum Ziel, ritt fast im Kreis, und Sharpe, wieder einmal auf einem von d'Alembords Ersatzpferden, fragte sich, ob er den Rat des jüngeren Mannes annehmen und umkehren sollte.

Er handelte dumm, und es war ihm klar. Er war sechsunddreißig Jahre alt und Major, und er warf alles für puren Aberglauben weg. Vor zwanzig Jahren war er zur Armee gegangen, hatte sich einer Gruppe hungriger Rekruten angeschlossen, um einer Mordanklage zu entgehen. Von diesem Unheil verheißenden Anfang an hatte er sich zu der winzigen Gruppe von Männern gesellt, die aus den Mannschaften in den Offiziersrang befördert worden waren. Und er hatte noch mehr geschafft. Die meisten Männer, die aus den Mannschaften zum Offizier befördert wurden, endeten als Lieutenant und überwachten das Depot eines Bataillons oder drillten Rekruten. Die meisten solcher Männer endeten als Säufer, behauptete Wellington. Vom Ensign zum Lieutenant, vom Lieutenant zum Captain, vom Captain zum Major, und die Männer betrachteten ihn, Richard Sharpe, als einen der sehr, sehr wenigen, die aus den Mannschaften aufgestiegen waren und ein Bataillon führen durften.

Er hatte das Zeug zum Bataillonskommandeur, und das wusste er. Der Krieg war noch nicht vorüber. Die Franzosen zogen sich vielleicht durch Europa zurück, aber keine feindliche Armee hatte bisher die französische Grenze überquert. Selbst wenn der Feldzug dieses Jahres so erfolgreich wie der des Vorjahrs war und die Franzosen zu den Pyrenäen zurückgeschlagen wurden, war es ein harter Kampf, denn im Gegensatz zum vergangenen Jahr mussten sich die Briten ihren Weg durch dieses kalte, hohe Bergland erzwingen. Es würde Kämpfe und Schlachten geben, in denen Lieutenant Colonels fallen und ihre Bataillone neuen Kommandeuren hinterlassen würden.

Dennoch setzte er alles aufs Spiel. Er lenkte sein Pferd zwischen Eschen hindurch auf eine Hügelkuppe, von der aus das Ziel zu sehen war. Er dachte an die Marquesa. Er war sich bewusst, dass er alles für eine Frau riskierte, die mit Männern nur spielte, und für eine andere Frau, die tot

war. Nichts davon ergab einen Sinn. Er wurde einfach vom Aberglauben angetrieben, der ihm sagte, wenn er es nicht tat, würde er nie Vergessen finden und nie von der Seelenpein erlöst werden.

D’Alembord zügelte sein Pferd am Rand der Hügelkuppe. »O Gott!« Er zog eine Zigarre aus dem Stiefelschaft, schlug Feuer mit Feuerstein und Stahl und nickte zum Tal hin. »Sieht wie ein Tag auf dem Pferderennplatz aus!«

Der Friedhof war eine von Mauern umgebene Anlage, die weit entfernt von der Stadt lag. Die hohen, dicken Mauern, abgeteilt in Nischen für die Urnen, waren von Menschen gesäumt. Da waren unzählige Spanier und Briten in Uniformen, die Spanier im Westen und Norden, die Briten im Süden und Osten, und sie saßen und standen an der Mauer, als erwarteten sie einen Stierkampf.

D’Alembord drehte sich im Sattel um und schaute Sharpe an. »Ich dachte, das Duell sollte unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden!«

»Das dachte ich auch.«

»Sie können das nicht durchziehen, Sharpe!«

»Ich muss es.« Er fragte sich, ob ein anderer, ein alter Freund wie Major Hogan oder Captain Frederickson, ihn hätte überreden können, diese Idiotie zu beenden. D’Alembord war ein Neuling im Bataillon. Sharpe beneidete ihn um seine lässige Eleganz, und vielleicht versuchte er unbewusst, ihn zu beeindrucken.

D’Alembord schüttelte den Kopf. »Sie sind verrückt, Sir.«

»Vielleicht.«

Der Captain blies Rauch in den abendlichen Himmel und wies mit der Zigarre zur Sonne, die tief im Westen stand. Er zuckte mit den Schultern, wie um anzuzeigen, dass er sich in das Unausweichliche fügte. »Sie werden nach Norden und Süden blicken, aber er wird versuchen, Sie dazu zu bringen, dass Sie in die Sonne schauen müssen.«

»Das dachte ich mir.«

D'Alembord ignorierte die schroffe Zurechtweisung auf seinen Rat. »Angenommen, wir fangen mit Ihnen im Süden an.«

»Warum?«

»Weil dort die britischen Soldaten sind, und weil Sie dort Ihren Uniformrock ausziehen werden.«

Sharpe hatte sich nicht vor Augen gehalten, wie formell das Duell sein würde, dass er den Schützenrock, sein wertvollstes Stück, ausziehen und in seinem verwaschenen Hemd kämpfen musste. »Und?«

»Und so wird er Ihre Linke angreifen und versuchen, Sie nach rechts zu manövrieren. Von Ihnen wird er das Gegenteil erwarten. An Ihrer Stelle würde ich den Angriff nur andeuten.«

Sharpe grinste. Er hatte immer vorgehabt, Fechtlektionen zu nehmen, aber irgendwie hatte er niemals Zeit dafür gehabt. In der Schlacht wurde nicht gefochten, sondern gekämpft. Der geschickteste Degenkämpfer auf einem Schlachtfeld wurde für gewöhnlich angesichts von Bajonetten und blitzendem Stahl vom Zorn übermannt, doch heute Abend würde es kein wütendes Kämpfen und wallenden Rauch geben, sondern kalte Kampftechnik und Tod. »Als ich das letzte Mal mit einem erfahrenen Fechter kämpfte, gewann ich.«

»Tatsächlich?« D'Alembord lächelte in gespielter Überraschung.

»Ich brachte ihn dazu, seine Klinge in meinen Oberschenkel zu bohren. Damit war sie blockiert, und ich tötete ihn.«

D'Alembord starrte den Major an, dessen Ruhm bis Britannien gedrungen war, und erkannte, dass er die Wahrheit gesagt hatte. Er erschauderte. »Sie sind verrückt.«

»Das hilft, wenn man kämpft. Sollen wir hinreiten?«

D’Alembord suchte den Friedhof und die Straße nach einem Anzeichen darauf ab, dass Lieutenant Price mit Lieutenant Colonel Leroy zum Duell kam, aber er konnte keine Reiter entdecken. Er unterdrückte ein Seufzen. »Zu unserem Schicksal, Sir, zu unserem Schicksal.«

»Sie brauchen nicht mitzukommen, d’Alembord.«

»Stimmt, Sir. Ich werde sagen, dass ich mich durch puren Zufall zu Ihnen verirrt habe.« Er gab seinem Pferd die Sporen und ritt den Hügelhang hinab.

Sharpe folgte d’Alembord. Es war ein schöner Abend, ein Versprechen auf den Sommer mit Blumen unter den Pferdehufen und mit der warmen, duftenden Luft. Im Westen war der Himmel mit Schäfchenwolken getupft wie die Wölkchen von Kanonenrauch, die über ein Schlachtfeld trieben.

Die Männer, die auf der Friedhofsmauer saßen, sahen die beiden Reiter, erkannten den grünen Uniformrock, und ein Gebrüll setzte ein, als wäre Sharpe ein Preiskämpfer, der mit nackten Fäusten auf seinen Gegner einhämmern würde. Zu seiner Rechten sah Sharpe eine Kutsche von der Stadt her nahen. Es war eine dunkle Kutsche, deren Fenstervorhänge zugezogen waren und auf deren Schlag ein Wappen prangte.

Er kannte das Wappen. Es war geviertelt und im Laufe der Jahre wieder unterteilt worden, als die Familie Casares el Grande y Melida Sadaba durch Heirat ihren Reichtum und ihre Privilegien vergrößert hatte, sodass jetzt, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, das Wappen die Geschichte des spanischen Adels widerspiegelte. Und in diese Familie war durch die Heirat des kinderlosen Witwers, der enge Verbindungen zum spanischen Thron hatte, die goldblonde Frau gekommen, die eine Verräterin war. Die Marquesa. Sie wird sich freuen, dachte Sharpe, wenn sie sieht, dass sich ihretwegen zwei Männer zum Duell gegenübertreten.

Den Hochrufen für Sharpe folgten Schmährufe der Spanier, als er durch den Torbogen auf den Friedhof ritt. Die Schatten der Grabsteine waren lang. Blumen verwelkten in irdenen Töpfen. Eine alte Dame, schwarz gekleidet und mit Stola, ignorierte den ungebührlichen Lärm, der die Ruhestätte ihrer Familie heimsuchte.

D'Alembord führte Richard Sharpe zur Südseite des Friedhofs, wo sie absaßen. Die britischen Soldaten, gemischt mit einigen der harten Männer der Deutschen Legion des Königs, riefen Sharpe zu, er solle den Dago töten, dem Bastard eine Lektion erteilen. Dann hörte Sharpe auf der anderen Seite des Friedhofs frenetisches Geschrei, und er blickte hin und sah seinen Gegner. Der Marqués trug seinen Degen auf spanische Art unter den Arm geklemmt. Der Priester war an seiner Seite, und Comandante Mendora ging hinter ihnen. Die alte Dame kniete sich hin, und der Priester machte das Kreuzzeichen über ihrem Kopf.

D'Alembord lächelte Sharpe an. »Ich werde hingehen und mich höflich mit ihnen unterhalten. Vielleicht kann ich sie überreden, einen Rückzieher zu machen.«

»Das werden Sie nicht tun.«

»Natürlich nicht. Idioten tun das nie.« D'Alembord zuckte mit den Schultern und ging zu der spanischen Gruppe. Comandante Mendora, der Sekundant des Marqués, kam ihm entgegen.

Sharpe versuchte das Geschrei, die Schmähungen und Hochrufe zu ignorieren. Es gab jetzt kein Zurück mehr. Noch vor Sonnenuntergang würde er sein Leben verändert haben. Er hatte die Herausforderung angenommen, und nichts würde sein wie zuvor. Nur wenn er jetzt fortritt, den Kampf verweigerte, konnte er seine Karriere retten. Doch dadurch würde er seinen Stolz verlieren und sich der Schicksalsgöttin widersetzen. Er zog den schweren Säbel, und das führte zu weiterem Jubelgeschrei seiner Anhänger.

Er sah, dass einige Männer vom South Essex eingetroffen waren und sich zwischen die Zuschauer zwängten, die auf der breiten Mauer hockten. Sie jubelten, als er den Säbel hob und der Stahl die Sonnenstrahlen reflektierte. Mit dieser Klinge hatte er den Bruder der Marquesa getötet. Würde er jetzt ihren Ehemann töten?

Sharpe blickte auf. Der Marqués hatte seinen goldbetressten Uniformrock ausgezogen und hielt seinen Degen in der Hand. Der Mann war groß, muskulös und kräftig. Sharpe hatte noch nicht das Gesicht des Mannes gesehen. Er hatte sich oft gefragt, wie der Mann aussehen mochte, den Hélène geheiratet hatte. Er erinnerte sich, dass sie oft von der Frömmigkeit ihres Mannes gesprochen hatte. Das erklärte wohl die Anwesenheit des Priesters, der sich zu dem Marqués neigte und auf ihn einredete.

D’Alembord wandte sich um und kehrte zu Sharpe zurück. »Sie werden nach Norden blicken. Der Kampf endet mit dem Tod oder wenn nach Ansicht der Sekundanten ein Teilnehmer zu schwer verletzt ist, um weiterzukämpfen. Zufrieden?«

Sharpe nickte. Der Abend war warm. Er spürte den Schweiß unter seinem Hemd. Er überreichte d’Alembord den Säbel und zog den Uniformrock aus. Plötzlich fiel ihm ein, dass das Leinenhemd, das er trug, ein Geschenk der Marquesa war. Er nahm seinen Säbel entgegen und hielt ihn zur Sonne, als würde ein alter Gott ihn segnen und ihm Erfolg bringen. »Jetzt?«

D’Alembord nickte.

Sharpe setzte sich in Bewegung. Der Kies des Weges knirschte unter seinen hohen französischen Stiefeln. Der Kampf würde in der Mitte des Friedhofs stattfinden, wo sich die Wege kreuzten. Dort würde der Marqués versuchen, Sharpe dazu zu bringen, dass er gegen die blendende Sonne kämpfen musste.

Sharpe blieb stehen. Er schaute in die ausdruckslosen Augen des Marqués und versuchte sich vorzustellen, warum Hélène ihn geheiratet hatte. Es war etwas Schwächliches an dem feisten, stolzen Gesicht. Sharpe versuchte es zu deuten, diesen Mann zu analysieren, den er besiegen musste. Vielleicht war der Marqués zur Größe geboren und hatte sich nie dessen würdig gefühlt. Vielleicht betete er deshalb so oft und hatte so großen Stolz.

Der Marqués starrte Sharpe an, den Mann, der seine Frau beleidigt und versucht hatte, sie zu vergewaltigen, wie er glaubte. Der Marqués kämpfte nicht nur für Hélène und auch nicht nur für seinen Stolz, sondern für den Stolz von ganz Spanien, das gedemütigt worden war, weil es einen Engländer zu seinem Oberbefehlshaber hatte ernennen müssen.

Der Marqués erinnerte sich an das, was der Inquisitor, Padre Hacha, über Richard Sharpe gesagt hatte. Er ist schnell, aber ungeübt und unerfahren. Der Marqués war überzeugt, dass Sharpe versuchen würde, ihn zu töten, als wäre er ein Ochse. Er drehte den herrlichen Degen in der Hand. Sonderbar, dachte er, dass ein Inquisitor Hélènes Brief überbracht hat. Dann verdrängte er den Gedanken.

»Sind Sie bereit, Euer Gnaden?«, rief Mendora.

Der Marqués zeigte die Andeutung eines Nickens. Er war bereit.

»Major Sharpe?«

»Ja.«

Comandante Mendora bog einmal seinen Degen, sodass der Stahl in die Luft zischte. Der Inquisitor stand mit einem Arzt neben der Kutsche des Marqués. D’Alembord blickte hoffnungsvoll zum Eingang des Friedhofs, aber dort war niemand. Er spürte die Hoffnungslosigkeit dieser Idiotie. Und dann rief Mendora die Duellanten zu sich.

Der Kies knirschte unter Sharpes Stiefeln. Sharpe sagte sich, wenn er in ernste Schwierigkeiten geraten würde, konnte er vorgeben zu stürzen, eine Hand voll Kies zusammenraffen und dem Gegner in die Augen schleudern, wenn er zum letzten Stoß ausholte. Was hatte d’Alembord gesagt? Der Marqués würde rechts fintieren und links angreifen? Oder umgekehrt?

Sharpe hob den schweren Säbel, und er sah klobig neben der schmaleren Degenklinge des Marqués aus. Die Klingen berührten sich. Sharpe fragte sich, ob er ein Zittern bei dem anderen Mann gespürt hatte, aber nein, die Klingen ruhten bewegungslos aneinander, als Mendora seinen Degen unter die erhobenen Klingen hielt, sie dann teilte und somit das Duell eröffnete.

Keiner der beiden Männer bewegte sich.

Sie belauerten einander, warteten ab. Sharpe hätte am liebsten einen Schrei ausgestoßen wie auf dem Schlachtfeld, um seinen Gegner in Schrecken zu versetzen, doch er fühlte sich eingeschüchtert durch dieses ganze Zeremoniell. Er duellierte sich mit einem Adligen, und er spürte, dass er sich verhalten musste, wie man es von ihm erwartete. Dies war nicht wie in der Schlacht. Es war ein kaltblütiges Ritual, und es war kaum zu glauben, dass an diesem warmen Abend ein Mann sterben musste.

Der Marqués senkte langsam den Degen, streckte ihn vor, berührte Sharpes Klinge und fintierte in blitzschneller Bewegung. Sharpe wich zwei Schritte zurück.

Der Marqués beobachtete ihn noch immer. Er hatte nur Sharpes Schnelligkeit testen wollen. Als Nächstes würde er seine Geschicklichkeit prüfen.

Sharpe versuchte die sonderbare Lethargie abzuschütteln, die ihn befallen hatte. Es kam ihm so unwirklich vor, dass der Tod hier wartete. Er sah den Marqués wieder angreifen, und sein schweres Auftreten gab keinen Hinweis auf die Schnelligkeit, die Sharpe

bereits gesehen hatte. Sharpe parierte, und der Marqués wich zurück.

Die Soldaten jubelten und buhten. Sie wollten Blut sehen, einen wilden Kampf, an dessen Ende ihr Favorit über der zerfetzten Leiche seines Gegners stand.

Der Marqués versuchte, ihnen den Gefallen zu tun. Er griff mit überraschender Schnelligkeit an. Die Klinge stieß an Sharpes Deckung vorbei, beschrieb einen Bogen unter dem schweren Kavalleriesäbel und stieß nach Sharpes rechter Seite.

Sharpe konterte verzweifelt. Er wusste, dass der Marqués ihn mit seiner Schnelligkeit überrascht hatte, doch mit Glück, das er nicht verdiente, verhakte sich die Klingenspitze des Marqués an der Glocke von Sharpes Säbel. Sie schien dort stecken zu bleiben, und Sharpe verkantete seinen Säbel, zwang ihn gegen den Marqués in der Hoffnung, dessen Klinge zu brechen, doch der Marqués drehte sich, zog seinen Degen fort, und das Geschrei der Zuschauer schwoll an. Sie hatten Sharpes verzweifelten Konter als heftigen Angriff missdeutet.

Die Sonne schien Sharpe in die Augen. Der Marqués hatte ihn leicht in diese Richtung gebracht.

Der Marqués lächelte. Er war so schnell und geschickt wie dieser Engländer, und jetzt brauchte er nur noch die Art und Weise von Sharpes Tod zu wählen.

Sharpe spürte es anscheinend, denn er griff plötzlich an, machte einen Ausfall auf den großen Gegner und setzte all seine Schnelligkeit ein, doch seine Klinge traf nicht. Sie klirrte gegen die schmalere Klinge, rutschte ab, und der Marqués, der zurückwich, hatte keine Mühe, den Attacken zu entgehen. Nur einmal, als Sharpe nahe herankam und fast einen Treffer anbringen konnte, drehte sich der Spanier verzweifelt zur Seite und verlor seine Gelassenheit. Er gewann sie jedoch schnell zurück, parierte elegant den

nächsten Stoß, drehte Sharpes Klinge und ging zum Gegenangriff über.

Sharpe bereute, dass er Säbel und Degen für das Duell gewählt hatte, denn der Marqués war ein hervorragender Fechter. Sharpe parierte und konterte, aber er traf nichts und sah das Lächeln des Marqués, der gelassen parierte.

Das Lächeln war ein Fehler.

Verdammte Aristokratie, verdammte gute Manieren, dies war ein Kampf auf Leben und Tod, und Sharpe schrie und fluchte, und er spürte, wie sein Zorn wuchs. Es war, als bliebe die Zeit stehen, als könne er doppelt so klar sehen, und plötzlich ging der Zorn wie stets bei ihm im Kampf in kalte Überlegung über, und er wusste auf einmal, dass er angreifen musste wie immer, um diesen Kampf zu gewinnen. Er hatte das Kämpfen in der Gosse gelernt, und dorthin musste er diesen großen, lächelnden Aristokraten bringen, der sich schon als Sieger wähnte.

Der Marqués fintierte, suchte die Lücke in Sharpes Deckung und bereitete sich auf den entscheidenden Stoß vor.

»Sie nennt dich ein Schwein, Spanier.« Sharpe sah die überraschte Miene des Marqués und hörte einen Laut der Empörung von Mendora. »Ein fettes Schwein, Sohn einer Sau, Spanier.« Sharpe lachte. Sein Säbel war gesenkt. Er lud zum Angriff ein, reizte den Marqués.

Captain d’Alembord runzelte die Stirn. Das waren keine guten Manieren, aber er spürte noch etwas anderes: Sharpe war jetzt der Herr hier. Der Marqués hatte sich überlegen gefühlt und sich schon als Sieger gewähnt, aber er hatte nur geschafft, dass Sharpe seinen ganzen Kampfgeist mobilisierte. Dies wirkte nicht mehr wie ein Duell auf d’Alembord, es war wie eine Schlägerei, die in einem Gemetzel enden würde.

Der Marqués wollte töten. Er verstand nicht, warum der Engländer den Säbel gesenkt hielt. Er versuchte, die Beleidigungen zu ignorieren, aber sie nagten an seinem Stolz.

»Komm schon, Schwein, komm!« Sharpe trat zur Seite, fort vom Sonnenschein, der ihn geblendet hatte. Der Marqués sah, dass der Engländer aus dem Gleichgewicht geriet, als sein Stiefel gegen einen größeren Kiesel stieß. Er sah Sharpes entsetzte Miene, während er mit dem rechten Arm, der den Säbel hielt, wie nach Halt suchend ruderte, um nicht zu stürzen. Der Marqués machte einen Ausfall, schrie triumphierend dabei, und die Degenspitze stieß auf Sharpe zu.

Sharpe hatte nur so getan, als würde er das Gleichgewicht verlieren. Damit hatte er den Gegner zu dem Ausfall eingeladen. Jetzt schlug er den Degen des Marqués zur Seite und stieß einen wilden Schrei aus, der über den Friedhof hallte. Der Marqués schrie ebenfalls auf, jedoch vor Schreck und Schmerz, denn der schwere Griff von Sharpes Säbel knallte ihm gegen das Brustbein und schleuderte ihn zurück. Mit dem nächsten wuchtigen Hieb drosch Sharpe dem Marqués den Degen aus der Hand und holte zum Todesstoß aus. In diesem Augenblick fiel der Schuss.

Der Marqués wusste, dass der im Sonnenschein blitzende Stahl den Tod bringen würde. Er hatte noch nie einem Kämpfer mit solch animalischer Kraft gegenübergestanden, und er konnte nicht begreifen, weshalb der tödliche Stoß ausblieb. Er spürte, dass seine Beine zitterten, und einen Moment lang stieg in ihm die Hoffnung auf, dass der Engländer ihn den Degen aufheben lassen würde, den er ihm mit seinem wuchtigen Hieb aus der Hand geschlagen hatte.

Dann sah er, dass der Engländer seinen Säbel sinken ließ und zurücktrat, und plötzlich nahm er Hufschlag wahr, der

sich näherte. Die Schreie der Zuschauer verklangen, und das Echo des Schusses verhallte.

Vier Reiter preschten durch das Tor auf den Friedhof. Sie ritten auf die Wegkreuzung zu. An der Spitze ritt Lieutenant Colonel Thomas Leroy, die unvermeidliche Zigarre im Mund. In der Hand hielt er eine Pistole, aus der Rauch kräuselte. Hinter ihm ritten zwei Profose, die Polizisten der Armee, und ein spanischer Offizier.

»Major Sharpe!« Leroys Stimme klang scharf.

»Sir?«

»Sie haben einen sonderbaren Platz gewählt, um mit Ihrem Säbel zu üben.« Leroy zügelte das Pferd, schwang sich aus dem Sattel und warf d'Alembord die Zügel zu. Beim Anblick von Leroys Gesicht, das durch die wulstige Brandnarbe entstellt war, verzog der Marqués angewidert das Gesicht. Leroy ruckte zu Sharpe herum. »Kommen Sie mit, Major!«

Sharpe zögerte, doch Leroy wiederholte den Befehl noch wütender, und Sharpe, mit dem Säbel in der Hand, folgte seinem Lieutenant Colonel den Weg zwischen den Grabsteinen nordwärts hinauf. »Sie sind ein gottverdammter Narr, Sharpe!«

»Jawohl, Sir.«

»Herr im Himmel!« Der Amerikaner schien keine Worte zu finden. Er nahm die Zigarre aus dem Mundwinkel, spuckte ein Stück Tabak auf den Kiesweg und starrte seinen Major an. »Ich habe schon Achtjährige mit mehr Verstand gesehen! Was zur Hölle treiben Sie hier?«

»Eine Sache der Ehre, Sir.«

»Ehre!« Leroys narbiges Gesicht verzerrte sich im Zorn. »Reden Sie nicht von Ehre, Sharpe. Sie sind hier, weil Sie den Verstand verloren haben!« Er schaute nach links: »Captain d'Alembord?«

»Sir?«

»Würden Sie bitte Ihre Pferde bringen?«

Sharpe runzelte die Stirn. »Sir!«

Leroy fuhr zu ihm herum und stieß die Zigarre auf Sharpe zu. »Schweigen Sie! Sie stehen unter meinem Befehl!« Leroy sah, dass Sharpe protestieren wollte, und sein Kopf ruckte zu den Militärpolizisten. »Und wenn Sie den Befehl verweigern, Sharpe, lasse ich Sie festnehmen. Ist das klar?«

»Jawohl, Sir.«

»Holen Sie Ihren Rock. Sie reiten.« Leroy schüttelte den Kopf und sagte enttäuscht und bitter: »Ich kann das verdammte Bataillon nicht mal für einen Tag allein lassen!«

»Señor!« Comandante Mendora kam höhnisch lächelnd auf Leroy und Sharpe zu. »Gibt es eine Verzögerung?«

Leroy wandte sich zu ihm um, und Sharpe sah, dass der Spanier zurückwich, als er die wulstige Brandnarbe sah. Leroy versuchte, seinen Zorn unter Kontrolle zu bekommen. »Comandante?«

»Major Sharpe kann nicht kämpfen? Hat er vielleicht Angst?«

Leroy schob Sharpe zur Seite. Er starrte Mendora mit seinem entstellten Gesicht an. »Hör zu, du Hurensohn, du geschniegelter Bastard. Es gab kein Duell! Es gibt kein Duell, und es hat nie ein Duell gegeben! Dies war ein freundschaftliches Training mit Säbel und Degen, verstanden?«

Mendora verstand. Angesichts von Leroys Zorns nickte er nur. Er sagte nichts, als Leroy Sharpe in scharfem Tonfall befahl, ihm zu folgen.

Die spanischen Soldaten buhten und johlten höhnisch, als Sharpe davonging. Sie bezichtigten ihn der Feigheit, der fehlenden Männlichkeit, der Angst, sich zum Kampf zu stellen. Es wurmte Sharpe, diese Schmach ertragen zu müssen, bis Leroy ihn außer Hörweite geführt hatte. Leroy

sah ihn böse an. »So was tun Sie nie wieder, Sharpe, verstanden?«

»Jawohl, Sir.«

»Merken Sie sich, dass Sie mir jetzt Ihre Karriere verdanken.« Leroy war grimmig. »Ein weiterer verdammter Fehler, und ich lasse Sie nach England zurückschicken. Ist das klar?«

»Jawohl, Sir.«

»Dies ist jetzt mein Bataillon, Sharpe. Es wird ein gutes Bataillon werden. Sie werden mir helfen, es zu einem guten zu machen.«

»Jawohl, Sir.«

»Und Gott sei Dank war Comandante Alvarez bei der Brigade. Der Spanier wird diesen Blödmann zur Vernunft bringen. Nichts hat stattgefunden, verstehen Sie?«

»Jawohl, Sir.«

Der Amerikaner wirkte unbeeindruckt von Sharpes Zerknirschtheit. »Allmächtiger! Wenn der Peer davon erfährt, reißt er Sie in Stücke. Und Sie haben es verdammt verdient, Sie Narr!«

»Jawohl, Sir.«

»Reiten Sie jetzt und besaufen Sie sich. Sergeant Harper sagte, seine Frau habe für Sie gekocht. Ich will Ihre hässliche Visage bis morgen nicht sehen.«

»Jawohl, Sir.«

Sharpe war zur Vernunft gebracht, verlegen und gedemütigt von den Verhöhnungen seiner Feinde, aber seine Karriere war gerettet. Er sah Leroy nach, der davonritt. Die Profose, die nicht gebraucht worden waren, folgten dem Lieutenant Colonel.

D’Alembord blieb bei Sharpe. »Mister Leroy hat anscheinend das Talent, zum richtigen Zeitpunkt aufzutauchen.«

Sharpe war beschämt nach der Standpauke. Er nickte wortlos.

D'Alembord lächelte. »Sie hatten recht.«

»Womit?«

»Sie waren im Begriff, den Scheißer in Stücke zu hacken.«

Sharpe lächelte bitter. »Das nächste Mal werde ich das tun.«

D'Alembord seufzte. »Mit Verlaub, Sir, seien Sie kein gottverdammter Idiot. Sie haben ein Duell überlebt und Ihre Karriere gerettet. Seien Sie damit zufrieden.«

»Ich bin entehrt.«

D'Alembord lacht spöttisch. »Entehrt!« Er ritt Sharpe voran den Hügelhang hinauf zu den Eschen. »Ehre, mein lieber Sharpe, ist nur ein Wort, hinter dem wir unsere Sünden verstecken. Ich finde, es verliert stets an Bedeutung, wenn sich die Schlafzimmertür einer Lady öffnet.« Er lächelte seinen Major an und erinnerte sich an den Furcht erregenden Augenblick, in dem Sharpe mit dem Fechten aufgehört und mit dem Kämpfen angefangen hatte. In diesem Moment hatte er erkannt, noch besser als bei der Brücke, wo sie ohne Munition gewartet hatten, warum dieser Mann der Inbegriff des Soldaten war. »Meinen Sie, ich könnte mit Ihnen das Abendessen teilen, wenn ich etwas Wein mitbringe?«

»Harps wird sich bestimmt freuen.«

»Das sollte er auch, denn es ist guter Wein. Wir können damit auf Ihre wiederhergestellte Karriere anstoßen.«

Sharpe folgte ihm. Der Zorn war verflogen, und Sharpe kam sich wie ein Dummkopf vor. Leroy hatte recht. Es war seine Aufgabe, das South Essex Bataillon so gut zu machen, wie es möglich war, und nie war der Zeitpunkt dafür günstiger gewesen. Das Bataillon hatte einen guten Lieutenant Colonel, und die neuen Offiziere wie d'Alembord waren vielversprechend. Er fühlte sich plötzlich, als hätte

ihn ein Richter vor dem Galgen begnadigt. Er war seiner eigenen Dummheit entkommen, und ein Feldzug, der Sommer und die Zukunft warteten auf ihn. Die Verrücktheit war verschwunden, er hatte sich nicht ins Verderben gestürzt, und er lebte.

KAPITEL 5

An diesem Abend, hinter dicken Vorhängen in einem dunkel getäfelten Raum, der von Kerzen erhellt war, deren Schein über ein goldenes Kruzifix zuckte, betete der Marqués de Casares el Grande y Melida Sadaba.

Er hatte sich verwundert gefragt, warum ihm ein so bedeutender Bote wie der Inquisitor den Brief seiner Frau überbracht hatte, und jetzt verstand er. Der Marqués betete stumm, hielt den Rosenkranz in der Hand und starrte auf das Kruzifix, bis es vor seinen Augen zu verschwimmen begann. Er schüttelte den Kopf, als könne er damit einen klaren Blick bekommen. »Was wird mit dem Engländer geschehen?«

»Wellington wird ihn heimschicken«, sagte der Inquisitor mit seiner tiefen Stimme. »Wellington braucht die spanische Allianz.«

Der Marqués erhob sich aufstöhnend von den Knien. »Ich hätte ihn töten sollen.«

»Ihre Ehre ist gewahrt. Er flüchtete, nicht Sie.«

Der Marqués schaute Padre Hacha an. Der Inquisitor war genau so, wie ein Priester nach Meinung des Marqués sein sollte: ein großer, kräftiger Mann mit grimmigem, entschlossenem Gesicht, ein Krieger Gottes, der wusste, dass Mitleid ein Luxus im Kampf gegen den Teufel war. Der Marqués, der sich sehnlich wünschte, die Härte zu haben, die er in dem Inquisitor erkannte, runzelte die Stirn. »Ich kann nicht verstehen, was den Mann dazu getrieben hat, meine Frau zu beleidigen!«

»Er ist Engländer, er kommt aus der Gosse, und er ist ein Heide.«

»Ich hätte ihn töten sollen.«

»Gott wird das tun.«

Der Marqués nahm gegenüber dem Inquisitor Platz. Sie waren im Schlafzimmer des Marqués, das ihm für diese Nacht vom Bürgermeister dieser kleinen Stadt zur Verfügung gestellt worden war. Der Kerzenschein geisterte über die rote Bettdecke, über das Bild des gekreuzigten Jesus und über den grimmigen Mann der spanischen Inquisition, dessen Gesicht wie gemeißelt wirkte. Der Marqués schaute in die dunklen Augen des Padre. »Elena wird zu mir kommen?« Er benutzte die spanische Form des Namens seiner Frau.

Der Inquisitor nickte. »Sie muss natürlich Buße tun.«

»Natürlich.« Der Marqués spürte, wie es heiß in ihm aufwallte. Auf dem Nachttisch stand Elenas Porträt, das er nach Südamerika mitgenommen hatte. Es zeigte ihre großen Augen, das schöne Gesicht. Sie hatte für Frankreich spioniert, das war dem Marqués nicht verborgen geblieben, doch der Inquisitor hatte ihm versichert, dass ihre Spionagetätigkeit nur die Schwäche einer Frau war.

»Sie hat Sie sehr vermisst, in ihrer Einsamkeit und Traurigkeit geriet sie in Versuchung. Sie muss öffentlich Buße tun.«

»Wird sie das tun?«

»Sie brennt darauf, wieder in Ihrer Gunst zu stehen, Euer Gnaden.«

Der Marqués nickte. Er hatte eine offene, peinlich offene Diskussion mit dem grimmigen Inquisitor gehabt. Ja, hatte der Priester gesagt, da gab es Gerüchte über die Marquesa, aber um welche Frau ranken sich keine Gerüchte? Und war etwas Wahres daran? Der Priester hatte entschieden den Kopf geschüttelt. Alles Lügen.

Vielleicht weil Padre Hacha offen zugegeben hatte, dass Elena für ihr Geburtsland spioniert hatte, glaubte der

Marqués die Lüge über ihre Treue. Er *wollte* sie glauben. Er wusste insgeheim und schuldbewusst, dass es ein Fehler gewesen war, Elena zu heiraten, aber welcher Mann hätte nicht das zarte, schöne Mädchen zur Frau genommen? Er wusste, dass er sie aus sexueller Gier und Sündhaftigkeit geheiratet hatte, und er hatte die Sünde schon unzählige Male gebeichtet. Jetzt hatte es den Anschein, dass seine Gebete erhört worden waren. Sie wollte sein Verzeihen und seine Liebe. Er würde ihr beides geben.

Er würde es tun, weil ihm der Priester an diesem Abend ein glanzvolles Bild von Spaniens Zukunft ausgemalt hatte, einer Zukunft, in der er, der Marqués, eine Rolle von größter Wichtigkeit spielen würde, wie der Inquisitor gesagt hatte.

»Sie waren immer eng mit dem alten König verbunden, Marqués.«

»Das stimmt.«

»Sein Sohn braucht Sie.«

Der Marqués hatte gehört, dass Spanien ihn brauchte. Dieser Krieg gegen die Franzosen war ein Fehler, hatte der Inquisitor gesagt. Gewiss, der Krieg war von den Franzosen angefangen worden, aber jetzt wollten ihre kampfbereiten Armeen aus Spanien abziehen, und nur ein Hindernis lag vor ihnen: die britische Allianz.

Der Inquisitor hatte von dem geheimen Vertrag gesprochen. Er hatte es getan, weil er das Vertrauen dieses Mannes gewinnen wollte. Der Marqués hatte aufmerksam zugehört. Zuerst hatte er Anstoß an dem geheimen Manöver genommen, das mit dem Bruch eines Versprechens endete, das Spanien Britannien gegeben hatte, aber je mehr er gehört hatte, desto stolzer und aufgeregter war er geworden.

Spanien hatte sein Reich von Gott erhalten, hatte der Inquisitor gesagt. Dieses Reich war die Belohnung für den

Sieg gegen die Mauren in Europa. Jetzt verfiel das Reich wegen des Krieges gegen Frankreich. Die Spanier, hatte der Priester gesagt, waren ihrem Gott gegenüber verpflichtet, das Reich zu bewahren. Wenn es Frieden mit Frankreich gab, konnte die Armee als Gottes Krieger ins Ausland gehen. Der Geheimvertrag, der in Valençay geschmiedet wurde, würde Spanien den Frieden daheim und Ruhm im Ausland bringen.

Das gefiel dem Marqués. Er hatte nichts für die Regierung übrig, die diesen Teil Spaniens beherrschte, der nicht von den Franzosen gehalten wurde. Es war seiner Ansicht nach eine liberale, gefährliche Regierung, die versuchen würde, ein Parlament einzuführen und die königliche Macht zu beschränken. Spanien sollte seiner Meinung nach vom König und der Kirche regiert werden, nicht von Pöbel und Emporkömmlingen.

Da war noch mehr. Der Inquisitor erzählte ihm, was die Junta in Cadiz jetzt vorschlug. Die Liberalen, die das Land während König Ferdinands VII. Abwesenheit regierten, versuchten, die Macht der Kirche in Spanien zu beschneiden.

»Das kann doch nicht sein!«

Der Inquisitor hatte dem Marqués die Abschrift eines neuen Gesetzes überreicht, ein Gesetz, mit dem seit zwei Monaten die spanische Inquisition abgeschafft worden war.

Die Inquisition, dieses Organ aus den protestantischen Albträumen des sechzehnten Jahrhunderts, existierte noch in dem Teil Spaniens, der von den Franzosen gehalten wurde. Die Inquisition hatte Gottes Liebe mit den Feuern der Qual und den Klingen der Folter gepredigt. Jetzt, bar ihrer Folterbänke und Brandeisen, war sie für das spanische Volk eine Sittenpolizei, die denjenigen Trauscheine ausstellte, die beweisen konnten, dass sie reinen, christlichen Geblüts waren, und die stets diejenigen bespitzelte, die im Verdacht standen, Mauren oder Juden zu

sein. Sie waren die Spione Gottes, die Geheimpolizei des Himmels, und ihre Macht wurde bedroht. Die Junta hatte sie aufgelöst.

König Ferdinand VII., dessen Vorliebe für Frauen so groß wie seine Gottesfurcht war, wollte nicht, dass die Inquisition abgeschafft wurde. Sie mochte für Gott spionieren, doch ihr Bericht kam zum König von Spanien, und kein Königreich auf Erden hatte ein leistungsfähigeres Netz von Informanten als der spanische König mit seinen loyalen Inquisitoren.

»Wenn wir Seine Majestät wieder einsetzen«, hatte der Inquisitor gesagt, »dann bewahren wir unsere Kirche. Der Frieden mit Frankreich ist Spaniens einzige Hoffnung.«

Darin stimmte ihm der Marqués de Casares el Grande y Melida Sadaba mit ganzem Herzen zu. »Was soll ich für Sie tun?«

Der Inquisitor log aalglatt. »Ich möchte, dass Sie Unterstützung unter Ihren Freunden finden, unter den Offizieren der Armee, unter Ihren Bewunderern, Marqués.« Er zuckte mit den Schultern. »Wenn es so weit ist, werden die Bauern und Proleten nicht gerade glücklich sein.«

»Sie hassen die Franzosen.«

»Aber sie lieben ihren König. Sie brauchen eine feste Führung, ein starkes Beispiel der Kirche und des Adels. Von Ihnen und mir, Euer Gnaden.«

Der Marqués nickte. Die Zukunft war plötzlich golden. Seine Frau, die er um der Fleischeslust willen geheiratet hatte, war bereit, Buße zu tun. Sie würde geläutert und demütig zu ihm zurückkehren, liebend und treu, um die Gehilfin eines Mannes zu sein, der dazu beitragen würde, dass sein König Spanien in eine prächtige, heilige Zukunft führte. Und um ihn, den Marqués, zu führen, ihm beizustehen und ihn zu unterstützen, würde dieser grimmige, harte Inquisitor mit seinem scharfen Verstand

und seiner starken Entschlossenheit da sein. Plötzlich wirkten die Ereignisse des Tages, das gescheiterte Duell und die Rettung vor dem Tod, belanglos im Vergleich zu dieser Zukunft.

Der Inquisitor lächelte. »Sie haben uns allen heute einen Dienst erwiesen, Euer Gnaden.«

»Einen Dienst?«

Padre Hacha nickte. »Der Engländer gab bei Ihnen klein bei. Sie sind ein Held der Armee. Sie schlugen den Engländer vor den Augen der Armee. Wohin Sie führen, Euer Gnaden, werden andere jetzt folgen.«

Der Marqués sah vor seinem geistigen Auge, wie er die Armee von der Allianz mit Britannien löste. Er sah sich König Ferdinand VII. in Spanien willkommen heißen, und er sah den Ruhm.

Er bat um den Segen des Inquisitors und erhielt ihn. Er kniete sich hin und neigte den Kopf. Der Priester legte ihm die Hände fest aufs Haar.

Der Inquisitor, der den ganzen Abend über gelogen hatte, sprach den Segen. Er meinte die Worte ernst, die er sagte. Er erbat Gottes Segen für diesen Mann, der so katastrophal geheiratet hatte und jetzt ein Trumpf im Kampf für die Verteidigung der Inquisition war. Er segnete den Marqués im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und er äußerte die Hoffnung, dass der Marqués gut schlafen würde.

»Danke, Padre.«

In seinem eigenen Zimmer kniete sich der Inquisitor hin und betete zu Gott um Verzeihung für die Lügen, die er gesagt, und die Täuschung, die er begangen hatte. Gott würde das verstehen. Was Padre Hacha tat, galt der Bewahrung von Gottes Kirche. Es gab keinen edleren Grund. Er erhob sich von den Knien, schlug sein Messbuch auf und vertiefte sich darin. Er wartete auf die

Geisterstunde, wenn sein Bruder, der sich als Bediensteter des Inquisitors ausgab, seinen Part spielen würde, um die Herrlichkeit von Gottes Königreich in Spanien wiederherzustellen.

Der private Padre des Marqués war gezwungen, jeden Morgen um halb fünf aufzustehen, um seinen Herrn um fünf Uhr zu wecken. Dann hielten die beiden Männer bis halb sechs privat Andacht. Danach frühstückte der Marqués und besuchte anschließend die erste Messe des Tages. Manchmal träumte der Padre vom Himmel als einer Stätte, an der keiner vor dem Mittag aus dem Bett aufstehen musste. Er gähnte.

Er küsste sein Skapulier und legte es an. Dabei fragte er sich, ob der Inquisitor an diesem Morgen dabei sein würde. Er hoffte, es würde nicht der Fall sein. Padre Thomas Hacha flößte dem privaten Padre des Marqués Furcht ein. Der Mann strahlte so viel Macht und Kraft aus. Aber die Inquisition war ohnehin Furcht einflößend, die Macht war geheim und überall vorhanden, die Strafen waren schrecklich. Der Padre zog eine sanftere Religion vor.

Die Bediensteten, die auf dem Gang vor dem Zimmer ihres Herrn schliefen, schreckten aus dem Schlaf, als die Schritte des Padre auf der Treppe erklangen. Einer setzte sich auf und rieb sich die Wange. »Guten Morgen, Padre.«

»Guten Morgen, mein Sohn.« Der Padre öffnete einen der Fensterläden am Gang und schaute hinaus. Der Morgen graute über den dunklen Hügeln. »Es wird ein schöner Tag.«

In der Stadt bellten Hunde. Irgendwo krähte ein Hahn. Der Padre sah in den Schatten der Straße die Umrisse britischer Geschütze. Die spanischen und britischen Armeen sammelten sich hier und warteten darauf, in das spanische Gebiet vorzustoßen, das von den Franzosen gehalten wurde. Er war froh, dass er nichts damit zu tun

hatte. Es war schon schlimm genug gewesen, nördlich des Rio de la Plata gegen die Rebellen zu kämpfen, und bei der Vorstellung, dass solche großen Geschütze aufeinander feuerten, erschauerte er. Er wandte sich zum Zimmer des Marqués und klopfte leise an die Tür. Er lächelte die Bediensteten an. »Eine ruhige Nacht?«

»Sehr ruhig, Padre.«

Er klopfte abermals. Einer der Bediensteten knöpfte sich über dem Nachtgeschirr in der Ecke des Treppenabsatzes die Hose auf. »Er war noch spät auf. Vermutlich schläft er noch.«

»Spät?«

»Padre Hacha war bei ihm.« Der Mann gähnte, während er seine Blase erleichterte. »Beten Sie für mich, Padre.«

Der Padre lächelte und stieß die Tür auf. Es war dunkel in dem Zimmer. Die großen Samtvorhänge am Fenster waren zugezogen. »Euer Gnaden?«

Keine Antwort vom Bett her, vor dem ein Vorhang zugezogen war. Der Padre schloss leise die Tür und tastete sich durch das Dunkel an den schweren Möbeln vorbei zum Fenster. Er dachte kurz nach, wie reich der Besitzer dieses Hauses war, der sich solche Möbelstücke leisten konnte, während er den Vorhang zurückzog und graues Licht hereinfiel.

»Euer Gnaden? Ich bin es, Padre Pello.«

Immer noch Stille. Die Uniform des Marqués hing ordentlich an einer Schranktür, und die Stiefel standen darunter. Der Padre zog den Vorhang vor dem Bett zurück. »Euer Gnaden?«

Sein erster Gedanke war, dass der Marqués auf einem roten Samtkissen schlief. Sein zweiter Gedanke war Erleichterung. Es würde heute Morgen keine Andacht und keine Gebete geben. Er konnte in die Küche gehen und gemütlich frühstücken.

Dann übergab er sich.

Der Marqués war tot. Seine Kehle war durchschnitten, und das Blut hatte den Leinenbezug des Kissens und Laken und Decke getränkt. Sein Kopf war in den Nacken gelegt, und seine Augen starrten blicklos zum Kopfende des Bettes. Eine Hand hing über die Bettkante hinab.

Der Padre wollte schreien, aber er brachte keinen Ton hervor. Er wollte aus dem Zimmer rennen, doch seine Füße schienen am teppichbelegten Boden festzukleben.

Das Erbrochene besudelte sein Skapulier. Etwas davon tropfte auf die plumpe Hand des Toten. Es hatte den Anschein, der Marqués hätte zwei Münder, ein Mund weit aufklaffend und rot, der andere klein und bleich.

Der Padre setzte von Neuem zu einem Schrei an, und diesmal brachte er einen erstickten Aufschrei zustande. »Wachen!«

Die Bediensteten kamen, doch das nutzte nichts. Die Leiche war kalt, das Blut auf dem Leinen war getrocknet.

Comandante Mendora, der Adjutant des Generals, stürmte mit gezogenem Degen herein, gefolgt vom Inquisitor im Nachthemd. Selbst der so harte Inquisitor wurde bleich bei dem grauenvollen Anblick.

Der Marqués de Casares el Grande y Melida Sadaba war im Schlaf ermordet worden, und seine Seele war zum göttlichen Gericht emporgestiegen. Der Inquisitor betete laut mit tiefer, grollender Stimme, dass die Seele des Mörders bald folgen und schrecklich und angemessen bestraft werden möge.

Sie kamen um acht Uhr an diesem Morgen, um Major Richard Sharpe abzuholen. Das Bataillon war zuvor angetreten, und die Kompanien marschierten bereits davon zu ihrem Dienst.

Richard Sharpe war wie so oft am frühen Morgen schlecht gelaunt. Er hatte einen säuerlichen Geschmack im Mund, weil er in der vergangenen Nacht zu viel Wein getrunken hatte. Er freute sich auf ein zweites Frühstück und hatte nur ein schwaches Schuldgefühl, als er daran dachte, dass ihm sein neuer Rang solch einen Luxus erlaubte, der anderen verwehrt war. Er hatte von Isabella ein paar gekochte Eier und eine Speckseite geschnorrt, die eigentlich ins Kasino gehörte, und er glaubte, die Mahlzeit schon zu schmecken.

An diesem Morgen würde ihm endlich einmal erspart bleiben, die Arbeit dreier Männer zu erledigen. Lieutenant Colonel Leroy führte die Hälfte der Kompanien auf einen langen Marsch, die anderen waren eingeteilt, um zu helfen, die großen Pontonbrücken zu transportieren, die bereit für den Marsch in französisches Gebiet waren.

Sharpe sagte sich, dass er den Papierkram aufarbeiten konnte. Er erinnerte sich, dass er versuchen musste, dem Marketender eines der neuen Maultiere zu verkaufen. Ob dieser gerissene reiche Mann eines der dürren, ziemlich alten Tiere haben wollte, die von der Brigade geschickt worden waren, war eine andere Sache. Vielleicht würde der Marketender den Fleischpreis zahlen.

Sharpe wollte den Schreiber rufen, doch der Ruf ertönte nie. Stattdessen sah er die Profose.

Die Militärpolizisten wurden sonderbarerweise von Major Michael Hogan angeführt. Er war kein Polizist. Er war Wellingtons Geheimdienst-Chef und Sharpes guter Freund. Hogan war Ire in mittlerem Alter, dessen Gesicht normalerweise Schalk und Humor ausstrahlte, doch an diesem Morgen war seine Miene grimmig.

Er zügelte sein Pferd bei Sharpe. Hogan hatte ein Ersatzpferd dabei. Seine Stimme klang kalt, unpersönlich, gezwungen. »Ich muss dich um deinen Säbel bitten, Richard.«

Sharpe hatte seinen Freund mit einem Lächeln begrüßt. Jetzt verschwand das Lächeln, und er blickte Hogan verwundert an. »Meinen Säbel?«

Hogan seufzte. Er hatte sich freiwillig für diese Sache gemeldet, nicht weil er es wollte, sondern weil es eine Freundespflicht war. Eine Pflicht, die im Laufe des Tages noch schlimmer werden würde, wie er wusste. »Ihren Säbel, Major Sharpe«, sagte er förmlich. »Sie stehen unter Arrest.«

Sharpe schaute ihn verständnislos an. »Was?«

»Du stehst unter Arrest, Richard. Unter anderem auch zu deiner eigenen Sicherheit.«

»Zu meiner Sicherheit?«

»Die ganze spanische Armee ist hinter dir her.« Hogan streckte die Hand aus und sagte wieder förmlich: »Ihren Säbel bitte, Major.« Hinter Hogan bewegten sich die Militärpolizisten auf ihren Pferden.

»Was wirft man mir vor?« Sharpes Stimme klang plötzlich kalt, obwohl er bereits gehorsam den Gurt aufschnallte.

Hogan sprach ebenso kalt. »Sie sind des Mordes angeklagt.«

Sharpe starrte ihn an.

»Ihren Säbel, Major.«

Wie in Trance überreichte Sharpe ihm den Säbel. »Wen soll ich ermordet haben?«

»Den Marqués de Casares el Grande y Melida Sadaba.« Hogan musterte Sharpes Gesicht und sah ihm an, dass er unschuldig war, aber er wusste, wie hoffnungslos die Dinge standen. »Es gibt Zeugen.«

»Die lügen!«

»Aufsitzen, Richard!« Hogan wies auf das Ersatzpferd.

Die Profose, Männer mit roten Uniformröcken und schwarzen Helmen, starrten Sharpe feindselig an. Sie

waren mit Gewehren bewaffnet, die in Sattelfutteralen steckten.

Hogan zog sein Pferd herum. »Die Spanier behaupten, du hast es getan, Richard«, sagte er leise. »Sie wollen deinen Tod. Wenn ich dich nicht hinter Schloss und Riegel bringe, werden sie dich am nächsten Baum aufhängen. Wo ist deine Ausrüstung?«

»In meinem Quartier.«

»In welchem Haus?«

Sharpe sagte es ihm, und Hogan teilte zwei der Militärpolizisten ein, um die Sachen holen zu lassen. »Folgen Sie uns dann!«

Hogan führte Sharpe fort, umgeben von Militärpolizisten, und Sharpe ritt mehr Schwierigkeiten entgegen, als er je für möglich gehalten hatte. Er wurde des Mordes beschuldigt und an diesem sonnigen Morgen zu einer Gefängniszelle gebracht, zu einem Prozess und was immer dann folgen würde.

KAPITEL 6

Sie ritten eine Stunde lang durch die Täler zum Hauptquartier der Armee. Major Hogan ließ aus Verlegenheit einen Profos zwischen sich und Sharpe reiten.

In der Stadt, in die sie durch Seitengässchen ritten, wurde Sharpe zu dem Haus gebracht, in dem Wellington sein Quartier hatte. Sharpe saß ab, wurde zum Stallhof geführt und in einen kleinen, kahlen Raum ohne Fenster gesperrt. Die Zelle hatte einen Fliesenboden, der wie die Wand darüber mit Blut bespritzt war. Über den Blutflecken auf der weiß getünchten Wand befanden sich große Nägel. Sharpe nahm an, dass daran geschossene Hasen oder Kaninchen aufgehängt worden waren, aber die Verbindung von rostigen Nägeln und Blut rief irgendwie eine weitaus finsterere Vorstellung wach. Das einzige Licht fiel durch einen Luftschlitz von oben und unter der schlecht abschließenden Tür herein. Es gab einen Tisch und zwei Stühle, und es stank nach Pferdeurin.

Die Tür war verriegelt. Jenseits davon konnte Sharpe die Schritte des Wachtpostens auf dem Stallhof hören. Er hörte ebenfalls das Scheppern von Eimern, das Rauschen von Wasser über Steinboden und das Stampfen von Pferden in ihren Stallboxen. Er setzte sich auf einen der Stühle, legte die Füße auf den Tisch und wartete.

Hogan war schnell geritten. Am Ziel hatte er sich nur kurz von Sharpe verabschiedet, kein Wort der Hoffnung geäußert und Sharpe allein gelassen. Mord! Sharpe wusste, welche Strafe darauf stand, aber es kam ihm alles unwirklich vor. Der Marqués war tot? Nichts ergab einen Sinn. Er hätte verstehen können, wenn man ihn wegen des Duells festgenommen hätte. Er hätte eine von Wellingtons

kalten Strafpredigten ertragen können, aber dieses Dilemma ergab keinen Sinn. Er wartete.

Der Sonnenschein, der durch den Belüftungsschlitz fiel, wanderte über den Boden, während sich der Morgen dahin zog. Sharpe roch den Tabakrauch aus der Pfeife des Wachtpostens. Er hörte Männer im Stall lachen. Die Glocke der Kirche schlug elf Mal, und dann war das Schaben des Riegels an der Tür zu hören. Sharpe nahm die Füße vom Tisch und stellte sich hin.

Ein Lieutenant mit dem blauen Uniformrock eines Kavallerieregiments kam herein. Er blinzelte, als er aus dem hellen Sonnenschein in das Halbdunkel der improvisierten Zelle trat. Dann lächelte er nervös und legte einen Stapel Papiere auf den Tisch.

»Major Sharpe?«

»Ja.« Irgendwie kam ihm der junge Mann vertraut vor.

»Ich bin Trumper-Jones, Sir. Lieutenant Michael Trumper-Jones.«

Der junge Offizier erwartete, dass Sharpe ihn wiedererkannte. Sharpe erinnerte sich an einen Kavallerie-Colonel namens Trumper-Jones, der bei Rolica einen Arm und ein Auge verloren hatte. »Kenne ich Ihren Vater?«

»Das weiß ich nicht, Sir.« Trumper-Jones lächelte. »Wir lernten uns in der vergangenen Woche kennen. Bei dem Kampf an der Brücke, Sir.«

»Oh.« Jetzt erinnerte sich Sharpe. »Sie sind Adjutant von General Preston?«

»Jawohl, Sir. Und ich bin Ihr Verteidiger.«

»Mein – was?« Sharpe grollte, und Trumper-Jones wich unwillkürlich zur Tür zurück, die von den Wachtposten geschlossen worden war.

»Ich bin Ihr Verteidiger, Sir.«

Sharpe setzte sich. Er schaute den nervösen jungen Mann an, der aussah, als wäre er gerade erst von der Schule

gekommen, und wies auf den freien Stuhl. »Setzen Sie sich, Trumper-Jones. Wovor sollen Sie mich verteidigen?« Er wusste es, doch er wollte es noch einmal hören. Trumper-Jones kam nervös näher. Er nahm den Hut ab, legte ihn neben die Papiere auf den Tisch und strich eine hellbraune Haarlocke aus seiner Stirn. Dann räusperte er sich. »Sie sind des Mordes an dem spanischen General Casares, dem Marqués de …«

»Verdammt, ich weiß, wer das ist.« Sharpe schaute Trumper-Jones an, der nervös an seinen Papieren herumfummelte. »Gibt es eine Tasse Tee in diesem Sauladen?«

Bei der Frage wurde Trumper-Jones nur noch unruhiger. »Es bleibt nicht viel Zeit, Sir.«

»Warum nicht?«

»Das Kriegsgericht ist für halb eins einberufen, Sir. – Heute«, fügte er lahm hinzu.

Sharpe fluchte. Trumper-Jones sagte nichts. Er hatte einen ziemlichen Bammel vor dem narbigen Offizier der Schützen, und er zuckte unwillkürlich zusammen, als Sharpe die Ellbogen auf dem Tisch aufstützte und sich vorneigte. »Sind Sie Anwalt, Trumper-Jones?«

»Nein, Sir.«

»Haben Sie so was schon mal gemacht?«

»Nein, Sir.« Trumper-Jones lächelte schwach. »Ich bin erst einen Monat hier draußen.«

»Wo ist Major Hogan?«

»Das weiß ich nicht, Sir.«

»Wie wollen Sie meine Unschuld beweisen, Trumper-Jones?«

Der junge Mann wischte eine Haarsträhne aus der Stirn. Seine Stimme klang fast wie die von d’Alembord, doch es fehlte die Gelassenheit und Selbstsicherheit. »Ich befürchte, es sieht trostlos aus, Sir.«

»Erklären Sie das näher.«

Trumper-Jones wirkte jetzt glücklicher, weil er von seinen Papieren ablesen konnte. »Es hat den Anschein, Sir, dass Sie die Marquesa de Casares el Grande …«

»Sparen Sie sich den Zungenbrecher.«

»Dass Sie die Marquesa näher kennen.«

»Stimmt.«

»Und dass Sie ihr gedroht haben, Sir.« Trumper-Jones sagte es ängstlich.

»Was habe ich?«

Trumper-Jones sprang fast vom Stuhl. »Sie drohten ihr, Sie würden sie …« Er wurde rot. »Nun, Sie drohten ihr, Sir.«

»Das habe ich verdammt noch mal nicht getan!«

Trumper-Jones schluckte, räusperte sich und wies auf das Schriftstück. »Da ist ein Brief, Sir, von der Marquesa an ihren Mann, und darin steht …«

Sharpe lehnte sich zurück. »Ersparen Sie mir das, Lieutenant. Ich kenne die Marquesa. Akzeptieren wir also, dass sie einen Brief haben. Fahren Sie fort.«

Sie hatte also das Duell provoziert. D'Alembord hatte es angedeutet, Sharpe hatte sich geweigert, es zu glauben, aber jetzt nahm er an, dass es einen Sinn ergab. Aber er hatte einfach nicht glauben wollen, dass eine Frau, die seine Geliebte gewesen war, ihn so leicht verraten konnte.

Trumper-Jones strich wieder eine Haarsträhne aus seiner Stirn. »Der Brief führte zu einem Duell, das Sie nicht beenden durften?«

»Stimmt.« Es klang alles so hoffnungslos.

»Und weil Sie nicht kämpfen durften, Sir, behauptet die Anklage, dass Sie in der vergangenen Nacht in das Quartier des Generals eindrangen und ihn ermordeten.«

»Stimmt nicht.«

»Die Anklage hat einen Zeugen, Sir.«

»Tatsächlich?« Sharpe sagte es verächtlich. »Wer ist das?« Trumper-Jones raschelte in den Papieren. »Ein Capitán Morillos, Sir, vom Princessa-Regiment. Er war in der vergangenen Nacht der wachhabende Offizier im Quartier von General Casares, und er sah, dass um drei Uhr morgens ein britischer Schützen-Offizier das Haus verließ. Der Offizier, sagte er, trug einen schweren Säbel.«

Ein guter Einfall, dachte Sharpe. Offiziere der Schützen erhielten Degen, und nur Sharpe trug einen Säbel. »Und warum stoppte Capitán Morillos diesen Mann nicht?«

»Er hatte den Befehl, nur Leute aufzuhalten, die ins Haus wollten, Sir, keine Personen, die es verließen.«

»Weiter.«

Trumper-Jones zuckte mit den Schultern. »Das ist alles, Sir. Ich dachte, Sir …« Er verstummte und war wieder nervös.

»Was dachten Sie?«

»Ich dachte, Sir, wenn wir dem Gericht Ihre Dienstakte vorlegen, dann muss es milde urteilen. Die Adler-Standarte der Franzosen, die Sie erbeuteten, die Schlacht von Badajoz …« Seine Stimme wurde immer schwächer, bis er schließlich verstummte.

Sharpe lächelte. »Sie wollen, dass ich mich schuldig bekenne und darauf verlasse, dass sie keinen Helden erschießen lassen, nicht wahr?«

»Nicht erschießen, Sir, sondern hängen.« Es war Trumper-Jones peinlich, das zu sagen. »Sie werden Ihr Offizierspatent verlieren und wie ein Krimineller hingerichtet werden. Natürlich nur, wenn Sie …«

»Wenn sie mich schuldig sprechen?«

»Jawohl, Sir.«

Sharpe starrte auf die rostigen Nägel in der Wand. Das konnte doch alles nicht wahr sein! Jeden Moment musste er

aufwachen und erleichtert feststellen, dass er alles nur geträumt hatte. Er würde lachen und Sergeant Harper erzählen, dass er geträumt hatte, vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt zu werden!

Es war aber kein Traum. Er war tatsächlich in dieser verzweifelten Lage, und er glaubte zu wissen, warum. Das minderte nicht die Bitterkeit. Ein spanischer General war ermordet worden, und Sharpe wusste nur zu gut, wie zerbrechlich das Bündnis zwischen den Briten und Spaniern war. Der spanische Stolz war verletzt, weil sie es nötig hatten, von den Briten die Invasoren aus ihrem Land jagen zu lassen, und ihre Dankbarkeit war wegen dieses Stolzes bissig geworden. Wellington war nach diesem Schlag gegen das Bündnis erpicht darauf, den Spaniern schnell ein Opfer anzubieten.

Und noch jemand anders handelte schnell, jemand, der Sharpes Tod wollte. Sharpe schaute den nervösen Trumper-Jones an und bat ihn mit müder Stimme, ihm die Abschrift vom Brief der Marquesa vorzulesen.

Trumper-Jones tat es. Nichts von den Anschuldigungen in dem Brief stimmte, aber es war ein verdammtes Beweisstück. Sharpe sah den nervösen jungen Mann an. »Ich möchte Papier, Feder und Tinte.«

»Aber, Sir …«

»Holen Sie das!«

Sharpe schrieb eine Stunde lang, ignorierte Lieutenant Trumper-Jones, brachte für Major Hogan seine eigene Version der Ereignisse der Nacht zur Papier, beschrieb die Lügen im Brief der Marquesa und warnte seinen Freund, dass da irgendein Komplott im Gange war, das er jedoch noch nicht durchschauen könne. Selbst wenn er, Sharpe, tot sein würde, konnte Hogan nicht sagen, er hätte keine Warnung erhalten. Aber was war das für eine Verschwörung? Welchem Zweck diente Richard Sharpes Tod? Sharpe sah einen Grund für die Ermordung des

Marqués, weil dadurch eine anfällige Allianz geschwächt wurde, aber er sah keinen Grund für eine Verschwörung, die seinen Tod zur Folge haben würde, und er bezweifelte auch, dass die Marquesa seinen Tod wünschte.

Er faltete den Brief. »Den erhält Major Hogan.«

»Jawohl, Sir.«

Dann näherten sich draußen Schritte, der Riegel schabte, die Tür wurde geöffnet, und heller Sonnenschein fiel herein. Ein Sergeant, an der Spitze der Eskorte, grinste Sharpe an. »Viel Glück, Sir.«

Sharpe lächelte, sagte jedoch nichts. Das Glück hatte ihn verlassen. Er hatte keines mehr gehabt seit dem Tag, an dem Teresa am Tor Gottes gestorben war, und er erinnerte sich jetzt, dass er in der Nacht vor Teresas Tod von Obadiah Hakeswill verflucht worden war. Der Fluch musste noch wirken.

Sergeant Hakeswill, der Sharpe in die Armee rekrutiert hatte, der Sharpe so ausgepeitscht hatte, dass die Narben seinen Rücken für immer entstellten. Sharpes Todfeind war tot, erschossen von Sharpe, und lag im Grab. Sharpe fragte sich, wie viele Stunden vergehen mochten, bis er ebenfalls unter der spanischen Erde liegen würde.

Ein Major Vaughn, Waliser und aalglatt, war der Offizier der Anklage. Sein Tonfall, sanft und melodisch, schaffte es, seine Worte aufrichtig klingen zu lassen, als er sein Bedauern darüber aussprach, die Pflicht zu haben, einen für seine Tapferkeit berühmten Offizier anklagen zu müssen.

Die britischen Offiziere hinter dem Tisch sahen Sharpe nicht an. General Sir Edward Pakenham, der Generaladjutant und Wellingtons Schwager, hatte den Vorsitz. Drei spanische Offiziere, deren Gesichter wie Masken wirkten, starrten den Gefangenen an.

Trotz seines Bedauerns gab Major Vaughn dem Gericht eine schnelle und Sharpe verdammende Version der Ereignisse der vergangenen Nacht. Major Sharpe hatte seine Ehre nicht in einem Duell verteidigen dürfen. Das hatte ihn gewurmt. Er war des Nachts in das Haus gegangen und hatte den Mann einer Frau ermordet, die er sexuell belästigt und verfolgt hatte. Vaughn bedauerte es sehr, diesen Beweis vorzulegen, aber es musste sein, und so überreichte er den Brief, der von der Marquesa geschrieben war und ihr Siegel trug.

Ned Pakenham nahm den Brief, als wäre das Papier verseucht, und gab ihn Vaughn zurück. Der Brief wurde in die Protokollakte des Kriegsgerichts eingetragen.

Vaughn brachte den Brief zu Sharpe. »Erkennen Sie die Handschrift, Major? Denken Sie daran, dass Sie unter Eid stehen.«

Sharpe schaute vom Brief auf zu Vaughn. »Die Marquesa ist Französin, eine Spionin und …«

»Danke, Major, ich habe nur gefragt, ob Sie die Handschrift erkennen. Können Sie das?«

Es war zweifellos die Handschrift der Marquesa, aber Sharpe sah keinen Sinn darin, die Dinge für sich noch schlimmer zu machen, als sie schon waren. »Ich bin mir nicht sicher.«

Vaughn ging mit dem Brief zu seinem Tisch zurück. »Glücklicherweise haben wir Zeugen, die eindeutig die Handschrift der Marquesa wiedererkennen.«

Sharpe hob die Stimme. »Ich habe einen anderen Brief von …«

»Wir beschäftigen uns mit *diesem* Brief, Major!«, unterbrach Vaughn scharf, doch Pakenham hob eine Hand. Er schaute Sharpe zum ersten Mal in die Augen. »Sie haben einen anderen Brief von dieser Lady?«

Sharpe nickte. Er hatte Trumper-Jones nichts davon gesagt, weil er kein Vertrauen in die Fähigkeiten des jungen Mannes hatte. »Sie schrieb mir nach dem Tod meiner Frau, Sie kondolierte mir und bedauerte, dass sie mir nicht persönlich ihr Beileid aussprechen konnte.« Er konnte ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken. Es war höchst unwahrscheinlich, dass eine Frau, die er angeblich beleidigt und belästigt hatte, ihm einen solchen Brief schrieb. Er sah einen Hoffnungsschimmer auf Lieutenant Trumper-Jones' Gesicht. »Ich möchte, dass dieser Brief ebenfalls im Protokoll vermerkt wird.«

Die Generäle hinter dem Tisch lächelten. Sie spürten einen Sieg für Sharpe. Pakenham lehnte sich zurück. »Sie haben diesen Brief, Major Sharpe?«

»Er ist in meinem Gepäck, Sir.«

»Major Vaughn?«, sagte Pakenham zu dem Waliser. »Kein Einspruch?«

»Nein, Sir, keinen. Aber ich muss dem Gericht sagen, dass wir bereits die Habe des Angeklagten beschlagnahmt und durchsucht haben. Es wurde kein solcher Brief gefunden.«

»Er ist in meinem Gepäck!«, beharrte Sharpe.

Vaughn seufzte. »Major Michael Hogan leitete die Durchsuchung. Es wurde kein Brief entdeckt.«

Die Offiziere hinter dem Tisch schauten wieder auf ihre Unterlagen. Sharpes Säbel, dessen Griff und Scheide im Krieg verschrammt waren, lag vorn auf dem Tisch.

Der Padre des Marqués bezeugte durch einen Dolmetscher, dass er die Bediensteten des Marqués schlafend vor dem Zimmer seines Herrn vorgefunden hatte. Vielleicht, mutmaßte er, hatte der Angeklagte ihnen einen Schlaftrunk verabreicht?

Capitán Morillos, ein Bulle von einem Mann, machte seine Aussage. Er hatte im Schein einer Fackel an der Gartentür des Hauses einen Schützen-Offizier gesehen, der um drei

Uhr morgens das Haus verlassen hatte. Nein, das Gesicht des Mannes hatte er nicht erkennen können, aber er hatte die englische Uniform und den schweren Kavalleriesäbel gesehen.

Es war heiß im Gerichtssaal. Sharpe spürte, dass er unter dem Hemd schwitzte. Er hörte hoffnungslos zu, als Lieutenant Trumper-Jones vergebens versuchte, Capitán Morillos' Aussage auch nur um eine Winzigkeit zu erschüttern. Der Capitán behauptete, umfassende Kenntnisse über Uniformen und Säbel zu haben, und schloss jeden Irrtum aus.

Sharpe hatte kein Alibi. Er hatte zusammen mit Harper, Isabella und d'Alembord gegessen, war aber vor Mitternacht gegangen.

Er hatte in seinem Quartier geschlafen und konnte keine Zeugen vorweisen, die beschworen, ihn die ganze Nacht über gesehen zu haben.

Major Vaughn wedelte eine Fliege von seinem Gesicht fort. »Major Sharpe, Sie kennen die Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba?«

»Ja.«

»Und diese Bekanntschaft …«, er betonte das Wort besonders, »… gab Anlass zu der Herausforderung zum Duell, der sie sich gestern stellten?«

»Nein.«

»Nein?«

»Ich habe sie nie bedroht.«

»Man freut sich, das zu hören.« Vaughn lächelte und trat nachdenklich zwei Schritte vor. »Aber Sie kannten sie?«

»Ja.«

»Gut? Kannten Sie die Marquesa gut?«

»Ja, aber …«

»Ein Ja reicht, Major. Sie wurden durch Comandante Mendora, den Adjutanten des Generals, zum Duell gefordert?«

»Ja.«

»Und Sie nahmen die Herausforderung an?«

»Ja.«

»Obwohl Sie wussten, dass das gegen die Befehle des Oberbefehlshabers dieser Armee verstößt?«

Sharpe schaute den süffisant lächelnden Ankläger an. »In die Bresche von Badajoz ging ich auch ohne Befehle.«

Zwei der Offiziere hinter dem Tisch lächelten. Vaughn hob nur eine Augenbraue. »Eine weitere impulsive Tat, Major?«

Sharpe erwiderte nichts darauf. Vaughn seufzte und ging zu seinem Tisch zurück. Er schob seine Papiere zusammen, als brauche er sie nicht mehr. »Sie wurden daran gehindert, das Duell zu beenden?«

»Ja.«

»Wir sollten dankbar sein, dass jemand gestern seine Pflicht tat. Vermutlich, Major, fühlten Sie sich betrogen, weil Sie nicht töten konnten?«

Sharpe furchte die Stirn. »Nein.«

»Ah! Sie kämpften ein Duell vielleicht zum Üben?«

»Ich kämpfte für die Ehre.«

Vaughn sagte nichts. Das Wort »Ehre« hing fade und banal im Raum, in dem peinliche Stille eingesetzt hatte.

Die Offiziere des Kriegsgerichts versuchten, mehr Beweise zu finden, doch es gab keine. Sharpe hatte keine Zeugen. Er wurde zurück in die Zelle befohlen, wo er auf das Urteil warten musste.

Es dauerte nur zehn Minuten, bis man ihn wieder abholte.

Das Urteil lautete: Schuldig.

Lieutenant Trumper-Jones, dem eine Haarsträhne über ein Auge fiel, hielt ein überraschend leidenschaftliches

Plädoyer für den Gefangenen. Er beschrieb Richard Sharpes Tapferkeit, zählte seine großen Taten auf dem Schlachtfeld auf und zitierte die *Times*, die Sharpe als »Albions getreuen Sohn« bezeichnet hatte. Aufgrund seines Heldentums und seines hervorragenden Beitrags in diesem Krieg sollte das Gericht Milde walten lassen, sagte Trumper-Jones.

Major Vaughn räumte alle Tapferkeit ein. Er wies außerdem darauf hin, dass die spanische Bevölkerung Wellington ihren Stolz und ihre Armeen anvertraut hatte. Dieses Vertrauen war gebrochen worden. Die Spanier würden das Vertrauen in einen Verbündeten verlieren, der einen Mörder ungestraft davonkommen ließ, nachdem er einen ihrer führenden Bürger, einen tapferen General, ermordet hatte, der in der Neuen Welt eine Revolte niedergeschlagen hatte. Im Interesse der Allianz und auch der Gerechtigkeit müsse er leider die härteste Strafe verlangen. Es klang bedauernd, doch Vaughn sprach mit der Selbstsicherheit eines Mannes, der das Ergebnis bereits kannte.

General Pakenham fühlte sich unbehaglich. Er war ebenfalls unter Befehlen hier. Er schaute den Gefangenen nicht an, als er verkündete, dass Major Sharpe seinen Rang verlor und unehrenhaft aus der Armee entlassen wurde. Wenn diese Formalitäten erledigt waren, was bis sechzehn Uhr der Fall sein sollte, würde Richard Sharpe zum Hauptplatz der Stadt gebracht werden, wo er in Anwesenheit von vier spanischen Bataillonen aufgehängt werden würde.

Widerstrebend und mit einem schmerzlichen Ausdruck in den Augen sah Pakenham Sharpe an. »Haben Sie noch etwas zu sagen?«

Sharpe erwiderte den Blick. »Ich bitte um die Erlaubnis, in meinem Schützenrock zu sterben, Sir.«

»Abgelehnt.« Pakenham wollte anscheinend hinzufügen, dass Sharpe seine Uniform entehrt hatte, aber die Worte kamen ihm nicht über die Lippen. »Die Verhandlung ist beendet.« Er erhob sich, und Sharpe wurde mit gefesselten Händen aus dem Gerichtssaal geführt, zum Tod am Galgen verurteilt.

KAPITEL 7

Lord Stokeley, einer von Wellingtons Adjutanten, überlegte, ob den spanischen Offizieren, die zu der Hinrichtung kamen, Wein serviert werden sollte. Er fragte den General.

Wellington starrte ihn kalt mit seinen blauen Augen an. »Es ist eine Exekution, Stokeley, keine verdammte Taufe.«

Stokeley hielt es für besser, nicht zu sagen, dass in seiner Familie zu beiden Anlässen Wein serviert wurde. »Sehr gut, Mylord.« Er sagte sich, dass er den Peer noch nie in schlechterer Laune erlebt hatte.

Das hatte er tatsächlich noch nicht. Der mögliche Schaden für die Allianz zwischen Britannien und Spanien konnte gewaltig sein. Soweit Wellington wusste, liebte kein spanischer Soldat den Marqués de Casares el Grande y Melida Sadaba sonderlich, aber durch seine Ermordung war er zu einem Märtyrer Spaniens geworden. Die verdammten Kirchenleute hatten wie üblich schnell reagiert und predigten ihre antiprotestantischen Schmähreden, aber Wellington war stolz darauf, dass er ebenso schnell gewesen war. Der Übeltäter war verurteilt worden und würde aufgehängt werden, und alles noch vor dem Sonnenuntergang nach der Ermordung. Den Spaniern, die heftige Proteste vorbereiteten, war der Wind aus den Segeln genommen. Sie mussten sich notgedrungen mit der schnellen Vergeltung zufrieden erklären.

Die spanischen Soldaten, die auf die Plaza der kleinen Stadt marschierten, waren froh darüber, ihren Alltagstrott unterbrechen zu können. Sie hatten hart genug geübt, waren tagelang marschiert und mit schmerzenden Gliedern aufgewacht, nur um weiterem harten Drill entgegenzusehen. Dieser Nachmittag war jedoch wie eine

Fiesta. Bataillon um Bataillon marschierte auf die Plaza, um Zeuge beim Tod eines Engländers zu sein.

Der Galgen war aus einem Armeewagen improvisiert worden, der an der weiß getünchten Wand des Priesterhauses stand. Hoch an der Wand gab es einen praktischen Haken. Ein englischer Sergeant, der in seiner Uniform des Militärpolizisten schwitzte, stieg mit dem Strick eine Leiter hinauf und befestigte ihn. Auf dem Platz wimmelte es von Militärpolizisten. Es gab Gerüchte, dass Männer des South Essex, zusammen mit einigen Schützen, Richard Sharpes Rettung vom Galgen planten. Das klang ziemlich unwahrscheinlich, aber man nahm die Drohung ernst. Die Profose hatten die Bajonette auf die kurzen Musketen gepflanzt und beobachteten die Gassen und Straßen, die zum großen Platz führten.

Die ersten spanischen Offiziere kamen zum Hauptquartier. Sie wirkten zurückhaltend. Die meisten vermieden taktvoll den Blick aus den Fenstern zum Platz, doch Comandante Mendora, der zum Zeichen der Trauer eine schwarze Binde am rechten Ärmel seiner weißen Uniform trug, beobachtete, wie der Sergeant den Henkerstrick befestigte. Lord Stokeley fragte Comandante Mendora, ob er eine Tasse Tee wünsche. Der Comandante wünschte keine.

Der Sergeant der Militärpolizei stieg die Leiter hinab und zog an der Schlinge, um sich zu vergewissern, dass der Haken sicher war. Er hielt sein Gewicht. Als er die Schlinge losließ, drehte sie sich langsam in der leichten Brise.

Padre Hacha, dessen schwarzes Priestergewand vom hellen Staub der Plaza gepudert war, bahnte sich einen Weg zwischen den Offizieren zu Mendora. »Sie hätten ihn uns für die Bestrafung übergeben sollen.«

Der Comandante schaute den Geistlichen mit dem grimmigen Gesicht an. *»Señor?«*

»Das Hängen geht zu schnell«, sagte der Padre mit tiefer Stimme, die durch den Raum hallte. »Spanien wird erst wieder glücklich sein, *Señores*, wenn diese Helden verschwunden sind.«

Einige der Anwesenden murmelten Zustimmung, aber nicht viele. Die meisten der Spanier waren froh, unter Generalissimus Wellington zu dienen. Sie hatten vom ihm gelernt, wie man eine Armee organisiert, und die neuen Regimenter Spaniens waren Truppen, auf die jeder Offizier stolz sein konnte. Aber keiner, auch nicht der leidenschaftlichste Unterstützer der Allianz mit den Briten, war bereit, sich mit einem Inquisitor anzulegen. Die Junta mochte die spanische Inquisition abgeschafft haben, doch bis sie endlich verschwand, wollte niemand, dass sein Name auf ihrer geheimen Liste stand. Der Inquisitor starrte auf den Henkerstrick. »Sie hätten ihn mit der Garotte hinrichten sollen.«

Einige der spanischen Soldaten auf dem Platz hatten dem Inquisitor zugestimmt. Das Hängen ging ihrer Meinung nach zu schnell. Sie hätten eine der Garotten herbringen sollen, die bei der spanischen Armee mitgeführt wurden, und den Engländer ganz langsam garottieren sollen. Ein guter Henker konnte eine Hinrichtung mit der Garotte eine Stunde lang hinziehen, manchmal den Druck des Halseisens ein wenig zurücknehmen, damit das Opfer falsche Hoffnung schöpfte, bevor er die Schraube anzog und dem Delinquenten das Genick brach.

Andere sagten, dass es ebenso lange dauern konnte, wenn jemand aufgehängt wurde. Es kam nur auf den Fall an, sagten sie. Wenn ein Mann einfach aufgehängt wurde, ohne hinabzustürzen, dann konnte es einen halben Tag dauern, bis er tot war. Wie auch immer, es war besser, auf diesem staubigen Platz auf eine Hinrichtung durch den Strang zu warten, als im Hügelland zu üben.

»*La Puta Dorada* ist jetzt eine sehr reiche Witwe«, bemerkte ein spanischer Offizier. Er lachte bei dem Gedanken.

»Wie reich?«, fragte ein Artillerie-Comandante.

»Der Himmel weiß, wie viel der Marqués wert war! Millionen!«

»Sie wird den Landbesitz nicht bekommen«, wandte jemand ein. »Sie wird es nicht wagen, sich in Spanien sehen zu lassen, wenn die Franzosen weg sind.«

»Trotzdem.« Der Comandante zuckte mit den Schultern. »Sie muss ein paar Hunderttausend in Münzen und Tafelgold wert sein. Was geschieht mit dem Titel?«

Comandante Mendora, dem die Unterhaltung peinlich war, nannte kühl einen Herzog, einen Cousin, an den der Titel fiel. Er weigerte sich, das Vermögen seines toten Herrn zu schätzen.

Der Inquisitor lauschte der Unterhaltung und hörte die Gier und den Neid. Er blickte aus dem Fenster zum improvisierten Galgen, an dem ein Unschuldiger sterben musste. Das war bedauerlich, aber es erfüllte den Inquisitor mit Zufriedenheit, dass der Engländer, Richard Sharpe, ein Sünder war, dessen Tod dem Allmächtigen keinen Kummer bereiten würde. Die Henkerschlinge warf einen scharfen Schatten auf die weiß getünchte Wand.

Der Tod des Marqués war bedauerlich. Der Marqués war zwar ein schwacher Mann, aber wenigstens ein Christ gewesen. Jetzt war er im Himmel, wo Schwäche eine Tugend war.

Der Marqués war schnell gestorben, als ihm der Schlächter mit starker Hand die Kehle durchgeschnitten hatte. Der Inquisitor hatte gebetet, während sein Bruder getötet hatte. Der Marqués war kaum wach geworden, bevor er gestorben war. El Matarife hatte gierig das

goldene Kruzifix betrachtet, doch dann war er von seinem Bruder hastig aus dem Zimmer gedrängt worden.

Der Tod des Marqués würde Spanien retten. Er setzte sein Vermögen frei, das an die Kirche gehen würde. Die Offiziere, die über seinen Letzten Willen diskutierten, hatten keine Ahnung. Jetzt, nachdem der eine Mord erledigt war, würde der Inquisitor legal das Vermögen übernehmen, das auf den Wagen der Marquesa verladen war. Das waren allein Dreihunderttausend, und mit Land und anderem Besitz kamen Millionen hinzu. Der Inquisitor lächelte.

Die Familie des Inquisitors war durch den Krieg verarmt, und jetzt, mit diesem Vermögen, würde sie zu den reichsten in Spanien zählen, was nur angemessen für einen Mann war, der sich als zukünftiger Führer hinter Spaniens schwachem König betrachtete. Mit dem Vermögen des Marqués Casares el Grande y Melida Sadaba würde der Inquisitor Bischof werden, dann Erzbischof und schließlich Kardinal. Er würde hinter dem Thron und vor dem Hochaltar stehen. Er würde mächtig und Spanien würde groß sein. Seine Ambitionen, nicht für sich selbst aufgestellt, sondern für die Kirche und für die Inquisition, würden realisiert werden, und alles für den Preis eines Mordes.

Und jetzt nach dem Tod des Marqués würde der Inquisitor Commandant Ducos die Unterstützung versichern können, die Ferdinand VII. überzeugen und dazu bewegen würde, den Geheimvertrag zu unterschreiben. Die Briten würden aus Spanien verschwinden, die Franzosen würden friedlich abziehen, und Spanien würde wieder stark sein. Das Reich würde wiederhergestellt sein, der König würde glorreich auf dem Thron sitzen, und die Kirche würde ihre Macht wieder erhalten. All das für einen kleinen Mord. Für einen Mord, um seiner Familie das Geld zu verschaffen, das Macht bedeutete, Macht, die für Gottes Ruhm benutzt

werden würde. Der Inquisitor vergab sich den Mord. Er war für Gott geschehen.

Geraune setzte bei den Soldaten auf der Plaza ein. Es schwoll an, als die Tür zu dem großen Raum geöffnet wurde, in dem die spanischen Offiziere versammelt waren. Lord Wellington betrat mit grimmiger Miene den Raum. Er schaute die Versammelten finster an, nickte ihnen kühl zu und schaute durch eines der Fenster hinaus. Seine Adjutanten hielten sich dicht bei ihm. Comandante Mendora sah, dass der General die Hände hinter dem Rücken verschränkte und die Finger nervös zuckten. Die spanischen Offiziere verfielen in Schweigen, peinlich berührt von der kalten Miene ihres befehlshabenden Offiziers.

Der Gefangene wurde durch die schmale Gasse geführt, die in der Menge gebahnt worden war. Er war barhäuptig, und der Wind spielte mit seinem Haar. Er wurde zur Leiter gestoßen, die auf den Wagen hinaufführte. Der Gefangene war größer als seine Bewacher mit den roten Uniformröcken.

Er trug ein verwaschenes weißes Hemd und eine ausgebeulte weiße Hose der englischen Infanterie, sodass die Spanier, die aus dem Hauptquartier zuschauten, es als Büßergewand betrachteten. Der Inquisitor sprach mit tiefer Stimme ein Gebet. Wellington schaute gereizt zu dem Priester, sagte jedoch nichts. Einige der spanischen Offiziere wussten, dass Richard Sharpe einst dem General das Leben gerettet, ihn vor vielen Jahren vor den Bajonetten indischer Soldaten bewahrt hatte, und jetzt schaute der General zu, wie der Mann gehängt wurde. Wellingtons Gesicht mit der Hakennase zeigte jedoch keine Spur von Emotion.

Die Hände des Gefangenen waren gefesselt. Er schaute wie desinteressiert zu der großen Menge. Er war zu weit entfernt von den spanischen Offizieren, und sie konnten

sein Gesicht nicht genau sehen, doch es hatte den Anschein, als grinse er sie verächtlich an. Die zuschauenden Soldaten starrten stumm.

Eine zweite, kürzere Leiter war an die weiß getünchte Wand gelehnt worden, und die Wachen schoben den Gefangenen darauf zu. Es war schwierig für ihn, mit gefesselten Händen hinaufzuklettern, doch die Soldaten halfen ihm. Der Sergeant der Militärpolizei stieg die längere Leiter hinauf, zog die Schlinge heran und streifte sie über das lange, schwarze Haar des Gefangenen. Er zog die Schlinge straff zu und stieg hinab auf den Wagen.

Einige der spanische Offiziere spähten in die Gassen, die zur Plaza führten. Sie dachten an die Gerüchte, dass Sharpes Männer vielleicht versuchen würden, ihren Offizier zu retten. Jenseits der Posten waren jedoch keine zornigen Männer zu sehen. Keine Hunde bellten, keine Schritte hämmerten heran, nur der Sonnenschein auf den roten Dachziegeln und Rauchwölkchen von Küchenfeuern waren zu sehen.

Der zum Tode verurteilte Mann stand auf der Leiter mit der Schlinge um den Hals. Der Sergeant der Militärpolizei schaute seinen Offizier an.

Dem Lieutenant der Militärpolizei missfiel diese Aufgabe, aber Befehl war Befehl. Major Sharpe musste vor den Augen spanischer Truppen gehenkt werden. Der Lieutenant schaute zu dem Mann auf, der auf der Leiter stand, die an die Wand gelehnt war. Er fing einen letzten Blick der dunklen Augen auf und wunderte sich darüber, dass ihn jemand in diesem Augenblick angrinsen konnte, und dann gab er den Befehl.

Den Zuschauern stockte der Atem, dann schrien sie auf.

Die Militärpolizisten zogen die Leiter unter dem Delinquenten fort.

Einen Moment lang blieben die Füße des Delinquenten noch auf der Sprosse der fallenden Leiter, dann rutschten sie ab, er fiel, und der Strick spannte sich mit einem Ruck. Der Mann hüpfte hoch, fiel wieder, und dann schwang und drehte sich sein Körper an dem hohen Haken. Sein Körper krümmte sich, die Füße schlugen aus, traten gegen die Wand, und er drehte sich so, dass das unverhüllte Gesicht auf den vollen Platz starrte.

Die Augen quollen hervor, die Zunge war zwischen den Lippen zu sehen, und der Hals war grotesk vom geneigten Kopf lang gezogen. Er ruckte abermals, zuckte hoch, wie um sich in die Luft zu kämpfen, und dann sprang der englische Sergeant hinzu, hielt den Mann an den Fußknöcheln fest und zog sein Gewicht nach unten.

Das zusätzliche Gewicht brach dem Delinquenten das Genick. Der Sergeant ließ die Knöchel des Mannes los, und als der Körper am Strick schwang, hoben sich langsam die Beine ein paar Zoll an. Er war tot.

Der Sarg wartete auf dem Wagen. Fichtenbretter, grob gehobelt und zusammengenagelt. Die Leiche wurde vom Strick abgeschnitten. Das Haar war vom Weiß der Tünche beschmiert worden, als der Delinquent im Todeskampf gegen die Wand gestoßen war.

Man nahm dem Toten die Stiefel ab, aber nichts sonst war es wert, aufgehoben zu werden. Sie hoben ihn in den Sarg, doch der Tote war zu groß dafür. Der Sergeant nahm eine Muskete von einem seiner Männer entgegen und schmetterte schwitzend und ächzend den Kolben auf die Beine, damit sie in den Sarg gelegt werden konnten. Dann wurde der Deckel aufgelegt und festgenagelt.

Wellington schaute sich all das angewidert an. Als es vorbei war, die spanischen Bataillone von der Plaza abmarschierten und der Sarg fortgetragen wurde, heftete der General seinen kalten Blick auf die versammelten

Offiziere. »Es ist vorüber, Gentlemen. Vielleicht können wir jetzt mit diesem Krieg weitermachen?«

Sie gingen schweigend nacheinander aus dem Hauptquartier. Die Ermordung des Marqués hatte die Briten und Spanier nicht getrennt. Der Oberbefehlshaber hatte sein Blutopfer gebracht, um die Allianz am Leben zu erhalten, und jetzt galt es, einen Krieg weiterzuführen.

An einem Straßenrand, unterhalb der hohen Berge, in denen Wölfe zwischen grauen Felsen streiften, wurde die Leiche begraben. Die Profose häuften Felsbrocken über das flache Grab, damit Aasfresser die Leiche nicht ausgruben, und dann verließen sie das Grab ohne Grabstein. Am späten Abend stellte ein Bauer ein Holzkreuz auf die Stelle, nicht aus Verehrung für den Toten, sondern um den protestantischen Geist abzuschrecken und unter dem Boden zu halten.

Der Inquisitor und El Matarife, die nach Nordosten ritten, kamen an dem Grab vorbei. Der Schlächter zügelte sein Pferd. »Ich hätte mir anschauen sollen, wie er starb.«

»Es war besser, dass niemand dich sah, Juan.«

Der Schlächter zuckte mit den Schultern. »Ich habe noch nie zugeschaut, wenn einer aufgehängt wurde.«

Der Inquisitor starrte ihn ungläubig an. »Noch nie?«

»Nie.« El Matarife klang beschämt.

»Dann such dir einen und häng ihn auf.«

»Das werde ich tun.«

»Aber zuerst kümmerst du dich um unsere nächste Sache.« Der Priester gab seinem Pferd die Sporen. »Und beeil dich!«

Sie hatten Papiere bei sich, mit denen sie durch die britischen und französischen Linien kommen würden, und sie verfügten über Nachrichten, die diesen Krieg beenden und Spaniens alte Herrlichkeit wiederherstellen würden. Der Inquisitor dankte Gott und trieb sein Pferd an.

KAPITEL 8

Das Tal war wie ein Pass durch die Berge. Es lag hoch. Von seinem westlichen Rand aus, wo es bis zu einem fernen Fluss hin abfiel, konnte man nach Portugal blicken. Die Hügel des *Tras o Montes*, des »Landes jenseits der Berge«, wirkten wie purpurblaue Schroffen, die verschwommener wurden, bis der Horizont nur noch wie ein Pinselstrich von dunkler Wasserfarbe auf der Leinwand eines Malers zu sehen war.

Die Hänge des Tals waren mit dichten Dornbüschen bewachsen. Die Blüten leuchteten weiß im Sonnenschein. Die Straße, die sich den steilen Pass hinauf wand und durch das Hochtal führte, war von gelbem Jakobskraut gesäumt. Die Weide auf dem Talgrund war von Schafen und Kaninchen abgefressen. Raben nisteten auf Felsvorsprüngen. Füchse jagten zwischen den Dornbüschen, und Wölfe streiften zwischen den zerklüfteten Felshügeln, die vor dem Himmel wie eine gezackte Barriere wirkten.

Im Hochtal gab es ein Dorf, doch es war verlassen. Die Türen der Hütten waren aus den Angeln gerissen und von den Armeen verbrannt worden, die in Spanien kämpften.

Am westlichen Ende des Tals, wo der Bergkamm einen herrlichen Blick auf das Land jenseits der Berge bot, befanden sich zwei große Gebäude. Beide waren Ruinen.

An der Nordseite gab es ein altes Nonnenkloster. Die beiden Säulengänge standen noch, doch der obere Säulengang war stark beschädigt durch eine große Explosion, bei der die alte Klosterkapelle zerstört worden war. Das Kloster war seit Langem verlassen. Unkraut

wucherte zwischen den Bodenplatten und den schmalen Kanälen, die einst Wasser in den Innenhof geleitet hatten.

Im Süden ragte über dem Pass eine Burg auf. Man konnte immer noch auf den Burgfried oder auf den Pförtnerturm steigen, aber es war Jahrhunderte her, seit der letzte Burgherr hier gelebt hatte. Jetzt war es eine Domäne der Raben, und Fledermäuse hingen in den hohen, finsteren Räumen.

Weiter östlich und noch höher beherrschte ein alter Wachtturm in weitem Umkreis das Land. Der Wachtturm konnte ebenfalls noch bestiegen werden, doch die Wendeltreppe führte zu zerstörten Zinnen hinauf.

Das Hochtal mit dem Pass wurde das Tor Gottes genannt. Bei der Burg, auf dem Gras, das von Kaninchenkot übersät war wie von winzigen Mottenkugeln, gab es einen langen, flachen Hügel. Es war ein Grab, und darin lagen die sterblichen Überreste der Männer, die bei der Verteidigung dieses Passes im vergangenen Winter gefallen waren. Sie waren zahlenmäßig weit unterlegen gewesen, doch sie hatten gegen die erdrückende Übermacht des Feindes den Pass gehalten, bis Entsatz gekommen war. Sie waren von einem Schützen geführt worden, von Richard Sharpe.

Die Franzosen, die gestorben waren, und das waren viele gewesen, waren eilig in einem Massengrab beim Dorf beigesetzt worden. Im Winter hatten die Aasfresser die Erde vom Grab gescharrt und gefressen, was sie gefunden hatten. Jetzt, als der Frühling in den Sommer überging und der Bach im Tor Gottes nur noch ein Rinnsal war, lagen die Knochen der toten Franzosen rings um das Dorf verstreut. Herumliegende Schädel sahen wie makabre Pilzgruppen aus.

Im Süden war der Krieg, Armeen marschierten in den Feldzug des Jahres, doch am Tor Gottes, wo Richard Sharpe gegen eine Armee gekämpft hatte, gab es nur noch den Tod und den Wind, der in den Dornbüschen raschelte, und die

Totenschädel, die aus dem Gras grinsten. Es war eine Stätte, die nutzlos für beide Armeen war, ein Ort der Geister und des Todes und der Einsamkeit, ein vergessener Platz.

Vor der Stadt Burgos teilte sich die Große Straße. Die Straße führte von der französischen Grenze nach San Sebastian und dann südwärts durch das Bergland, wo die Partisanen jeden Marsch für die Franzosen zur Hölle machten. Die Gefahr, aus dem Hinterhalt getötet zu werden, wurde erst bei Vitoria geringer, und danach führte die Straße wieder ins Hügelland, stets nach Süden, bis in die weiten Ebenen, wo Burgos lag.

Es war die Straße, über die die Franzosen in Spanien einmarschiert waren. Auf dieser Straße würden sie sich zurückziehen. Bei Burgos teilte sich die Straße. Eine Gabelung führte südwärts nach Madrid, die andere nach Südwesten gen Portugal und Atlantik. Burgos war der Scheideweg der Invasion, der Wächter des Rückzugs, die Festung auf den Ebenen.

Es war keine große Festung, doch in den letzten Tagen des Sommers 1812 hatte sie einer britischen Belagerung getrotzt. Die Burg wies noch die Narben von Kanonenkugeln und Granaten auf. Im Jahre 1812 hatte die Burg verhindert, dass die Briten die Franzosen über die Pyrenäen jagten, und in diesem Sommer, so befürchteten einige Briten, konnte sie wieder für den gleichen Zweck gegen eine verstärkte britische Armee benutzt werden.

Pierre Ducos war das gleichgültig. Wenn die Soldaten Spanien verloren, dann würde sein Geheimvertrag Frankreich retten. Der Inquisitor hatte versprochen, dass er binnen eines Monats die Briefe liefern würde, die zurzeit bei der bedrohten spanischen Inquisition gesammelt wurden. Die Briefe würden Ferdinand VII. überzeugen,

dass Spanien einen Vertrag mit den Franzosen unterstützte.

Die beiden Männer trafen sich nicht in der Burg, sondern in einem der großen, düsteren Häuser der Stadt. Ducos zuckte zusammen, als sein Brillengestell über seine wund gescheuerte Haut rieb. Auf den Rat eines Armee-Arztes hin hatte er Achsenschmierfett hinter seine Ohren gerieben, um sich gegen das Wundscheuern der Haut zu schützen, doch die Brillenbügel ärgerten ihn immer noch. Wenigstens hatte er den Trost, zu wissen, dass der Mann tot war, der seine andere, bequeme Brille zerstört hatte.

»Sie haben ihn aufgehängt«, sagte der Inquisitor. »Es ging schnell.« Er sagte Letzteres ärgerlich, als glaube er, dass Sharpe für den Tod des Marqués verantwortlich war.

Ducos bedauerte nur eines an Richard Sharpes Tod. Er wünschte, dass der Engländer erfahren hätte, dass er, Ducos, über eine ganze Nation hinweg einen Racheplan ausgeführt hatte. Ducos liebte es, wenn seine Opfer erfuhren, wer sie erledigte und warum. Ducos sonnte sich in seiner Schlauheit und Geschicklichkeit, wie andere ihre Orden zur Schau trugen. Er zog einige Schriftstücke aus der Tasche. »Die Wagen der Marquesa sind in der Burg.«

»Sie werden uns geliefert werden?«

»Wenn Sie mir eine Adresse geben.« Ducos lächelte. »Vielleicht die Kathedrale?«

Der Inquisitor zuckte nicht mit der Wimper bei der spöttischen Frage. »Mein Haus, Comandante.«

»In Vitoria?«

»In Vitoria.«

»Und Sie werden das Vermögen der Kirche übergeben?«

»Was ich mit dem Vermögen mache, ist eine Sache zwischen mir und Gott.«

»Selbstverständlich.« Ducos rückte wieder seine Brille zurecht. »Sie werden mit dem nächsten Konvoi nach

Norden ziehen. Natürlich ist das Vermögen nicht Ihres. Es gehört der Witwe.«

»Nicht, wenn sie Spanien verlässt.«

»Was unklug wäre, wie wir übereinstimmend festgestellt haben.« Ducos lächelte. Er wollte nicht, dass sich Hélène bei Napoleon darüber beschwerte, dass er sie um ihr Vermögen betrogen hatte. »Sie werden sich also um diese Sache kümmern?«

»Wenn der Zeitpunkt günstig ist.«

»Heute Abend ist der Zeitpunkt günstig.« Ducos schob die Papiere über den Tisch. »Dies sind unsere Positionen. Casapalacios Männer bewachen die westliche Straße.«

Der Inquisitor nahm das Papier, und Ducos schaute aus dem Fenster nach Westen. Schwalben kreisten in der warmen Luft. Jenseits der Vögel, jenseits der letzten Häuser der Stadt, sah die Ebene wie ausgedörrt aus. Er konnte das Dorf in der Ferne sehen, wo der einzelne Turm einer kleinen Burg einen langen Schatten warf. Dieser Turm war eine weitere spanische Garnison, wo Kavallerie stationiert war, um die Große Straße von Partisanen frei zu halten. Heute Abend, wenn die Schwalben in ihren Nestern waren und die Ebene in Dunkelheit lag, würde die Marquesa zu diesem Turm fahren, um dort ihren Geliebten, Général Verigny, zu treffen.

Solch eine Reise war sicher. Die Gegend rings um Burgos war frei von Partisanen. Das Land war zu flach und zu gut kontrolliert von den französischen Garnisonen in der Ebene. In dieser Nacht würde es jedoch keine Sicherheit für die Marquesa geben. Die Soldaten, die in dieser Nacht die Straße schützten, dienten Frankreich, waren jedoch keine Franzosen. Sie waren Spanier. Sie waren die Überreste der Armee, die vor fünf Jahren rekrutiert worden war, eine Armee von Spaniern, die an französische Vorstellungen glaubte, an Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Doch Niederlage, Hoffnungslosigkeit und

Fahnenflucht hatten ihre Reihen gelichtet. Aber es waren immer noch zwei Bataillone spanischer Soldaten, und Ducos hatte befohlen, dass sie in dieser Nacht dort Dienst taten.

Der Inquisitor schaute Ducos an. »Sie fährt heute Abend hin?«

»Wie gestern und vorgestern Abend. Die beiden haben ein starkes Verlangen nach Leibeslust.«

»Gut.«

»Und Ihr Bruder?«

»Er wartet im Norden.«

»Ausgezeichnet.« Ducos stand auf. »Ich wünsche Ihnen Spaß bei allem.«

Der Inquisitor schaute zu dem gerissenen, schlauen Mann auf. »Sie werden Ihre Briefe bald bekommen.«

»Das habe ich nie bezweifelt.« Ducos lächelte. »Grüßen Sie Hélène von mir. Sagen Sie ihr, ich hoffe, ihre Ehe wird lange währen und sehr glücklich sein.« Er lachte, wandte sich ab und verließ den Raum.

An diesem Abend arrangierte der Inquisitor eine Trauung. Bald würde die Marquesa an ihrer linken Hand einen Ehering tragen. Sie würde keinen Grande von Spanien heiraten, sondern einen Mann, der in bescheidenen Verhältnissen geboren worden war und in Armut und Demut gelebt hatte. Sie würde eine Braut Christi werden.

Sie war reich, doch der Letzte Wille des Marqués hatte eine kleine und nicht ungewöhnliche Auflage enthalten, die der Inquisition nicht entgangen war. Wenn seine Witwe das Gelübde als Nonne ablegte, dann fiel das Vermögen des Marqués an die Kirche.

Zu diesem Zweck würde sie zu einem Nonnenkloster im Norden gebracht werden, zu einem weit entfernten, versteckten, abgelegenen Kloster, und dort würde sie in der stillen Einsamkeit der Schwestern lebendig begraben sein,

während der Inquisitor im Namen Gottes ihr Erbe übernehmen würde.

Es würde legal sein und keinen Skandal geben, denn wer konnte etwas gegen die Entscheidung einer Frau einwenden, ins Kloster zu gehen? Padre Hacha war begeistert von seinem Plan. Der Marqués war tot, seine einzige Erbin wurde Nonne, und die Inquisition würde überleben.

An diesem Abend um neun Uhr verließ eine Kutsche Burgos. Sie wurde von vier Schimmeln gezogen, deren Zaumzeug mit Silber beschlagen war. Die Kutsche war dunkelblau, und ihr glänzender Lack reflektierte den Sternenschein. Die Kanten der Kutsche waren mit Silber abgesetzt. Die Vorhänge an den Fenstern waren zugezogen.

Vier Reiter mit jeweils einer Laterne ritten der Kutsche voraus. Zwei weitere Laternen waren oben an der Kutsche befestigt. Die Fahrer trugen geladene Schusswaffen.

Der Kutscher hielt am Straßenrand an und schaute auf den Teniente hinab, der die Wachtposten befehligte. »Alles in Ordnung voraus?«

»Wie weit fahren Sie?«

»Zwei Dörfer weit.«

Der spanische Leutnant winkte die Kutsche weiter. »Sie werden keine Schwierigkeiten bekommen.« Er schaute auf das Wappen auf dem Kutschenschlag und fragte sich, wohin die Puta Dorada heute Abend fuhr. Erst vor einer halben Stunde hatte ein Inquisitor die Posten passiert, und der Teniente amüsierte sich bei dem Gedanken, dass sie sich jetzt an den Priester verkaufte. Er lachte und wandte sich wieder seinen Männern zu.

Die Straße lag wie ein weißes, gerades Band in der Ebene, bis sie nur eine Meile von der Stadt entfernt in ein Dorf führte. Dort bog die Straße zwischen Häusern ab, führte

durch eine Furt und dann wieder gerade auf die Lichter des Vorpostens der Kavallerie zu.

Die Kutsche fuhr schnell und wirbelte Staub auf, der fahl im Mondschein wallte. Der Geruch der Stadt, die Mischung von Dung, Pferden und Kochfeuerrauch, blieb zurück, und stattdessen duftete es nach Gras. Ein Vorhang der Kutsche wurde zur Seite gezogen, und ein Gesicht drückte sich gegen die Scheibe.

Die Marquesa war wütend. Pierre Ducos hatte sich geweigert, ihr den Ausweis auszuhändigen, mit dem sie ihre Wagen auslösen würde. Er behauptete, es sei nur eine kleine Panne, der Fehler eines Angestellten, aber sie glaubte nicht, dass der Fehler irgendeines Angestellten verhinderte, dass Pierre Ducos bekam, was er wollte. Sie argwöhnte, dass Ducos sich die Wagen und die Fracht aneignen wollte, und das hatte sie dem Kaiser geschrieben, aber es konnte Wochen dauern, bis eine Antwort eintraf, wenn überhaupt eine kam, Wochen, in denen die Wagen mit der Fracht verschwinden konnten. Sie war entschlossen, in dieser Nacht Général Verigny zu überreden, dass er die Wagen zurückstehlen musste. Er musste sich Ducos widersetzen, mit seinen Männern zur Burg reiten und die Wagen herausholen. Sie wusste, dass Général Verigny trotz all seiner Orden Furcht vor Ducos hatte. Er musste überredet werden, und sie glaubte, es konnte ihr gelingen, wenn sie andeutete, dass eine Ehe mit ihr nicht undenkbar war.

Die Kutsche fuhr an einer Kreuzung langsamer, rumpelte über die Radfurchen der Querstraße und rollte vorbei an einem Haus, dessen Fensterscheiben zerbrochen waren und dessen Türen fehlten. Die Marquesa hörte die Bremsgeräusche und wusste, dass sich die Kutsche der Stelle näherte, wo sich die Straße zwischen Häusern hindurch wand.

Der Kutscher bremste stärker, und die Kutsche ruckte. Der Kutscher schrie auf die Pferde ein, doch die Kutsche schwankte, wurde noch langsamer und hielt an. Die Marquesa runzelte die Stirn. Sie versuchte, etwas durch das Fenster zu erkennen, doch das Licht der Laterne blendete sie. Sie hob die Lederschlaufe an und ließ das Fenster herunter. »Was ist los?«

»Ein Toter, Mylady.«

»Ein Toter?«

Voraus, an der Biegung der Straße, die zum seichten Bach führte, trug ein Priester die Hostie zur letzten Ölung. Hinter ihm waren zwei Messdiener. Die Soldaten, die dort auf Posten waren, hatten ihre Helme abgenommen. Die Marquesa bemerkte, dass es spanische Soldaten waren, die loyal zu Frankreich standen.

»Sag ihnen, sie sollen Platz machen!«, rief sie ärgerlich.

»Da kommt eine Kutsche aus der Gegenrichtung. Wir müssen ohnehin warten, Marquesa.«

Sie zog das Fenster hoch und hörte nur noch gedämpft das Rumpeln der anderen Kutsche, die sich näherte. Sie lehnte sich in die mit Samt bespannten Polster zurück. Verdammter Pierre Ducos, dachte sie, und verdammter Verigny, der zu feige ist, ihm die Stirn zu bieten. Sie dachte an König Joseph, Napoleons Bruder und der französische Marionettenkönig für Spanien. Wenn der Vertrag unterzeichnet wurde, dann würde Joseph seinen Thron verlieren. Sie fragte sich, ob Joseph sie vielleicht mit der Freigabe der Wagen belohnen würde, wenn sie ihm das Geheimnis verriet, vorausgesetzt natürlich, König Joseph wagte es, sich Pierre Ducos, dem treuen Diener seines Bruders, zu widersetzen.

Die andere Kutsche hielt an. Sie hörte den Ruf des Kutschers und nahm an, dass die Soldaten die Kutsche

durchsuchen wollten. Sie lächelte. Keiner wagte es, ihre Kutsche zu durchsuchen.

Dann wurde die Tür geöffnet. Sie wandte den Kopf und zog unbewusst ihren Mantel am Hals zusammen. Ein Priester stieg in ihre Kutsche. »Wer sind Sie?«

Sie hatte eine Pistole unter den Kissen. Sie tastete mit der rechten Hand hin.

Der Mann nahm seinen breitkrempigen Hut ab. Im Schein der abgeschirmten Lampe in ihrer Kutsche sah die Marquesa ein großes, markantes Gesicht mit hart blickenden Augen. »Sie sind die Marquesa Casares el Grande y Melida Sadaba?«

»Das bin ich.« Ihre Stimme klang eisig. »Und wer sind Sie?«

»Padre Hacha.«

Sie sah jetzt die dunklen Umrisse von Männern im Mondschein auf der Straße. Sie schaute wieder den Priester an und bemerkte, dass seine Kleidung besser war als diejenige, die sie bei einem normalen Gemeindepfarrer erwartet hätte. Sie spürte die Macht dieses Mannes, seine Kraft und Feindseligkeit. Ein Jammer, dachte sie, dass so ein kraftstrotzender Mann sein Leben Gott weiht. »Was wollen Sie?«

»Ich habe Neuigkeiten für Sie.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Schießen Sie los.«

Der Inquisitor setzte sich ihr gegenüber. Er schien die Kutsche mit seiner gewaltigen Statur auszufüllen. Seine Stimme klang noch tiefer als die von Pierre Ducos. »Ihr Gatte ist tot.«

Sie starrte ihn an. Sie sagte nichts. An jedem Ohr hing ein Diamantring. Der Mantel, den sie trug, obwohl es nicht kalt war, hatte einen weißen Pelzkragen. An ihrem Hals, wo sie mit der Linken den Pelzkragen zusammenhielt, funkelte weiteres Geschmeide.

»Haben Sie nicht gehört?«

»Doch, ich habe es gehört.« Sie lächelte. »Sie wollen eine Belohnung, weil Sie mir die Neuigkeit überbracht haben? Der Kutscher wird Ihnen eine Münze geben.«

Die Miene des Inquisitors blieb ausdruckslos. »Ehebruch ist eine Sünde, Frau.«

»Und eine Unverschämtheit spricht von schlechten Manieren. Gehen Sie, Priester!«

Er wies mit starker, dunkler Hand auf sie. »Sie sind eine Ehebrecherin.«

Sie klopfte gegen das Fenster und rief dem Kutscher zu, weiterzufahren. Die Kutsche bewegte sich nicht von der Stelle. Ärgerlich riss sie die Schlaufe vom Haken, sodass das Fenster herunter krachte. »Ich sagte, weiterfahren!«

Die spanischen Soldaten fühlten sich unbehaglich, doch gehorsam umringten sie die Kutsche. Bei ihnen waren Männer mit langen, schwarzen Gewändern. Die Marquesa tastete unter den Kissen nach der Pistole, doch der Inquisitor umfasste hart ihr Handgelenk und nahm ihr die Waffe ab. »Sie sind eine Ehebrecherin.«

Sie wich vor ihm zurück. Er hielt sie fest. Sie rief nach ihren Bediensteten, doch der Inquisitor lächelte nur. »Ihre Diener werden ihrem Gott gehorchen, wie Sie es nie getan haben. Sie sind eine Ehebrecherin, und Ihr Mann und Ihr Geliebter sind tot.«

»Mein Geliebter?«

»Der Engländer.«

Sie hatte angenommen, er meinte Général Verigny. Jetzt wurde ihr klar, dass er Richard Sharpe meinte. Sie spürte Gewissensbisse, denn sie erkannte, dass ihr Brief Sharpes Tod veranlasst hatte, aber im Augenblick hatte sie keine Zeit, um sich weitere Gedanken darüber zu machen. »Lassen Sie mich los!«

»Sie stehen unter Arrest, Frau.«

»Seien Sie nicht unverschämt!«

»Sie sind durch Heirat spanische Staatsbürgerin und im Zuständigkeitsbereich dieser Diözese.« Er packte sie am Arm, dass sie vor Schmerz aufschrie, aber niemand kam ihr zu Hilfe.

Er zerrte sie aus der Kutsche und stieß sie in die andere Kutsche, in der zwei Frauen, beide mit harten, faltigen Gesichtern, die von Hauben umgeben waren, auf sie warteten. Sie schrie um Hilfe, doch ihre Diener waren von Soldaten mit Musketen und Mönchen mit Knüppeln umgeben, und dann wurde der Kutschenschlag zugeknallt, und die Kutsche fuhr mit einem Ruck an. Der Inquisitor setzte sich der Marquesa gegenüber hin. Als sie von Neuem schrie, neigte er sich vor und schlug sie, bis sie still war.

Der Kutscher der Marquesa erhielt den Befehl, zurück zur Stadt zu fahren. Der spanische Comandante, dem befohlen worden war, den Anweisungen des kirchlichen Gerichts zu gehorchen, fragte sich, wohin die Goldene Hure gefahren wurde. Man hatte ihm befohlen, keine Fragen zu stellen, sich nicht dafür zu interessieren und nur zu gehorchen. Er lauschte der Kutsche nach, die sich in der Dunkelheit entfernte, und befahl dann seinen Männern, auf ihre Posten zurückzukehren.

Général Verigny spähte vom Turm und wartete darauf, dass die Kutschenlaterne auf der Straße auftauchte. Er wartete, bis der Mond hinter den Bergen versank. Er wartete, bis die Uhren zwei schlugen, und dann wusste er, dass sie nicht kommen würde. Kurz spielte er mit dem Gedanken, einen seiner Männer nach Burgos zu schicken, um zu sehen, ob es Schwierigkeiten mit ihrer Kutsche gegeben hatte, doch dann sagte er sich, dass sie es vermutlich mit einem anderen Mann trieb. Er fluchte und fragte sich, ob jemals irgendjemand dieses Weibsstück zähmen würde. Dann ging er zu Bett.

Der Nachtwind rüttelte an den Dornbüschen am Tor Gottes. Fledermäuse flatterten um die Ruine des Burgfrieds. Eine Wolke schob sich vor den Mond. Die Sterne funkelten hell.

Drei Reiter ritten den Pass hinauf. Sie näherten sich langsam. Sie kamen verspätet. Eigentlich hatten sie noch bei Tageslicht eintreffen wollen, doch sie hatten vier Stunden gebraucht, um eine Stelle zu finden, an der sie den letzten Fluss durchfurten konnten. Ihre Uniformen waren immer noch feucht.

Sie hielten auf dem Gipfel des Passes an. Nichts bewegte sich im Tal, kein Lichtschimmer war im Dorf, in Wachtturm, Kloster oder Burg zu sehen.

»Wohin?«

»Hier lang.« Der Mann, dessen Uniform dunkel wie die Nacht war, führte seine beiden Gefährten zur Klosterruine. Dort zügelte er sein Pferd und saß ab. Die anderen folgten seinem Beispiel. Er band die Zügel des Pferdes an ein Gitter neben dem zerstörten Torbogen, sattelte das Tier ab und öffnete einen Futtersack. Er verstreute Futter für die Pferde und führte seine Gefährten in den oberen Kreuzgang. Er lachte. »Hier ist es gemütlicher als in der Burg.«

Der ältere Mann schaute sich in dem zerstörten Kreuzgang um. »Die Franzosen nahmen dieses Kloster ein?«

»Ja.« Der dunkel uniformierte Mann zündete ein Feuer an. »Aber Sharpe machte sie fertig.« Er wies in die zerstörte Kapelle. »Eines ihrer Geschütze.«

In der Ruine, in der Unkraut wucherte, fiel Mondschein auf Bronze, wo ein herabgestürztes Kanonenrohr halb verdeckt von Balken und Steintrümmern lag.

Der dritte Mann war so jung, dass die meisten ihn als Knaben bezeichnet hätten. Er brauchte sich noch nicht zu rasieren. Als Einziger des Trios war er nicht uniformiert,

trug jedoch ein Gewehr am Riemen über der Schulter. Er wirkte nervös in der Gesellschaft der beiden Soldaten. Der junge Mann schaute zu, wie der dunkel Uniformierte mit der Erfahrung und dem Geschick eines alten Kriegers ein Feuer machte.

Der dunkel uniformierte Mann sah Furcht erregend aus. Er hatte nur ein Auge, das andere war durch eine schwarze Augenklappe verdeckt, und sein narbiges Gesicht war finster und grimmig. Er war halb Deutscher, halb Engländer, und sein Spitzname im 60th Regiment lautete »der liebe Bill«. Es war Captain William Frederickson, der Schütze, der die französischen Kanoniere oberhalb der Brücke aus dem Hinterhalt beschossen und der Weihnachten unter Sharpes Kommando in diesem Hochtal gekämpft hatte. Er war zum Tor Gottes zurückgekehrt, um Major Michael Hogan und den jungen, schweigsamen Spanier zu führen.

Hogan war unruhig. Er ging im Kreuzgang auf und ab, stellte Fragen über die Schlacht und starrte zur Burg, wo Sharpe den letzten Widerstand geleistet und den letzten französischen Angriff zurückgeschlagen hatte. Der liebe Bill beantwortete die Fragen, während er eine Mahlzeit zubereitete, doch der junge Spanier bemerkte, dass der einäugige Schützen-Offizier trotz der Plauderei wachsam blieb und auf Geräusche jenseits der Ruine lauschte.

Die Mahlzeit bestand aus Brot, Wein, Käse und der Keule eines Hasen, den Frederickson früher am Tag geschossen hatte und jetzt auf dem Ladestock röstete. Wind kam von Westen auf, und der Einäugige hob den Kopf und schnüffelte. Der Wind verhieß Regen. Ein Sommergewitter würde auf diese Berge niedergehen. »Wenn wir gegessen haben, müssen wir die Pferde ins Kloster bringen.«

Hogan setzte sich ans Feuer. Er zupfte an seiner feuchten Hose, als würde sie dadurch schneller trocknen. Er forderte den nervösen spanischen Jungen mit einer Geste auf, sich

zu ihm und Frederickson zu setzen. Dann schaute er sich in der dunklen Klosterruine um. »Glauben Sie an Geister, Frederickson?«

»Nein, Sir. Und Sie?«

»Ich bin Ire. Ich glaube an Gottvater, Gottes Sohn und an die Banshee, die Todesfee, die im Wind reitet.«

Frederickson lachte. Er schob ein Stück Hasenbraten vom Ladestock auf Hogans Blechteller, ein zweites Stück auf den eigenen Teller, und dann gab er dem Jungen eine großzügige Portion. Hogan und der Junge schauten zu, als Frederickson einen vierten Teller aus seiner Provianttasche hervorholte und das letzte Stück Hasenbraten darauf legte. Hogan wollte etwas sagen, doch der Einäugige grinste und forderte ihn mit einer Geste auf, still zu sein.

Frederickson stellte den Teller neben sich ab und hob die Stimme. »Ich hörte dich schon vor zwei Minuten, du lauter Bastard! Komm und iss!«

Aus dem Kreuzgang ertönte ein Lachen. Eine zerbrochene Bodenplatte knirschte unter einem Stiefel.

Richard Sharpe trat aus der Dunkelheit und setzte sich zu den anderen am Tor Gottes.

KAPITEL 9

»Wer starb an meiner Stelle?«

Hogan zuckte mit den Schultern. »Er hieß Liam Dooley. Er kam aus dem Clare County. Er und sein jüngerer Bruder sollten hängen, weil sie eine Kirche ausgeraubt hatten. Ich versprach dem Private Dooley, seinen Bruder am Leben zu lassen, wenn er bei diesem Täuschungsmanöver mitspielte. So starb ein Halunke, und zwei blieben am Leben.«

Sharpe trank Wein. Er hatte zwei Wochen am Tor Gottes gewartet, gehorsam die Befehle befolgt, die Hogan ihm gegeben hatte, als er ihn in der Nacht nach seiner »Hinrichtung« heimlich nach Norden geschickt hatte. »Wie viele Leute wissen, dass ich lebe?«

»Wir drei …«, Hogan wies auf Frederickson, den spanischen Jungen und sich, »… der General und sechs Profose. Keiner sonst.«

»Patrick?«

»Nein.« Hogan zuckte mit den Schultern. »Patrick Harper ist sehr unglücklich.«

Sharpe lächelte. »Ich werde ihm eines Tages eine Überraschung bescheren.«

»Wenn du so lange lebst, um sie ihm bescheren zu können«, sagte Hogan grimmig. Er leckte sich den Bratensaft von den Fingern ab. »Offiziell bist du tot. Du existierst nicht mehr. Es gibt keinen Major Sharpe, und es wird nie wieder einen geben, wenn du nicht rehabilitiert wirst.«

Sharpe grinste ihn an. »Ja, Mister Hogan.«

Hogan wunderte sich über Sharpes Gelassenheit. Der liebe Bill lachte und reichte Sharpe einen Schlauch mit

Wein. Der auffrischende Wind fachte das Feuer an und blies Rauch zu dem spanischen Jungen, der zu schüchtern war, um sich von der Stelle zu rühren. Hogan schüttelte den Kopf. »Du bist ein gottverdammter Narr. Warum musstest du diese Herausforderung zum Duell annehmen?«

Sharpe erwiderte nichts. Er konnte diesen Freunden nicht erklären, wie ihn das Schuldgefühl nach Teresas Tod zu dem Kampf gegen den Marqués getrieben hatte. Er konnte nicht erklären, dass es ihm manchmal Spaß bereitete, große Risiken einzugehen.

Hogan musterte ihn, griff in eine Tasche und zog ein gefaltetes Blatt Papier hervor. »Dies gehört dir.«

Das Papier raschelte, als Sharpe es entfaltete. Er lächelte. Es war der Brief der Marquesa, in dem sie ihm nach Teresas Tod kondolierte, der Brief, den er dem Kriegsgericht hatte vorlegen wollen. »Du hast ihn versteckt?«

»Das musste ich, nicht wahr?« Hogans Antwort klang nach einer Verteidigung. »Allmächtiger! Wir mussten die verdammte Allianz kitten. Wenn du nicht schuldig gesprochen worden wärst, hätten uns die Spanier nie wieder vertraut.«

»Aber ich war und bin unschuldig.«

»Das weiß ich.« Hogan sagte es gereizt. »Natürlich bist du unschuldig. Wellington weiß das ebenfalls. Wenn du jemanden ermordet hättest, dann hättest du das richtig gemacht und dich nicht erwischen lassen, das ist ihm klar. Wenn er dich für schuldig gehalten hätte, dann hätte er dir die Schlinge persönlich um den Hals gelegt!«

Frederickson lachte leise. Sharpe hielt den Brief über die Flammen, und der plötzlich aufzüngelnde Feuerschein fiel auf sein dunkel gebräuntes Gesicht.

Hogan schaute zu, als der Brief verbrannte. »Warum schrieb sie diesen Haufen Lügen an ihren Mann?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. Diese Frage hatte er sich zwei Wochen lang selbst gestellt. »Vielleicht wünschte sie seinen Tod. Sie erbt dadurch ein Vermögen, und ich erinnere mich, dass sie sehr anspruchsvoll ist.«

»Nur nicht bei Männern«, bemerkte Hogan bissig. »Aber wenn sie nur den Tod ihres Mannes wollte, warum hat sie dich dann darin verwickelt? Sie hatte gewiss jemand anderen zur Hand, der ihr gefällig gewesen wäre.« Geistesabwesend zerbröselte er ein Stück Brot. »Sie muss gewusst haben, dass sie dich in die größten Schwierigkeiten bringt. Ich dachte, sie hätte was für dich übrig.«

Sharpe sagte nichts dazu. Er glaubte nicht, dass er Hélène so gleichgültig war und sie so wenig für ihn empfand. Er verstand sie nicht, und er bezweifelte, jemals die Art und Weise der Leute zu verstehen, die es als ihr Geburtsrecht betrachteten, in Palästen zu wohnen und Privilegien zu genießen, aber er glaubte nicht, dass die Marquesa ihm Böses wünschte.

»Nun?« Hogan schaute ihn fragend an.

Sharpe erwiderte den Blick des Iren. »Ich bezweifle, dass sie meinen Tod wünschte.«

»Du hast ihren Bruder getötet.«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Hélène mochte diesen Bastard nicht sonderlich.«

»Bist du dir dessen sicher?«

»Wer zum Teufel kann das schon mit Sicherheit sagen?« Sharpe lachte. »Sie sprach nie besonders gut über ihn. Er war ein arroganter Hurensohn.«

»Während du natürlich die Bescheidenheit in Person bist«, bemerkte Hogan bissig. »Wer könnte also einem Heiligen wie dir den Tod wünschen?«

Sharpe lächelte. »Ich weiß es nicht.«

Der liebe Bill meldete sich zu Wort.

»Vielleicht wollten die Franzosen einfach die Spanier und Briten entzweien und in einem Abwasch einen Helden aufhängen lassen?« Er grinste. »Die Pariser Zeitungen werden all das bejubeln. Vielleicht haben die Froschfresser den Brief der Marquesa gefälscht?«

Hogan machte eine hilflose Geste. »Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass Hélène nach Spanien zurückgekehrt ist. Gott weiß, warum.« Er sah Sharpes plötzlich erwachtes Interesse und spürte, dass sein Freund immer noch der goldblonden Frau verfallen war.

Der spanische Junge, der kein Wort gesagt hatte, seit sie beim Kloster eingetroffen waren, griff nervös nach einem Weinschlauch. Frederickson schob ihm einen zu.

Hogan fröstelte. Der Wind war stärker geworden. Er heulte um die Ruine und wirbelte Funken aus dem Feuer in die Dunkelheit. »Und warum in Gottes Namen überbringt ein Inquisitor ihren Brief?«

»Ein Inquisitor?« Sharpe sah ihn fragend an. »Die spanische Inquisition?«

»Ja.«

»Ich dachte, schon seit Jahren wären der Inquisition die Leute zum Verbrennen ausgegangen!«

»Irrtum.« Hogan hatte lange mit dem privaten Padre des Marqués gesprochen und einige Dinge über den geheimnisvollen Inquisitor erfahren, der den belastenden Brief überbracht hatte. »Er heißt Padre Hacha und hat die Seele einer Schlange.« Hogan musterte Sharpe mit gerunzelter Stirn. »Hélène wird doch nicht religiös geworden sein, oder?«

Sharpe lächelte. »Höchstwahrscheinlich nicht.«

»Die verrücktesten Leute werden manchmal religiös«, sagte Hogan bedrückt. »Aber wenn es bei ihr der Fall war, dann hätte sie kaum ein Mordkomplott geschmiedet.« Er

zuckte mit den Schultern. »Oder vielleicht doch. Die Religion bewirkt merkwürdige Dinge bei den Leuten.«

Es folgte Schweigen. Frederickson legte ein Stück Dielenbrett ins Feuer, das er aus der zerstörten Kapelle geholt hatte. Der spanische Junge blickte von Mann zu Mann und fragte sich, worüber sie gesprochen hatten. Er starrte Sharpe an. Er wusste alles über Sharpe und war besorgt. Der Junge hoffte, Sharpe zu gefallen.

Hogan blickte plötzlich zum zerstörten Tor. »Weißt du, was ein *torno* ist?« Sharpe nahm eine Zigarre von Frederickson an, beugte sich vor und zündete sie an den Flammen an.

»Nein.«

Frederickson, der alte Gebäude liebte, wusste, was ein *torno* ist, schwieg jedoch.

»Hier ist vielleicht einer.« Hogan wies zum zerstörten Torbogen des Klosters. »Ich habe sie immer nur in Spanien gesehen. Das sind kleine Aufzüge an der Außenwand eines Klosters, Kästen oder Körbe, die sich per Winde hochziehen lassen. Man kann von draußen etwas hineintun und klingeln, und drinnen dreht eine Nonne den *torno*.« Hogan trank einen Schluck Wein. »Sie benutzten diese Dinger, um uneheliche Kinder loszuwerden. Ein Mädchen, das ein Baby hat und nicht aufziehen kann, bringt es zum *torno*. Da werden keine Fragen gestellt, verstehst du? Die Nonnen wissen nicht, wer die Mutter ist, und die Mutter weiß, dass das Baby in guten Händen ist. Das ist sauber, besser, als die armen Würmer in der Gosse sterben zu lassen.«

»Oder sich der Armee anzuschließen«, sagte Frederickson.

Sharpe fragte sich, was Hogan mit dieser Geschichte bezweckte, aber er enthielt sich einer Frage. Der Wind trieb Wolken vor die Sterne am westlichen Himmel.

Hogan sprach weiter. »Manchmal fühle ich mich wie die Person im Kloster. Die Winde dreht sich, und ein Baby liegt

im Behälter, und ich weiß nicht, wo es herkommt, wie es heißt, wer es hineingelegt hat oder welcher Dreckskerl sein Vergnügen mit dem Mädchen hatte und es sitzen ließ. Es ist einfach ein Geheimnis, aber da gibt es einen Unterschied.« Er blickte vom Feuer auf und sah Sharpe an. »Meine Aufgabe ist es, das Geheimnis zu lösen. Der *torno* hat mir dieses Geheimnis in den Schoß gelegt, und ich muss herausfinden, wer es dorthin getan hat. Verstehst du?«

Sharpe nickte. Er sagte sich, dass er der Major eines Bataillons sein sollte, das in den Krieg marschiert. Er sollte seine Männer darauf vorbereiten, in der Schützenlinie zu stehen und einer angreifenden Armee den Tod zu bringen. Stattdessen musste er Hogans Spion sein. Diese Aufgabe hatte er sich durch seine Dummheit eingehandelt, indem er das Duell akzeptiert hatte. Und das Resultat war dieses geheime Treffen im Hügelland und die Chance, noch einmal ganz nahe an eine Frau heranzukommen, die er einst für unnahbar gehalten hatte, eine Frau, die für kurze trügerische Zeit in Salamanca seine Geliebte gewesen war. »Ich verstehe.«

»Finde es heraus, komm zurück, und vielleicht, Richard, nur vielleicht, wird dir der General deinen Rang zurückgeben.«

»Vielleicht?«

»Wellington mag keine Narren.« Ein Regentropfen zischte im Feuer. Hogan zog seinen Mantel zusammen. »Du solltest beten, dass ich recht habe.«

»Womit?«

Der Ire starrte ins Feuer. »Ich verstehe es nicht, Richard, ich verstehe es einfach nicht. Es ist zu kompliziert! Einen General zu töten, einen Inquisitor zu schicken, dich als Mörder zu brandmarken! Jemand hat sich das alles ausgedacht, es geplant, und es will mir einfach nicht in den Kopf, dass man das alles tat, damit du aufgehängt wirst. So lobenswert dieses Ziel auch ist, warum ermordet man dafür

einen Marqués? Nein!« Er runzelte nachdenklich die Stirn. »Diese Bastarde brüten etwas aus. Ich spüre es in den Knochen, aber ich weiß nicht, was es ist. Deshalb musst *du* es herausfinden. Und wenn dir das nicht gelingt, komm nicht zurück.«

Er sagte Letzteres brutal. Danach herrschte Schweigen. Weitere Regentropfen zischten im Feuer. Eines der Pferde wieherte leise.

Hogan wies auf den spanischen Jungen. »Er wird Angel genannt – Engel.«

Sharpe schaute den Jungen an und nickte. Angel lächelte den großen Schützen schüchtern an.

Hogan sprach auf Spanisch weiter. »Ich leihe ihn dir aus, und ich will ihn unversehrt wiederhaben, denn er ist nützlich. Ob du wiederkommst, ist mir gleichgültig, aber ich will Angel lebend wiedersehen.« Angel lächelte nervös. Hogan blickte zum Himmel. »Ich habe ebenfalls ein Pferd für dich, ein besseres, als du es verdienst. Und das hier.« Er nahm etwas aus seiner Proviantasche und überreichte es Sharpe.

Es war ein Fernrohr. Sharpes eigenes. Es war ihm vor zehn Jahren geschenkt worden, als er zum Offizier ernannt worden war. Eine kleine Messingplatte war in das Nussbaumholz eingelassen, und darin war eingraviert: »In Dankbarkeit. AW 23. September 1803.«

Wenn es diesen Tag nicht gegeben hätte, dann wärst du jetzt tot, dachte Sharpe, als er das Fernrohr entgegennahm. Wellington hatte sich zweifellos an diesen Tag erinnert, an dem sein Pferd aufgespießt worden war und er vornüber auf die Bajonette der Feinde zu gestürzt war. Ein Sergeant namens Richard Sharpe hatte Arthur Wellington an diesem Tag das Leben gerettet, indem er den Feind zurückgeschlagen hatte, bis der General wieder auf den Füßen gewesen war. Es wäre hart, dachte Sharpe,

einen Mann, der einem das Leben gerettet hat, für ein Verbrechen hängen zu sehen, das er nicht begangen hat.

Sharpe sah Hogan an. »Hast du meinen Säbel mitgebracht?«

»Ja.«

»Und mehr Munition?« Hogan hatte ihn nur mit seinem Gewehr nach Norden geschickt.

»Ja.«

»Und was mache ich mit deinem Pferd und Angel?«

»Du reitest los und löst mein Geheimnis.« Hogan tupfte Schnupftabak auf seinen Handrücken, hielt inne und nieste. Diesmal fluchte er nicht nach dem Niesen. »Ich hätte einen meiner eigenen Leute losschicken können, aber du hast einen Vorteil.«

»Und zwar?«

»Du kennst Hélène. Ich hoffe bei Gott, dass sie dich wiedersehen will und dass sie mit dir reden wird. Spür sie auf, wickle sie ein, finde heraus, was zum Teufel hier los ist, und rette deine elende Karriere.«

Frederickson lachte.

Sharpe ließ Wein aus dem Schlauch in seinen Mund rinnen.

Hogan nickte zu Angel hin. »Angel ist dein Spion. Mach dir keine Sorgen wegen seiner Jugend, er arbeitet für mich seit seinem dreizehnten Lebensjahr. Er kann dorthin gehen, wo du dich nicht blicken lassen kannst. Und du hast einen weiteren Vorteil. Hélène ist ziemlich auffällig. Wenn ihr beide bis auf zwanzig Meilen an sie herankommt, werdet ihr davon erfahren. Du weißt, wie die Spanier sie nennen?«

»La Puta Dorada.« Sharpe sagte es sanft, als wäre es nur ein passender Spitzname, doch dessen Bedeutung hatte ihn stets gekränkt. »Werden mir die Partisanen helfen?«

»Wer weiß? Sie halten dich für tot. Benutz also einen anderen Namen.« Hogan lächelte spöttisch. »Nenn dich bitte nicht Major Hogan, ja? Ich nehme an, du wirst vor den Partisanen auf der Hut sein müssen, aber sie haben keine Sympathie für die Marquesa. Deshalb werden sie dir vielleicht helfen.«

»Wo würdest du mit der Suche anfangen?«

»In Burgos oder Vitoria«, sagte Hogan entschieden. »Burgos, weil es der Scheideweg für die französischen Armeen ist und weil sie dort durchgekommen sein muss, wenn sie wieder in Spanien ist, und Vitoria, weil von dort der Inquisitor kommt. Das sind keine großen Anhaltspunkte, ich weiß, aber es ist besser als gar nichts.« Hogan blickte mit finsterer Miene zum Himmel, als ärgere ihn der Regen. »Da ist noch etwas anderes.«

Sharpe grinste. »Du sparst dir die schlechten Nachrichten bis zum Schluss auf, wie?«

»Wenn dich die Franzosen gefangen nehmen, Richard, werden sie ihren Sieg von jedem Hausdach in Europa hinausposaunen. Sie werden beweisen, dass wir die Spanier mit einer Hinrichtung betrogen, und sie werden dich zur Schau stellen wie einen gefangenen Bären, um Britanniens Hinterlist und Heimtücke zu beweisen. Oder sie werden dich einfach töten. Du bist schließlich offiziell tot, und so haben sie nichts zu verlieren. Lass dich also nicht gefangen nehmen.« Hogan sagte es eindringlich und wiederholte beschwörend: »Lass dich nicht gefangen nehmen!«

Das war Hogans Furcht. Es war auch Wellingtons Befürchtung gewesen, als Hogan vorgeschlagen hatte, durch Sharpe das Geheimnis lösen zu lassen. Der General war zornig geworden, als er den Namen Sharpe gehört hatte. »Und wenn der Narr geschnappt wird, Hogan? Herr im Himmel! Die Franzosen werden uns fertigmachen! Nein! Es wird nicht gut gehen, das wird niemals gut gehen!«

»Er wird sich nicht schnappen lassen, Mylord.« Hogan hatte Sharpe bereits zum Tor Gottes geschickt und gebetet, dass keine verirrte feindliche Kavalleriepatrouille ihn bereits gefunden hatte.

Hogan hatte zwei Tage gebraucht, um den General zu überreden. Als einziges Argument hatte er anführen können, dass sich niemand außer Sharpe sicher der Marquesa nähern konnte. Der General hatte schließlich widerstrebend zugestimmt. Er hatte Sharpe mit dem Befehl nach England zurückschicken wollen, sich niemals wieder bei der Armee sehen zu lassen. »Wenn dies schiefgeht, Hogan, geht es Ihnen genauso an den Kragen wie ihm.«

»Es wird nicht schiefgehen, Mylord, das verspreche ich.«

Wellington hatte seinen Geheimdienst-Chef spöttisch angesehen. »Ein Mann allein gegen eine Armee?«

»Jawohl, Mylord.« Und dieser Mann würde es schaffen, das glaubte Hogan inbrünstig. Er würde gewinnen, denn das Verlieren passte nicht in Richard Sharpes Welt.

Er musterte Sharpe, dessen Gesicht vom Flammenschein am Tor Gottes erhellt war, und er fragte sich, ob Sharpe überleben und zur Armee zurückkehren würde. Er schickte ihn mit nur einem Jungen hinter die feindlichen Linien, um eine Frau zu suchen, die so verräterisch und gefährlich wie schön war, doch es blieb Hogan keine andere Wahl. Der General plante für diesen Sommer einen Feldzug, der Frankreichs Macht in Spanien zerstören konnte, aber die Franzosen wussten, wie stark die Bedrohung war, und sie würden zurückschlagen und jede Waffe, jede List und jeden Verrat einsetzen. Hogan, der ein Gespür für noch ferne Gefahren hatte, war ein glühender Verfechter dafür gewesen, dass Sharpe in feindliches Gebiet zog. Ein Geheimnis musste gelöst werden, und nur Sharpe kannte die Frau, deren Brief auf dieses Geheimnis hingewiesen hatte. Und die einzige Hoffnung lag in Sharpes Annahme,

die völlig falsch sein konnte, dass die Marquesa ihn wirklich gemocht hatte, als sie seine Geliebte gewesen war.

Hogan sagte sich, dass Sharpe recht haben konnte. Der große Schütze weckte bei vielen Männern und Frauen große Loyalität. Von Generälen und Huren über Sergeants bis zu ängstlichen Rekruten. Er war der Inbegriff des Soldaten, doch seine Freunde und Geliebten sahen die Verletzlichkeit in ihm und mochten ihn deshalb. Hogan fragte sich, wie viel wahre Zuneigung die Goldene Hure in ihrer Seele für Sharpe empfand.

Der Wind wurde böig und heulte wie eine gepeinigte Seele in der Klosterruine. Regen prasselte auf die zerbrochenen Bodenplatten und zischte in der Glut des Feuers. Hogan fröstelte unter dem Mantel. Dies war eine Stätte der Geister, die unsichtbare Todesfee ritt auf dem Sturmwind, und er, Hogan, schickte einen Freund ins Ungewisse, in einen ungleichen Kampf.

KAPITEL 10

Richard Sharpe lag im kurzem Gras und legte sein Fernrohr auf seinem Tornister ab. Er stellte das Rohr ein und spähte in ehrfürchtigem Staunen hindurch.

Er sah eine Armee auf dem Marsch.

Sharpe hatte eine Staubwolke am Horizont entdeckt, die im Laufe des Morgens und der Mittagshitze höher gestiegen war, und der Staub hatte wie der Rauch eines großen Flächenbrandes fern im Süden ausgesehen.

Er war in Richtung Staubfahne geritten, langsam und vorsichtig, weil er feindliche Kavallerie-Patrouillen fürchtete, und jetzt, am frühen Nachmittag, lag er auf der Kuppe eines kleinen Hügels und spähte zu den Männern und Tieren, die sich verschwommen aus der großen Staubwolke am Horizont herausgeschält hatten.

Die Franzosen marschierten ostwärts, gen Burgos, gen Frankreich.

Die Straße blieb dem schweren Verkehr vorbehalten, den Wagen und den Geschützen und den Kutschen der Generäle. Neben der Straße marschierte die Infanterie und zertrampelte die Felder mit den spärlichen Feldfrüchten. Sharpe richtete das Fernrohr nach rechts, nahm die fernen Uniformen als verschwommenes Blau wahr und spähte auf die Straße, die sich aus einer kleinen Ortschaft wand. Munitionskarren, Protzen und Ambulanzen, Wagen um Wagen waren auf der Straße, und die Pferde und Ochsen mühten sich unter der heißen Sonne ab, die schwere Last zu ziehen. Im Dorf ragte der Turm einer alten Burg auf. Weißer Rauch stieg aus dem Turm auf und vermischte sich mit dem Staub, und Sharpe wusste, dass die Franzosen

geplündert und jetzt den Turm in Brand gesetzt hatten. Sie verließen diese Gegend, marschierten ostwärts, zogen sich zurück.

Sharpe schwenkte das Fernrohr nach links, schaute so weit nach Osten, wie er blicken konnte. Dort war wie ein winziger grauer Fleck am Horizont der obere Teil der Festung Burgos über Bäumen zu sehen, und die Straße bis dorthin war mit Männern und Pferden gefüllt. Die Infanterie marschierte langsam, als hasse sie den Rückzug. Die Frauen und Kinder der Männer trotteten nebenher. Kavalleristen führten ihre Pferden an den Zügeln, unter dem Befehl, die Kraft der Tiere zu schonen, während nur ein paar Schwadronen Kavallerie, hauptsächlich Lanzenreiter mit staubbedeckten Wimpeln im Schritt an den Flanken der riesigen Kolonne ritten, um sie gegen spanische Scharfschützen zu sichern.

Sharpe ließ das Fernrohr sinken. Ohne die Hilfe des guten Glases sah die französische Armee wie eine schwarze Schlange aus, die sich durch das Tal wand. Er wusste, dass er einen Rückzug sah, doch er kannte nicht den Grund, weshalb sich der Feind zurückzog. Er hatte keinen Kanonendonner in der Ferne gehört, der ihm verraten hätte, dass Wellington eine große Schlacht gewonnen hatte. Er sah nur die riesige Schlange im Tal und den Staub am Himmel und wusste weder, warum sie dort war, noch wohin sie zog, noch wo seine eigenen Truppen waren.

Er kroch zurück von der Hügelkuppe, schob das Fernrohr zusammen und ging zu dem Pferd, das er an einem steinernen Wegweiser angebunden hatte. Hogan hatte ihm einen schönen, starken und geduldigen Hengst namens »Karabiner« geliehen, der jetzt Sharpe beäugte und mit dem langen schwarzen Schweif zuckte. Es war ein glückliches Pferd, fand Sharpe, denn in der britischen Armee war vorgeschrieben, dass allen Pferden der Schweif gekürzt wurde. Karabiner hatte jedoch den langen Schweif

behalten, und aus der Ferne würden die Franzosen das Tier für eines von ihren halten. Der Hengst hatte im Winter Körnerfutter erhalten, damit er kräftig genug war, um einen von Hogans Männern zu tragen, die tief hinter den französischen Linien spionieren würden. Jetzt trug der Hengst Sharpe auf der Suche nach der Marquesa.

Wenn die Marquesa in Burgos ist, dachte Sharpe, dann wird es unmöglich sein, an sie heranzukommen. Die französische Armee wich zur Stadt zurück, und am Abend würde Burgos vom Feind umzingelt sein. Sharpe konnte nur hoffen, dass Angel sicher war.

Der Junge war sechzehn. Sein Vater, ein Böttcher, war bei dem Versuch gestorben, seine Frau vor der Vergewaltigung durch französische Dragoner zu retten. Angel hatte gesehen, wie seine Eltern gestorben waren. Er hatte erlebt, wie sein Vaterhaus und die Werkstatt seines Vaters niedergebrannt worden waren, und in derselben Nacht hatte er, nur mit einem Messer bewaffnet, zum ersten Mal einen Franzosen getötet. Er hatte Glück gehabt und war entkommen. In der Dunkelheit war er durch ein Kornfeld gehetzt, während französische Posten hinter ihm her gefeuert hatten. Angel hatte Sharpe die Geschichte zaghaft erzählt. »Ich habe das Messer ins Grab meiner Eltern gelegt, *Señor*.« Er hatte seine Eltern selbst begraben und sich dann auf die Suche nach den Partisanen gemacht, um sich ihnen anzuschließen. Er war gerade erst dreizehn gewesen.

Anstatt auf die Partisanen war er auf einen von Hogans Erkundungsoffizieren gestoßen, auf einen der Männer, die in voller Uniform auf ihren schnellen Pferden tief in feindliches Gebiet ritten. Dieser Offizier hatte den Jungen zu Hogan mitgenommen, und in den vergangenen drei Jahren hatte Angel Botschaften zwischen den Briten und den Partisanen übermittelt.

»Ich werde jetzt zu alt dafür«, hatte Angel gesagt.

Sharpe hatte gelacht. »Zu alt? Mit sechzehn Jahren?«

»Jetzt sehen die Franzosen, dass ich ein Mann bin. Sie denken, ich könnte der Feind sein.« Angel hatte mit den Schultern gezuckt. »Zuvor war ich nur ein Junge, und sie nahmen keine Notiz von mir.«

An diesem Tag, an dem Sharpe den Marsch der französischen Armee gen Burgos beobachtet hatte, war Angel in die Stadt gegangen. Sein Pferd, ein Geschenk von Hogan, war bei Sharpe zurückgeblieben, zusammen mit dem Gewehr des Jungen. Angel lehnte Sold von Hogan ab, wollte nur Essen und Unterkunft, wenn er bei den Briten war, und »die Waffe, die tötet«. Man hatte ihm eine Muskete mit glattem Lauf angeboten, und er hatte sie mit schneidendem Hohn abgelehnt. Er wollte nur ein Baker-Gewehr, und jetzt besaß er eines und pflegte und reinigte es hingebungsvoll. Er behauptete, mit dem Gewehr drei Franzosen für jedes Jahr seines Lebens getötet zu haben.

Angel war nicht neugierig, zu erfahren, welche Aufgabe er mit Sharpe hatte. Die Goldene Hure bedeutete ihm nichts, und es interessierte ihn nicht, ob die Marquesa de Casares al Grande y Melida Sadaba lebte oder tot war. Solche Dinge langweilten Angel. Ihn interessierte nur, dass man ihm gesagt hatte, diese Mission sei wichtig, würde seine Feinde treffen, und die Suche nach der Marquesa würde ihn dorthin bringen, wo weitere Franzosen getötet werden konnten. Es freute ihn, für Sharpe zu arbeiten. Er hatte gehört, dass Sharpe viele Franzosen getötet hatte.

Sharpe hatte gelächelt, als der Junge ihm das gesagt hatte. »Es gibt mehr im Leben, als Franzosen zu töten.«

»Ich weiß, *Señor.*« »Tatsächlich?«

Angel hatte ernst genickt. »Aber ich will noch nicht heiraten.« Er hatte vom Feuer aufgeblickt und Sharpe in die Augen gesehen. »Glauben Sie, dass Sie die Franzosen über die Berge jagen? Zurück nach Frankreich?«

Sharpe hatte genickt. »Vielleicht.«

»Dann gehe ich zu Ihren Schützen.« Angel hatte gelächelt. »Ich werde nach Paris marschieren und die Franzosen von meinen Eltern grüßen.«

Angel würde nicht der erste spanische Junge sein, der sich den britischen Schützen anschloss. Einige Kompanien hatten Dutzende Spanier, die darum gebettelt hatten, in die Eliteeinheiten aufgenommen zu werden. »Der liebe Bill« Frederickson sagte, das einzige Problem mit den spanischen Rekruten bestünde darin, sie beim Kämpfen zurückzuhalten. »Sie wollen den Krieg in einem Tag gewinnen.« Als Angel von seinen Eltern sprach, verstand Sharpe, weshalb die spanischen Rekruten mit solchem Feuereifer kämpften.

Sharpe ritt zurück zu dem bewaldeten Tal, wo er auf Angels Rückkehr aus der Stadt warten würde. Er sattelte Karabiner ab und band die Zügel an einen Kiefernstamm. Pflichtbewusst inspizierte er die Hufe des Pferdes. Er wünschte, dass Angel, der sich viel besser mit Pferden auskannte, ihm helfen könnte, und trug den Sattel auf die kleine Lichtung, die ihr Treffpunkt war.

Sharpe wartete. Die Schatten der Dämmerung wurden länger zwischen den Kiefernstämmen, und die Zweige der Bäume raschelten im Wind. Sharpe erkundete in der Dämmerung die Ränder des Tals und hielt Ausschau nach Menschen, sah jedoch nur eine Füchsin mit ihren Jungen, die am Fuß einer Sandbank knurrend herumtollten. Sharpe kehrte zurück zu den Pferden, legte das Gewehr neben sich und wartete auf Angel.

Der Junge kam bei Einbruch der Dunkelheit, ein grauer Schatten, der zwischen den Bäumen auftauchte. Angel brachte einen Käse mit, der mit Weinblättern umwickelt war, einen frischen Brotlaib und seine Neuigkeiten. Bevor er ein Wort über die Marquesa zu Sharpe sagte, bestand der Junge darauf, sich um sein Gewehr zu kümmern und es

zu inspizieren, als hätte sich während seiner Abwesenheit etwas an der Waffe verändert. Zufrieden schaute er dann zu Sharpe auf. »Sie ist verschwunden.«

Sharpes Hoffnungen sanken. In den vergangenen vier Tagen, seit der Trennung von Hogan, hatte er befürchtet, dass Hélène nach Frankreich zurückkehren würde. »Verschwunden?«

Angel erzählte die Geschichte. Die Marquesa hatte die Stadt in einer Kutsche verlassen. Die Kutsche war zurückgekehrt, jedoch ohne die Marquesa. »Die Franzosen waren wütend. Sie ließen Kavallerie überall suchen. Sie suchten in allen Dörfern, boten eine Belohnung in Gold an, aber das führte zu nichts. Sie erhöhten die Belohnung, ebenfalls ohne Erfolg. Sie ist verschwunden.«

Sharpe fluchte, und der Junge grinste.

»Sie vertrauen mir nicht, wie?« Er lachte. Er war ein erstaunlich gut aussehender Junge mit lockigem Haar und markantem Gesicht. Seine dunklen Augen glänzten im Schein des Feuers, das Sharpe in der Abenddämmerung angezündet hatte. »Ich weiß, wo sie ist, *Señor.«* »Wo?«

»Im Kloster des Himmels, Santa Monica.« Angel hob eine Hand, um Sharpes Frage abzuwehren. »Das nehme ich jedenfalls an.«

»Du weißt es nicht?«

Angel nahm den Weinschlauch und trank. »Die Priester nahmen sie mit, nicht wahr? Die Priester und die Mönche. Jeder weiß das, aber keiner redet. Sie sagen, die Inquisition war hier.« Er bekreuzigte sich, und Sharpe dachte an den Inquisitor, der den Brief an den Marqués überbracht hatte. Angel lächelte. »Sie wissen nicht, wohin man sie gebracht hat, aber ich weiß das.«

»Wieso?«

»Weil ich Angel bin, klar?« Der Junge lachte. »Ich traf einen Mann, der mich kennt. Er informierte die Partisanen,

welche Truppen auf die Hügel zumarschieren. Ich vertraue ihm.« Die Worte hätten sich merkwürdig aus dem Mund eines Sechzehnjährigen angehört, doch sie wirkten nicht sonderbar von diesem Jungen, der seit seinem dreizehnten Lebensjahr sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Angel nahm etwas losen Tabak aus der Tasche und zauberte irgendwoher ein Blatt Papier, und dann drehte er sich auf spanische Art eine Zigarette. Er neigte sich vor, und die Spitze der Zigarette glühte auf, als er sie im Feuer anrauchte. »Dieser Mann sagt, er hat gehört, dass die Frau nach Santa Monica ins Kloster gebracht wurde. Er hörte es von den Partisanen.« Angel blies Rauch aus. »Die Partisanen bewachen das Kloster.«

»Die Partisanen?«

»*Si*. Haben Sie schon von El Matarife gehört?«

Sharpe schüttelte den Kopf. Im Hügelland Spanien gab es viele Partisanenführer, die eigenartige Kampfnamen hatten. Er versuchte die Bedeutung des Namens herauszufinden. »Ein Mann, der Tiere schlachtet?«

»Ja. Ein Schlächter. Sie hätten von ihm hören sollen. Er ist berühmt.«

»Und er bewacht das Kloster?«

Angel sog an der Zigarre. »So heißt es. Er wird die Mesa bewachen, nicht das Kloster.«

»Die Mesa?«

»Das Kloster steht auf einem Berg. Auf einem sehr hohen Berg mit einer Hochebene, einer Mesa. Es gibt nur wenige Pfade hinauf, *Señor*, und so ist es leicht, das Kloster zu bewachen.«

»Wo ist das?«

»Zwei Tagesritte entfernt in dieser Richtung.« Angel wies nach Nordosten.

»Warst du schon mal dort?«

»Nein.« Angel warf die angerauchte Zigarette angewidert ins Feuer. Er hatte es nicht geschafft, sie richtig zu drehen. »Aber ich habe davon gehört.«

Sharpe versuchte, einen Sinn in Angels Neuigkeiten zu erkennen. Die Inquisition? Dieses Zusammentreffen machte die Geschichte anscheinend wahr, aber warum sollte die Inquisition Hélène entführen? Oder warum würde der Schlächter das Kloster bewachen, in dem sie gefangen gehalten wurde?

Er fragte den Jungen, und Angel zuckte mit den Schultern. »Wer weiß? Er ist kein Mann, den Sie fragen können.«

»Was für ein Typ ist das?«

Der Junge rieb sich übers Kinn. »Er tötet Franzosen.« Das klang nach einem zweifelhaften Kompliment. »Aber er tötet auch Leute von seinem eigenen Volk. Einmal erschoss er zwölf Dorfbewohner, weil sie sich geweigert hatten, seinen Männern Essen zu geben. Zur Siesta ritt er in das Dorf und erschoss die Leute. Selbst Mina kann ihn nicht unter Kontrolle halten.« Angel sprach von dem Mann, der zum General aller Partisanen ernannt worden war. Es war bekannt, dass Mina Männer wie El Matarife, die ihre eigenen Landsleute verfolgten, hinrichten ließ. Angel drehte sich eine weitere Zigarette. »Die Franzosen fürchten El Matarife. Es heißt, dass er einst die Köpfe von fünfzig Franzosen an der Großen Straße auslegte, alle zwei Meilen einen durchs Bergland, sodass die Franzosen sie sehen würden. Das war in der Nähe von Vitoria, woher er stammt.« Der Junge lachte. »Er tötet langsam. Man sagt, er hat einen Ledermantel aus der Haut von Franzosen. Einige sagen, er ist wahnsinnig.«

»Können wir ihn finden?«

»Si.« Angel sagte es, als wäre es eine unnötige Frage. »Wir reiten also ins Bergland?«

»Ja, wir reiten ins Bergland.«

Sharpe und Angel ritten nach Osten, wo die Berge felsig und zerklüftet wurden. Dies waren die Jagdgründe der Adler, ein Landstrich mit erhabenen Tälern und Wasserfällen, die von den tief hängenden Wolken des Morgens hinab in kalte Gebirgsbäche stürzten.

Sie ritten nordostwärts in ein Gebiet, in dem es nur wenige Einwohner gab. Diese Leute waren so arm und furchtsam, dass sie flüchteten, wenn sie zwei fremde Reiter nahen sahen. Einige der Leute hier, sagte Angel, wussten nicht einmal, dass ein Krieg im Gange war. »Sie sind nicht mal Spanier!«, sagte er verächtlich.

Sharpe schaute ihn fragend an.

»Sie sind Basken«, erklärte Angel. »Sie haben ihre eigene Sprache.« Angel zuckte mit den Schultern. Das Thema war für ihn offensichtlich erledigt.

Sharpe spürte, dass Angel unruhig und missmutig war. Hier im nördlichen Bergland waren sie weit von den Franzosen entfernt, weit vom Krieg fort, und nach allem, was Angel in Burgos gehört hatte, war hier nicht viel an aufregenden Abenteuern zu erwarten.

Die Gerüchte in Burgos besagten, dass die Briten endlich auf dem Marsch waren und im Norden angriffen. Die französische Nordarmee war auf dem Rückzug, und Sharpe hatte die Vorhut dieser Armee gesehen, als sie sich Burgos genähert hatte. Angel befürchtete, der Feldzug würde vorüber sein, bevor er wieder töten konnte. Sharpe lachte. »Du wirst nicht viel versäumen.«

»Versprochen?«

»Versprochen. Wie finden wir El Matarife?«

»Er findet uns, *Señor*. Glauben Sie, er weiß nicht, dass sich ein Engländer in diesem Bergland herumtreibt?«

»Denk daran, mich nicht Sharpe zu nennen.«

»Si, Señor.« Angel grinste. »Wie heißen Sie jetzt?«

Sharpe lächelte. Er erinnerte sich an den Offizier, der die Anklage gegen ihn geleitet hatte. »Vaughn, Major Vaughn.«

Er ritt zwischen den hohen Felswänden, unter den Adlern, und er suchte die Marquesa und den Schlächter.

El Matarife behagte es ebenso wenig wie Angel, weit von der reicheren Beute entfernt zu sein, die im Süden zu holen war. In diesen Hochtälern herrschte Armut, es gab nur wenige Franzosen, die aus dem Hinterhalt überfallen werden konnten, und in den spärlichen Dörfern war nicht viel zu erbeuten. Er hatte nur zwei französische Gefangene bei sich als Spielzeuge für seine Unterhaltung.

Die Nachricht, dass ein Engländer durch das Bergland ritt, wurde El Matarife von dreien seiner Männer gebracht. El Matarife hatte ein Gasthaus besetzt oder das, was in diesem elenden Kaff als solches durchging, und er starrte die drei Männer böse an, als wären sie verantwortlich für das Erscheinen des Engländers.

»Er sagte, er will mit mir sprechen?«

»Ja.«

»Er sagte nicht, warum?«

»Nur, dass sein General ihn geschickt hat.«

El Matarife grunzte. »Wird auch Zeit, wie?« Seine Lieutenants nickten. Wellington hatte Boten zu anderen Partisanenführern geschickt und ihre Kooperation erbeten, und der Schlächter nahm an, dass er jetzt an der Reihe war.

Aber er konnte sich dessen nicht sicher sein. Im Kloster, hoch oben auf dem Tafelberg, war *La Puta Dorada*. Sie war von seinem Bruder gebracht worden, der ihn gewarnt hatte, die Franzosen könnten sie suchen. Von einem Engländer hatte der Inquisitor jedoch nichts gesagt. El Matarife konnte verstehen, dass ein Mann die Frau suchte.

Er hatte sie in der Kutsche gesehen, und selbst zerzaust und tränenüberströmt war sie unglaublich schön gewesen.

»Warum sollen wir sie den Nonnen geben?«, hatte El Matarife gefragt.

Sein Bruder hatte ihn angefahren. »Sie muss das Gelübde ablegen, begreifst du das nicht? Es muss legal sein! Sie muss Nonne werden! Sie muss das Gelübde ablegen, nichts sonst zählt.«

Der Inquisitor hatte seinen Bruder mit der Anweisung verlassen, dass niemand an das Kloster herangelassen werden durfte und dass ihre Anwesenheit geleugnet werden musste, wenn jemand nach der Marquesa fragte. Sie musste lebendig begraben und vergessen sein und Christus überlassen werden.

Jetzt fragte sich El Matarife, ob der Engländer kam, um nach der Goldenen Hure zu suchen. »Wie heißt der Mann?«

»Vaughn. Major Vaughn.«

»Ist er allein?«

»Er hat einen Jungen bei sich.«

Einer seiner Männer sah El Matarife die Besorgnis an und zuckte mit den Schultern. »Leg ihn einfach um. Wer wird das schon erfahren?«

»Du bist ein Blödmann. Deine Mutter hat einen Esel gesäugt.« El Matarife stieß mit der Degenspitze aufs Feuer. Es war kalt in diesen Hochtälern, und das Feuer im Schankraum des kleinen Gasthauses half nicht viel. El Matarife schaute die Männer an, die am vergangenen Abend mit dem Engländer gesprochen hatten. »Er sagte nichts von irgendeiner Frau?«

»Nein.«

»Seid ihr sicher, dass er Engländer ist, kein Franzose?«

Die Männer zuckten mit den Schultern.

El Matarife spähte durch das Fenster und bückte sich, sodass er den Rand des Tafelbergs sehen konnte, auf dem das Kloster des Himmels stand. Die Anwesenheit der Marquesa in diesem Gebäude sollte ein Geheimnis sein, doch El Matarife wusste nur zu gut, dass nur wenig in Spanien auf dem Land geheim blieb. Irgendjemand konnte geredet haben.

Er konnte den Engländer töten, aber das kam erst infrage, wenn alle Stricke rissen. Die Engländer waren die Quelle von Gold, Waffen und Munition, die sie an den versteckten Stränden der Nordküste des Nachts an Land brachten. Wenn ein Engländer getötet wurde, dann rechnete El Matarife mit Vergeltung, damit, dass seine Männer von anderen Partisanen gejagt und bestraft werden würden. Wenn es nötig war, dann würde er den Engländer töten, doch er würde den Mann lieber zufrieden und mit eingeschläfertem Misstrauen zurückschicken, damit er die langweilige Bewachung ungestört fortsetzen konnte.

»Wo ist dieser Major Vaughn?«

»Bei den beiden Brücken.«

»Bringt ihn heute Abend her.« Der Schlächter schaute einen seiner Leutnants an. »Bringt die Gefangenen. Wir werden unseren Engländer unterhalten.«

»Die Frau auch?«

»Die besonders.« El Matarife grinste. »Wenn er wegen einer Frau gekommen ist, kann er sie haben!« Er lachte. Er hatte die Franzosen seit vier Jahren zum Narren gehalten, und jetzt konnte er einen Engländer an der Nase herumführen. Er rief nach Wein und wartete auf den Abend.

Die Dunkelheit brach schnell über das Tal unter dem Kloster des Himmels herein. Als die Berggipfel noch rötlich im letzten Tageslicht schimmerten, war es bereits dunkel im

Gasthaus, das von El Matarife als sein Hauptquartier bezeichnet wurde. Vor dem Gasthaus, erhellt von rauchenden Fackeln, war eine freie Fläche aus hartgetretener Erde.

Sharpe und Angel wurden von stummen Führern zu diesem beleuchteten Platz gebracht. Sie blieben im Sattel.

Eine Eisenkette wurde auf den Platz geworfen, drei Yards rostige Kettenglieder, und am anderen Ende stand ein nervöser Gefangener, der nur eine zerlumpte Hose trug.

Ein Partisan hob die Eisenkette auf und schlang ein Ende um das linke Handgelenk des Mannes. Er befestigte sie ungeschickt, ruckte daran, um sich zu vergewissern, dass sie fest saß, und trat zurück. Dann zog er ein langes Messer aus der Scheide am Gurt und warf es dem Gefangenen vor die Füße.

Einer der Männer, die Sharpe zu diesem Platz geführt hatten, grinste den Schützen an. »Ein Franzose. Schau dir seinen Tod an, Engländer.«

Ein zweiter Mann trat vor, ein massiger Hüne, der einen Mantel abstreifte und dessen Erscheinen die zuschauenden Partisanen zu Applaus veranlasste. Der Mann wandte sich Sharpe zu, und der Schütze sah ein Gesicht, das auf den ersten Blick unnatürlich wirkte, als gehöre es einer Kreatur, die halb Bestie, halb Mensch war. Sharpe hatte von seinen Männern Geschichten über Kreaturen gehört, die am Tag Menschen und des Nachts Bestien sein sollten, und dieser Mann konnte so etwas sein. Sein Bart überwucherte die Wangen bis zu den Wangenknochen. Nur ein schmaler Spalt zwischen Bart und Haupthaar war frei, aus dem zwei kleine, tückische Augen Sharpe anblickten. Der Mann lächelte. »Willkommen, Engländer.«

»El Matarife?«

»Natürlich. Unser Geschäft kann warten?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. Die Partisanen beobachteten ihn grinsend. Er spürte, dass diese Schau seinetwegen veranstaltet wurde.

El Matarife bückte sich, nahm das lose Ende der Kette und schlang es um seinen linken Arm. Er zog aus der Scheide an seinem Gürtel ein langes Messer, das mit dem identisch war, das der Franzose erhalten hatten. »Ich werde die Schnitte bis zu deinem Tod zählen, du Schwein.«

Der Franzose verstand nicht die Worte. Er begriff, dass er kämpfen musste, und er leckte sich über die Lippen, hob das Messer auf und wartete, als El Matarife zurücktrat und die Kette vom Boden anhob, bis sie zwischen ihnen gespannt war. El Matarife zog weiter daran und zwang den Franzosen, auf ihn zuzutreten. Der Gefangene zerrte die Kette zurück, und die Partisanen lachten.

Sharpe sah, dass viele der Partisanen nicht den sonderbaren Kampf, sondern ihn beobachteten. Sie stellten ihn auf die Probe. Sie wussten, dass die Engländer Gefangene anständig behandelten. Sie wollten sehen, was für eine Art Mann Major Vaughn war. Würde er bei dem Schauspiel zurückschrecken? In diesem Fall würde er das Gesicht verlieren.

El Matarife schaute zu Sharpe, und dann riss er plötzlich an der Kette und brachte den Gefangenen zum Stolpern. Der Hüne sprang mit tief gehaltenem Messer auf ihn zu. Der Franzose stieß verzweifelt mit seinem Messer zu, und es hatte für Sharpe den Anschein, dass er getroffen hatte, doch als El Matarife zurücktrat, war er unverletzt. Der linke Arm des Gefangenen war aufgeschlitzt. Blut tropfte von der Kette.

»Uno«, sagte El Matarife.

»Uno«, echoten seine Männer.

Sharpe beobachtete. Der Partisanenführer war schnell. Er war erfahren in dieser Art Kampf. Sharpe bezweifelte,

jemals einen Mann gesehen zu haben, der so schnell mit dem Messer war. Das bärtige Gesicht lächelte.

Der Franzose machte plötzlich einen Ausfall und riss die Kette hoch, als versuche er, sie um den Hals seines Gegners zu schlingen.

El Matarife lachte, trat zurück, und das Messer blitzte im Fackelschein.

»Dos!«

Der Franzose schüttelte den Kopf. Blut sickerte aus seiner Stirn.

Die Kette schwang zwischen ihnen. Wieder wich El Matarife zurück. Die Kettenglieder klirrten leise, als sie sich spannten, und diesmal zog El Matarife stetig und zwang den Franzosen unerbittlich auf sich zu. Der Gefangene leckte sich über die Lippen. Er hielt sein Messer tief, aber seine Miene verriet, dass er fieberhaft überlegte. Er versuchte, einen Plan zu entwickeln, und El Matarife ließ ihn überlegen und planen. Bei dieser Art Kampf war der Schlächter ein Experte. Er fürchtete keinen Franzosen, keinen Mann, der nicht in diesem Messerkampf an der Kette geübt war.

Der Franzose riss plötzlich die Kette mit all seiner Kraft zurück, und El Matarife sprang lachend vorwärts, sodass der Franzose von dieser Aktion überrascht wurde und rücklings hinfiel.

Der Schlächter zog an der Kette, holte den Mann am Boden wie mit einem Tau ein, und lachte, als der Gefangene zappelte wie ein gestrandeter Fisch an der Angel. Dann war El Matarife mit zwei schnellen Schritten neben dem Franzosen und trat ihm gegen den linken Unterarm.

Sharpe hörte das Brechen von Knochen und den Aufschrei des Gefangenen.

»Tres«, sagte El Matarife. Er trat zurück, um den Franzosen aufstehen zu lassen. Der Gefangene lag

benommen am Boden. Er hatte Schmerzen. Sein Arm war gebrochen, und jeder Zug an der Kette würde nun eine Qual sein. Der Mann schaute zu seinem Peiniger auf, und plötzlich schnellte er sich mit vorgestrecktem Messer von den Knien auf El Matarife zu, doch der Schlächter lachte nur und setzte sein Messer so schnell ein, dass man es nicht mit den Augen verfolgen konnte.

»Cuatro.«

Blut quoll aus dem Handrücken des Franzosen.

Sharpe schaute zu dem Mann an seiner Seite, der ihn hergeführt hatte. »Wie lange geht das noch weiter?«

»Mindestens dreißig Schnitte, Engländer. Manchmal hundert. Gefällt dir nicht, wie?« Der Mann lachte.

Sharpe gab keine Antwort. Langsam, ganz langsam, sodass niemand es sehen konnte, neigte er sich vor und ertastete mit der rechten Hand das Schloss seines Gewehrs, das im Sattelfutteral steckte. Lautlos und langsam zog er den Daumen zurück, bis der Hahn gespannt war.

Der Franzose war jetzt auf den Füßen. Er wusste, dass ein grausames Spiel mit ihm getrieben wurde, dass sein Gegner ein Meister in dieser Art Kampf war und die Qualen bis zu seinem Tod weitergehen würden. Er griff den Schlächter an und stach verzweifelt mit dem Messer zu, und El Matarife, der trotz seiner Körperfülle schnell und leichtfüßig war, tänzelte bei jedem Angriff weg. Er lachte, hielt sein Messer aus dem Weg, und als dann die verzweifelten Angriffe des Franzosen aufhörten, stieß er mit dem Messer zu.

»Cinco!«

Die Partisanen johlten. Das Messer hatte sich mit entsetzlicher Treffsicherheit in ein Auge des Gefangenen gebohrt. Der Mann schrie und drehte sich weg, doch das Messer traf das andere Auge trotzdem.

»Seis.« El Matarife lachte.

»Seis!«, brüllten die Männer im Chor.

Der Spanier neben Sharpe sagte: »Jetzt beginnt der Spaß erst richtig, Engländer.«

Aber Sharpe hatte das Gewehr aus dem Futteral gezogen, an die Schulter gerissen, und jetzt drückte er ab.

Die Kugel traf zwischen die blinden Augen und warf den Franzosen tot zurück auf den Boden, der von seinem Blut befleckt war.

Dann herrschte Stille.

Sharpe schob das Gewehr zurück ins Futteral und drängte sein Pferd vorwärts. Angel war vor Furcht erstarrt. Ein Dutzend Männer beim Kampfplatz hatten ihre Musketen gespannt, während der Pulverrauch über den Toten trieb.

Sharpe zügelte den Hengst vor dem bärtigen, wütenden Mann. Er verneigte sich im Sattel. »Jetzt kann ich damit prahlen, dass ich an der Seite des großen Matarife gegen die Franzosen gekämpft habe.«

El Matarife starrte zu dem Engländer empor, der ihm den Spaß verdorben hatte. Er wusste, warum der Engländer den Mann erschossen hatte. Der Engländer war zimperlich und hatte den Mann von den Qualen erlösen wollen, aber damit hatte der Engländer ihn, El Matarife, vor seinen Männern herausgefordert. Jetzt hatte dieser Major Vaughn jedoch eine rettende Formel gefunden.

El Matarife lachte. »Habt ihr das gehört?« Er hatte die Kette von seinem Handgelenk gelöst und wies jetzt zu seinen Anhängern. »Er sagt, er hat an meiner Seite gekämpft, wie?« Seine Männer lachten, und El Matarife starrte den Engländer an. »Weshalb bist du hier?«

»Um die Grüße vom Oberbefehlshaber zu übermitteln.«

»Er hat von mir gehört?« El Matarife hatte ein großes Schlachtbeil aufgehoben und schlang es jetzt an einem

Riemen über die Schulter.

»Wer hat nicht von El Matarife gehört?«

Die Spannung war gewichen. Sharpe war sich darüber im Klaren, dass er einen Test nicht bestanden hatte, indem er sich geweigert hatte, den blinden Mann leiden zu lassen, aber durch das Töten des Franzosen hatte er sich etwas Respekt verschafft. Er war würdig, zum Trinken eingeladen zu werden. Er wurde in die Schenke geführt, El Matarife bestellte Wein, und seine Komplimente, die dem Geschäft notgedrungen vorausgehen mussten, waren überschwänglich und verlogen.

Sie tranken zwei Stunden lang. Die Schenke wurde im Laufe des Abends immer verräucherter. Eine Mahlzeit wurde aufgetragen, Ziegenfleisch in fetter Soße, und Sharpe aß hungrig. Nach dem Essen fragte El Matarife, eingehüllt in einen Mantel aus Wolfsfellen, abermals, warum der Engländer gekommen war.

Sharpe erzählte eine Geschichte, die halb auf der Wahrheit basierte. Die britische Armee nähere sich Burgos und treibe die Franzosen auf der Großen Straße zurück. Er sei gekommen, sagte er, weil der Oberbefehlshaber Gewissheit haben wolle, dass jeder Partisan an der Straße sein würde, um den französischen Rückzug zu stören und zu helfen, Franzosen zu töten.

»*Jeder* Partisan, Engländer?«

»Aber besonders El Matarife.«

El Matarife nickte, und nichts, was Sharpe gesagt hatte, gab Anlass zu Argwohn. Seine Männer waren begeistert von dem Gedanken an eine Schlacht auf der Großen Straße. Da winkte viel Beute, und die Nachzügler des französischen Marschs konnten einkassiert werden. Der Schlächter pulte mit einem Holzsplitter zwischen den Zähnen. »Wann werden die Engländer kommen?«

»Sie kommen jetzt. Ihre Soldaten bedecken die Hügel wie eine Flut. Die Franzosen rennen davon. Sie flüchten nach Vitoria.« Das stimmte kaum. Sharpe hatte nur den französischen Rückzug nach Burgos gesehen, und wenn der Feldzug dieses Jahres wie der letzte ablief, dann würden sich die Franzosen in der Festungsstadt zum Kampf stellen. Dennoch überzeugte die Lüge El Matarife.

»Sag deinem General, dass meine Männer ihm helfen werden.« El Matarife unterstrich seine Worte durch eine großspurige Geste.

»Da wird er erleichtert sein.« Sharpe schob höflich einen Weinschlauch über den Tisch. »Aber er wird in einer Sache neugierig sein und eine Frage stellen.«

»Welche Frage?«

»Es sind keine Franzosen hier im Bergland, doch Sie sind hier.«

»Ich verstecke mich vor den Franzosen, damit sie denken, ich bin fort, und wenn sie mein Verschwinden feiern, kehre ich zurück!« El Matarife lachte.

Sharpe fiel in das Lachen ein. »Sie sind ein schlauer Mann.«

»Sag das deinem General, Engländer.«

»Das werde ich ihm sagen.« Sharpe spürte, dass seine Augen von dem dicken Tabakqualm brannten. Er schaute Angel an. »Wir müssen reiten.«

»Schon?« El Matarife runzelte die Stirn. Er war völlig überzeugt, dass der Engländer nicht wegen der Frau gekommen war, und er genoss die Schmeicheleien, die seine Männer beeindruckten. »Du willst schon fort?«

»Um zu schlafen. Morgen muss ich mit diesen Nachrichten zu meinem General reiten. Er wartet ungeduldig auf Ihre Antwort.« Sharpe schob seinen Stuhl zurück, hielt plötzlich inne und zog einen Zettel aus seiner Tasche. Es war ein Befehl von Colonel Leroy über das

Ausbessern von Essgeschirr, aber das konnte keiner hier wissen. Er tat, als lese er, furchte die Stirn und sah dann zu dem Schlächter auf. »Das hätte ich fast vergessen! Sie bewachen die *Puta Dorada?*« Er spürte die Spannung in der Schenke, in der es plötzlich totenstill war. Sharpe zuckte mit den Schultern. »Es ist nicht wichtig, aber mein General fragte mich, und ich frage Sie.«

»Was ist mit ihr?«, fragte El Matarife lauernd.

Sharpe knüllte den Zettel zusammen und warf ihn ins Feuer. »Wir hörten, dass sie hierher gebracht wurde.«

»Das habt ihr gehört?«

»Alles, was El Matarife macht, ist wichtig für uns.« Sharpe lächelte. »Wissen Sie, wir möchten mit ihr sprechen. Sie muss Dinge über die französische Armee wissen, die uns helfen würden. Der Generalissimus ist voller Bewunderung, weil Sie, wie es heißt, eine so wichtige Spionin gefangen genommen haben.«

Die Komplimente schienen den bärtigen Mann zu beruhigen und sein Misstrauen zu zerstreuen. Langsam, sehr langsam und zögernd, nickte El Matarife. »Willst du mit ihr reden, Engländer?«

»Eine Stunde.«

»Nur reden?« El Matarifes Männer in der Schenke lachten.

Sharpe lächelte. »Nur reden. Eine Stunde, nicht länger. Ist sie im Kloster?«

El Matarife war immer noch überzeugt, dass Sharpe den Auftrag hatte, seine Hilfe für diesen Sommerfeldzug zu sichern. Es war ärgerlich, dass der Engländer von der Anwesenheit der Frau im Bergland gehört hatte, aber er glaubte, dass der Engländer nur mit ihr sprechen wollte. Und wie konnten ein einzelner Engländer und ein spanischer Junge die Frau inmitten seiner Männer befreien? El Matarife lächelte. Er wusste, dass er diesen

Major Vaughn zufrieden fortschicken musste. Einfach zu leugnen, dass die Marquesa hier war, barg das Risiko in sich, dass der Engländer nach ihr suchte. El Matarife wies auf einen seiner Männer, der daraufhin die verräucherte Schenke verließ, und wandte sich wieder an Sharpe.

»Sie haben die Frau schon gesehen, Major Vaughn?«, fragte El Matarife betont beiläufig.

Sharpe entging nicht, dass es zu beiläufig klang und dass der Schlächter ihn plötzlich höflich siezte.

»Nein.«

»Sie wird Ihnen gefallen.« Der Schlächter lachte. »Aber sie ist nicht im Kloster.«

»Nicht?«

Weiterer Wein wurde Sharpe angeboten. Der Schlächter lächelte zufrieden. »Sie ist hier.«

»Hier?«

»Ich hörte von Ihrem Kommen, Engländer, und ich dachte mir, es hilft Ihrem General, wenn Sie mit der Frau sprechen. Sie kann ihnen viel über Ihre Feinde sagen. Ich wartete nur auf Ihre Frage, und wenn sie nicht gefragt hätten, dann hätte ich eine Überraschung für Sie gehabt!«

Sharpe lächelte. »Ich werde meinem General von Ihrer Hilfe berichten. Er wird Sie belohnen wollen.« Sharpe bemühte sich, seine Aufregung und Bestürzung zu verbergen. Die Vorstellung, dass sich Hélène in der Gewalt dieser Bestie befand, war entsetzlich, und der Gedanke, wie er sie hier herausholen konnte, war entmutigend, doch das durfte er sich nicht anmerken lassen. Er dachte auch an die immer wiederkehrende Befürchtung, dass Hélène nichts wusste, dass der Tod ihres Mannes ein ebenso großes Geheimnis für sie war wie für ihn, doch wenn er die Hoffnung behalten wollte, seinen Rang und seine Karriere wiederzugewinnen, musste er Hélène seine Fragen stellen. »Lassen Sie die Frau herbringen?«

»Ja, sie wird bereits geholt. Ich werde Ihnen ein Zimmer geben, im dem Sie mit ihr sprechen können.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, El Matarife.«

»Ein *Privatzimmer*, Major!« El Matarife lachte und machte eine obszöne Geste. »Wenn Sie die Frau sehen, werden Sie vielleicht nicht nur mit ihr reden wollen, ja?«

El Matarifes Gelächter wurde unterbrochen. Draußen ertönte ein Ruf, und Schritte hämmerten heran. Die Hintertür der Schenke wurde aufgerissen, und jemand rief, El Matarife solle kommen, und zwar schnell.

Der Schlächter forderte Sharpe auf, mitzukommen. Er eilte zur Tür, und Sharpe folgte ihm. In der Schenke riefen Männer nach Laternen, und dann war Sharpe draußen und sah ein Licht von einem verfallenen Schuppen kommen, der als Stall benutzt wurde. Männer rannten mit Laternen auf den Stall zu, und Sharpe lief mit ihnen. Er bahnte sich einen Weg zwischen ihnen hindurch und verharrte auf der Schwelle. Übelkeit und Brechreiz stiegen ihn ihm auf, so groß war der Schock, und dann verspürte er das Bedürfnis, den Säbel zu ziehen und diese Bestien zu töten, die sich auf dem kleinen Hof um ihn drängten.

Eine junge Frau hing in dem Schuppen. Sie war nackt. Ihr Körper wies ein Flechtwerk von Blutbahnen auf. Das Blut war noch frisch und glänzte, doch es war nicht so frisch, dass es noch floss.

Sie drehte sich an dem Strick, der um ihren Hals hing.

El Matarife fluchte. Er schlug einen Mann, der erklärte, das Mädchen hätte Selbstmord begangen.

Der schlanke, weiße Leichnam drehte sich am Strick, Oberschenkel und Leib wiesen blaue Flecke unter dem Blut auf, das bis zu ihren Knöcheln hinabgelaufen war. Die Hände der Toten waren schmal und bleich, die Nägel waren gebrochen, aber es waren noch rote Flecke auf den Nägeln, wo sie angemalt gewesen waren. In ihrem Haar war Stroh.

Ein Dutzend Männer riefen durcheinander. Sie hatten die Frau hier eingesperrt, und sie musste den Strick gefunden haben. El Matarifes Stimme übertönte alle. Er verfluchte die Männer wegen ihrer Nachlässigkeit und Dummheit. Dann schaute er den großen Engländer an.

»Das sind Narren, *Señor*. Ich werde sie bestrafen.«

Sharpe entging nicht, dass der Schlächter ihn zum ersten Mal höflich mit *Señor* ansprach. Er sah zu dem Gesicht der Toten auf, das einst so hübsch gewesen war. »Bestrafen Sie die Männer gut.«

»Das werde ich, das werde ich!«

Sharpe wandte sich ab.

»Und lassen Sie die Frau christlich begraben.«

»Jawohl, *Señor*.« Der Schlächter musterte den Engländer. »Sie war schön, nicht wahr?«

»Ja, sie war schön.«

»Die Goldene Hure.« El Matarife sagte es langsam, als spreche er eine Grabinschrift aus. »Sie können jetzt nicht mehr mit ihr reden, *Señor.«* Sharpe blickte auf den Leichnam. Es waren Kratzer an den Brüsten. Er nickte und zwang sich, ruhig zu sprechen. »Ich werde heute Nacht südwärts reiten.« Er wandte sich ab. Er wusste, dass El Matarifes Männer ihn genau beobachteten, aber er zeigte nichts von seinen Gedanken und Gefühlen. Er rief nach Angel und befahl ihm, die Pferde zu bringen. Dann ritten sie fort.

Etwa eine Meile vom Dorf entfernt hielt Sharpe an. Vor seinem geistigen Auge sah er noch den Frauenleichnam, der dort im Stall gehangen hatte. Er dachte an den Tod seiner Frau, an das Blut an ihrem Hals. Er dachte an die Tortur, die das Mädchen im Stall erlitten hatte, an die schrecklichen letzten Augenblicke eines Lebens. Sharpe schloss die Augen und erschauerte.

»Wir kehren jetzt um, Major?« Sharpe hörte die Traurigkeit in Angels Stimme. Der Junge war betrübt, weil die Mission vergebens gewesen war.

»Nein«, sagte Sharpe.

»Nein?«

»Wir reiten zum Kloster.« Sie hatten es zuvor in der Abenddämmerung gesehen, ein Gebäude am Rand eines Plateaus. »Wir klettern heute Nacht dort hinauf.« Sharpe öffnete die Augen, drehte sich im Sattel um und spähte zurück. Niemand war ihnen vom Gasthaus aus gefolgt.

»Wir reiten zum Kloster? Aber sie ist tot!«

»Sie wird die Goldene Hure genannt«, sagte Sharpe mit rauer Stimme. »Golden wegen ihres Haares, Angel, nicht wegen ihres Goldes. Wer immer dieses Mädchen war, es war nicht die Marquesa.«

Aber wer auch immer die schwarzhaarige junge Frau gewesen war, die blutig im Stall hing, sie war tot, erst vor Kurzem gestorben, und Sharpe war sich im Klaren darüber, dass sie getötet worden war, weil er nach der Marquesa gefragt hatte. Die Frau hatte sterben müssen, damit er, Sharpe, dieses Tal in der Überzeugung verlassen würde, dass die Marquesa tot war.

Sharpe zog den Hengst Karabiner um die Hand und ritt auf den dunklen Tafelberg zu. Er glaubte, einen Kloß in der Kehle zu haben, weil diese unbekannte junge Frau tot war, und er gelobte ihrer Seele, wo immer sie war, dass er sie rächen würde. Er ritt von Zorn erfüllt zum Kloster des Himmels, und er plante eine Befreiung und einen Kampf.

KAPITEL 11

Es hätte Winter sein können, so kalt und dunstig war es auf dem Plateau. In dieser Höhe hingen die Wolken tief und verhießen Regen. Nur die sprießenden Blätter einiger windgebeugter Birken gaben Zeugnis davon, dass der Sommer auf diese kalte Hochebene gekommen war.

Sharpe hatte nicht geschlafen. Er hatte den Kampf geplant, der kommen musste, wenn El Matarife feststellte, dass er, Sharpe, nicht die Posten an den beiden Brücken passiert hatte. In der Morgendämmerung hatte er die Ränder des Plateaus erkundet und durch den Nebel hinab auf die steil abfallenden Hänge gespäht.

Sharpe hatte Angel nicht den ganzen Weg hinauf zum Plateau mitgenommen. Er hatte den Jungen mit beiden Gewehren und genauen Anweisungen auf dem Pfad zurückgelassen.

Angel war beunruhigt gewesen. »Es ist eine heilige Stätte, *Señor.*« »Vertraue mir, Angel, vertraue mir einfach.«

Sharpe war mit den beiden Pferden zum Plateau hinaufgeklettert. Er befürchtete, dass seine verzweifelte Aktion, die er plante, sinnlos sein konnte. Er würde gegen Partisanen kämpfen, die Kirche beleidigen und das alles für eine Frau, die vielleicht nicht die Antworten hatte, um seine Karriere zu retten und Hogans Geheimnis zu lösen.

Angel hatte ihm Glück gewünscht, aber der Junge war bedrückt und besorgt gewesen. »Wir müssen gegen die Partisanen kämpfen, *Señor.*« »Um Frankreich zu besiegen, ja.« Es war eine Lüge, oder Sharpe wusste jedenfalls nicht, ob es die Wahrheit war. Angel, der ihm vertraute, hatte ihm jedoch geglaubt.

Als jetzt im Morgengrauen das Gras auf dem Plateau nass glänzte und Nebel zwischen den Birken wallte, galoppierte Sharpe zum Kloster. Er war allein auf der Hochebene.

Das Kloster des Himmels verdiente seinen Namen. Es war an der höchsten Stelle dieses Berglands erbaut und schien beängstigend am Rand eines Steilhangs zu kleben. Es war in den Tagen errichtet worden, als die Mauren die Christen nordwärts gejagt hatten, als die Christen an Orten beten mussten, die von ihnen mit Schwertern verteidigt werden konnten. Die Mauern des Klosters hatten keine Fenster. Sie waren grau wie die Felsen. Das Kloster war eine Festung für Frauen. In dem gefängnisartigen Bau gab es nur eine Tür.

Sharpe klopfte an und wartete. Nichts tat sich. Er klopfte erneut und hämmerte dann mit einem Stein gegen die Tür, dass Funken von den Eisennägeln sprühten, mit denen die großen Holzbohlen beschlagen waren. Er hörte die Geräusche im Gebäude widerhallen, aber es kam keine Antwort.

Er wartete. Der Nebel zog über das Plateau. Die beiden Pferde, die er an einem großen Stein angebunden hatte, äugten zu ihm herüber. Die Sättel glänzten feucht.

Sharpe trat gegen die Tür und fluchte. Er fand einen größeren Stein und knallte ihn immer wieder gegen die Tür, bis die dumpfen Echos klangen wie das ferne Batteriefeuer von Feldartillerie.

Plötzlich klickte es.

In einem der beiden Flügel der Tür gab es eine kleine Klappe, die von einem rostigen Eisengitter geschützt war, und die Klappe war zurückgezogen worden. Sharpe sah, dass ihn ein Auge anstarrte. Er lächelte und sprach in seinem höflichsten Tonfall. »Ich bin gekommen, um die Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba zu besuchen.«

Das Auge blinzelte, die Klappe wurde geschlossen, und dann geschah nichts mehr.

Sharpe wartete.

In dem großen Gebäude herrschte Stille. Kein Riegel wurde an der Tür zurückgeschoben, keine Schritte oder Stimmen waren jenseits davon zu hören. Einen Augenblick lang fragte sich Sharpe, ob er sich das Auge hinter der vergitterten Öffnung nur eingebildet hatte. Das graue Gebäude war totenstill, als hätte es hier tausend Jahre geschlafen und sein Klopfen wäre eine Beleidigung der Ewigkeit.

Er suchte einen noch größeren Stein, den er mit beiden Händen anheben musste, trug ihn zur Tür, holte weit aus und knallte ihn auf die Stelle, an der sich die beiden Türflügel trafen. Immer wieder schwang er den Stein gegen die Tür, und der linke Flügel gab jedes Mal ein Stückchen nach. Der Lärm war wieder laut, hallte im Gebäude wider, und Sharpe fragte sich, was Patrick Harper denken würde, wenn er wüsste, dass sein Freund in ein Kloster einbrach. Sharpe konnte fast die Stimme mit dem Ulster-Akzent hören: »Gott schütze Irland!«

Sharpe schwang den Stein und donnerte ihn gegen die Tür, und sie ruckte zurück. Er sah einen Eisenstab, der verbogen war, jedoch noch hielt. Er hämmerte abermals dagegen, fluchte bei der Anstrengung, und trotz der Morgenkälte brach ihm Schweiß aus. Er schlug den großen Stein mit aller Kraft gegen die schwache Stelle, und endlich brach der Eisenstab, die Tür sprang auf, und er konnte ins Kloster schauen.

Weit im Westen, am Rand der großen Ebene, marschierte die Armee. Bataillon um Bataillon von Rotröcken und Batterie um Batterie von Geschützen zogen ostwärts, mit der Kavallerie als Vorhut, auf der Suche nach den Franzosen, die sich zurückzogen. Der Marquis von

Wellington, Grande von Spanien mit dem Titel Duque de Ciudad Rodrigo und Duque da Victoria in Portugal, schaute zu den Regenwolken im Norden und blickte finster drein. »Kommt der Regen nach Süden?«

»Das glaube ich nicht, Mylord«, sagte der Adjutant.

Der General ritt weiter. Er hatte eine Armee in Marsch gesetzt und führte sie ostwärts. Er betete, dass die Straßen nicht vom Regen aufgeweicht wurden, was ihn verlangsamen würde. Den Franzosen durfte keine Zeit gegeben werden, ihre Armeen in Spanien gegen ihn zu vereinen. Er schaute zu dem Mann, der an seiner Linken ritt. »Nun?«

Major Hogan zählte die Neuigkeiten der Nacht auf, die Botschaften, die aus feindlichem Gebiet eingetroffen waren. Die Nachrichten waren gut, doch Hogan konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob die Festung von Burgos auf eine lange Belagerung vorbereitet war.

»Finden Sie es heraus! Finden Sie es heraus!«, sagte Wellington. »Ist das alles?« Sein Tonfall verriet, dass er das hoffte.

»Noch eine Sache, Mylord.« Hogan holte tief Luft. »Es hat den Anschein, dass die Marquesa de Casares el Grande von den kirchlichen Behörden festgenommen worden ist. Wir hörten, sie soll in einem Kloster sein.«

Wellington starrte Hogan an, als frage er sich, warum er es wagte, ihm solch eine belanglose Information zu geben. Er runzelte die Stirn und erkannte den Zusammenhang. »Sharpe?« Dann stieß er einen Laut aus, der halb Gelächter, halb zorniges Schnauben war. »Das hat ihn gestoppt, wie? Die Füchsin ist im Bau verschwunden!«

»So ist es, Mylord.«

Wellington blickte wieder zu den Wolken. Der Wind kam von Osten. Der General runzelte wieder die Stirn. »Sharpe

wird nicht so närrisch sein, in ein Kloster einzubrechen, oder, Hogan?«

Hogan war der Ansicht, dass Sharpe um einer Frau willen genau das tun würde, aber das war nicht der richtige Zeitpunkt, um es zu sagen. »Gewiss nicht, Mylord. Das war nicht meine Sorge.«

»Und was war Ihre Sorge?« Wellingtons Tonfall verriet, dass es schon eine begründete Sorge sein sollte, wenn er sich damit die Zeit stehlen ließ.

»Die Festnahme sollte geheim sein, Mylord, aber es haben sich zwangsläufig Gerüchte verbreitet. Es hat den Anschein, dass französische Kavallerie nach Norden geritten ist, um die Marquesa zu suchen.«

Wellington lachte. »Dann soll die französische Kavallerie in das Kloster einbrechen.«

»Sehr wohl, Mylord.«

»Besser, sie ist dort als im Kampf gegen uns, wie? Bonaparte hat also den Nonnen den Krieg erklärt, wie?«

»Meine Sorge, Mylord, galt Sharpe. Wenn er diesem General Verigny in die Hände fällt …« Hogan zuckte mit den Schultern.

»Mein Gott, das wäre fatal!« Wellington sagte es so laut, dass sich einige der marschierenden Soldaten erschraken. »Sharpe hat Verstand genug, um sich nicht schnappen zu lassen, nicht wahr? Andererseits, wenn man bedenkt, welch gottverdammter Narr er ist, vielleicht auch nicht. Jedenfalls können wir nichts in dieser Sache tun, Hogan.«

»So ist es, Mylord.«

Der General nickte dem Colonel des Bataillons zu, das sie passierten, lobte seine Männer und schaute wieder Hogan an. »Sharpe sollte besser nicht in dieses verdammte Kloster einbrechen, Hogan. Mir wäre lieber, die verdammten Froschfresser schnappen ihn!«

»Es sieht so aus, als wäre er in beiden Fällen erledigt, Mylord.«

Wellington blickte finster drein. »Er ist ohnehin erledigt, Mann. Sie wissen das und ich weiß das. Wir haben ihm nur ein bisschen Hoffnung gemacht.« Das Thema Sharpe ärgerte Wellington anscheinend. Der General glaubte nicht mehr, dass der Tod des Marqués ein Geheimnis in sich barg, das ihn bedrohte. Der Vormarsch in Spanien und der Feldzug, der näher rückte, hatten solch eine Sorge zur Bedeutungslosigkeit schrumpfen lassen. Er nickte dem Iren zu. »Halten Sie mich auf dem Laufenden, Hogan.«

»Jawohl, Mylord.«

Hogan ließ sein Pferd zurückfallen. Die Marquesa war in einem Kloster eingekerkert, und sein Freund war dadurch verloren. Ein französisches Kavallerieregiment war in die Berge geritten, wie die Informationen besagten, und Sharpe hatte nur einen Jungen als Schutz bei sich.

Sharpe war verloren.

Die Außenseite vom Kloster des Himmels war grau und kahl. Das Innere hingegen war prächtig. Der Boden in der Eingangshalle bestand aus Fliesen im Karomuster, die Wände zeigten goldene Mosaike, und die Decke war bemalt. An den Wänden hingen Bilder. Sharpe gegenüber, allein in der großen Halle, stand eine Frau in weißem Gewand.

»Gehen Sie fort!«

Das war ein optimistischer Appell an einen Mann, der soeben zwanzig Minuten gebraucht hatte, um eine Tür aufzubrechen. Sharpe trat über den Stein hinweg, der auf die Türschwelle gefallen war, und lächelte die Frau an. »Guten Morgen, Ma'am.« Er strich glättend über seinen Uniformrock und nahm höflich den Tschako ab. »Ich möchte mit der Marquesa de Casares sprechen, die …«

»Sie ist nicht hier.« Die Frau war groß, und ihr Gesicht war vom Alter gezeichnet. Sie hatte etwas sehr Würdevolles, und Sharpe fühlte sich schäbig.

Er trat einen Schritt vor, und seine Stimme klang unnatürlich laut in der großen Halle. »Sie können mich zwingen, meine Männer zu holen und das ganze Kloster durchsuchen zu lassen.« Das hielt er für die richtigen Worte. Die Frau hatte Angst, und zwar zu Recht, weil ein Mann in dieses Gebäude eingedrungen war, das niemand außer einem Priester jemals betreten durfte. Vor einer ganzen Kompanie Soldaten würde sie sich bestimmt fürchten.

Sie musterte ihn mit gerunzelter Stirn. »Wer sind Sie?«

Er konnte ihr nicht die Wahrheit sagen. Wenn bekannt wurde, dass ein Engländer in ein Kloster eingebrochen war, würde die Hölle los sein. Sharpe lächelte. »Major Vaughn.«

»Engländer?«

Er dachte daran, wie oft Wellington in seinen Befehlen darauf bestanden hatte, dass die katholische Kirche in Spanien von den Briten respektiert werden musste. Nach Ansicht des Generals konnte der Allianz nichts mehr schaden als eine Beleidigung der spanischen Religion.

Sharpe lächelte. »Nein, Ma’am, Amerikaner.« Er hoffte, dass Colonel Leroy ihm die Lüge verzeihen würde, und er war froh darüber, keinen roten Uniformrock zu tragen, der immer für die einzige Uniform Britanniens gehalten wurde.

Sie furchte die Stirn. »Amerikaner?«

»Ich bin einen weiten Weg gekommen, um die Marquesa zu sehen.«

»Warum wollen Sie diese Frau sehen?«

»Eine Sache der Politik.« Sharpe hoffte, dass sein Spanisch korrekt war.

Sie schüttelte den Kopf. »Sie wird niemanden sehen.«

»Sie wird mich sehen.«

»Sie ist eine Sünderin.«

»Wir sind alle Sünder.« Sharpe fragte sich, warum er einen theologischen Plausch mit einer Oberin hielt. Er nahm an, dass sie die Oberin war.

»Sie tut Buße.«

»Ich möchte nur mit ihr sprechen.«

»Die Kirche hat befohlen, dass niemand sie sehen soll.«

»Ich bin von Nordamerika gekommen, um sie zu sehen.« Die Lüge gefiel ihm. Selbst in diesem abgelegenen Kloster musste die Nachricht eingetroffen sein, dass Amerikaner in den Krieg eingetreten waren, der die Welt erschütterte. »Mein Präsident verlangt, dass ich mit ihr spreche. Er wird viele Münzen nach Rom schicken, wenn ich die Marquesa sprechen kann.« Warum zur Hölle nicht?, dachte Sharpe. Die Amerikaner hatten Britannien den Krieg erklärt, warum sollte also der Papst nicht Amerika den Krieg erklären? Er schmückte die Lüge aus. »Viele, viele Münzen.«

»Es ist gegen Gottes Gesetz, sie zu sehen.«

»Gott wird mir vergeben.«

»Sie sind ein Sünder.«

Sharpe hob die Augenbrauen. »Ich bin ein Amerikaner!«

Die Oberin wandte sich ab und sagte mit fester Stimme: »Sie können sie nicht sehen. Gehen Sie.«

Sie eilte zu einer Tür, und Sharpe befürchtete, durch eine weitere Barriere einbrechen zu müssen, denn er brauchte alle Zeit, die er bekommen konnte, für seinen Kampf gegen El Matarife.

Er rannte los, und seine Stiefel hämmerten laut auf den Fliesen. Bei dem Geräusch wandte sich die Frau um. Jetzt war ihre Furcht deutlich zu erkennen. Einen Augenblick lang glaubte Sharpe, sie würde versuchen, ihn aufzuhalten, als sie die schmalen Hände unter dem weißen Tuch hob, das von ihrem Hals hing, doch während er näher kam,

drehte sie sich zur Seite und ergriff eine kleine Glocke, die auf einem Eichentisch neben der Tür stand. Sharpe dachte, sie wolle ihn mit der Glocke schlagen, doch sie bimmelte damit. Sie flüchtete vor ihm durch die Tür, und das Bimmeln der Glocke war eine Warnung für die Nonnen, sich zu verstecken.

Er folgte der Oberin. Es war, als wäre eine Raubkatze hinter einer Glucke her. Er gelangte auf den oberen der beiden Kreuzgänge, und das Bimmeln der kleinen Glocke trieb weiß gewandete Frauen in verzweifelter Flucht auf Treppen und Türen zu. Trotz ihrer Panik und ihrer wilden Flucht blieben alle stumm, und nur das Bimmeln der Glocke sagte Sharpe, dass er nicht mit Taubheit geschlagen war als Strafe für seine schreckliche Sünde. Es hatte den Anschein, als wäre seine Stimme die einzige im Kloster, und er setzte sie ein. »Hélène!«

Es gab ein Dutzend Türen zur Auswahl. Irgendwo tief im Gebäude bimmelte immer noch die kleine Glocke. Er entschloss sich, dem Geräusch zu folgen. »Hélène! Hélène!«

Er gelangte in einen langen Gang, an dessen Wänden riesige, finstere Bilder hingen, die Märtyrerinnen zeigten, die das Schicksal erlitten, vor der das Bimmeln der Glocke jetzt die Nonnen warnte.

Sharpe stieß Türen auf. In der Kapelle kauerte eine Gruppe Nonnen mit dem Rücken zu ihm, und ihre Gewänder bewegten sich, wenn sie eine Perle des Rosenkranzes weiterschoben. Die Kerzen flackerten. »Hélène?«

Keine Antwort. Die Glocke bimmelte immer noch. Sharpe rannte eine Treppe hinunter und hörte das leise Tappen von Füßen, die über Fliesen huschten. Er fragte sich, wer in dem alten Gebäude Reparaturen ausführte. Ob die Nonnen die Wände strichen und Balken erneuerten? Vielleicht durften Männer ins Kloster, um die schwere Arbeit zu

erledigen, wie zweifellos ein Priester zu Besuch kam, um die Sakramente zu geben.

»Hélène!« Sharpe stieß die Türen zu leeren Kammern auf, verirrte sich in dem Gewirr schmaler Durchgänge und muffiger Räume. Als er eine Tür öffnete, starrte er entgeistert in ein Badezimmer. Eine Frau in einem weißen Unterhemd saß in einer Badewanne. Sie starrte ihn entsetzt an und setzte zu einem Schrei an, und Sharpe schloss hastig die Tür, bevor sie loskreischte.

Er ging durch eine andere Tür und fand sich in einem von Mauern umgebenen Küchengarten wieder. Die Wolken darüber waren grau. Es hatte zu regnen begonnen, und einige Hühner drängten sich in einer Ecke des Gartens an der Mauer, um Schutz vor dem Regen zu haben.

»Hélène!«

Wieder im Kloster, fand er das Refektorium, in dem lange Tische mit silbern glänzenden Tellern gedeckt waren. Die Jungfrau Maria auf dem großen Gemälde hob den Blick zur Balkendecke.

»Hélène! Hélène!«

Und diesmal antwortete ein Schrei, die erste menschliche Stimme, die Sharpe hörte, seit die Oberin die kleine Messingglocke ergriffen hatte, und Sharpe durchquerte den großen Raum und stieß eine Tür neben dem leeren, kalten Kamin auf.

Ein geschlachtetes Huhn verfehlte ihn um Haaresbreite. Es war nur halb gerupft, und Federn fielen auf die Schulter seines Schützenrocks.

Er befand sich in einer großen Küche. Die gewölbte Steindecke war geschwärzt von Jahrhunderten Rauch. Sharpe gegenüber stand ein Dutzend Nonnen, die nichts von der Furcht der anderen Nonnen im Kloster hatten. Das halb gerupfte Huhn war von einer großen, massigen Frau

mit gewaltigen Armen geschleudert worden, die jetzt ein zweites Huhn packte und damit ausholte.

Sharpe duckte sich. Das Huhn klatschte an die Wand hinter ihm. »Hélène!«

Er sah sie, und selbst hier, gefangen und trist, war ihre Schönheit überwältigend. Ihm stockte der Atem, und sein Puls beschleunigte sich, als bei ihrem Anblick Verlangen in ihm aufstieg.

Die verwitwete Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba starrte ihn an. Sie trug ein formloses graues Gewand, das Haar war hochgesteckt und wurde von einem grauen Band gehalten, und ihr Gesicht war völlig ungeschminkt. Eine Nonne hielt sie fest und presste ihr eine Hand auf den Mund, doch die Marquesa musste ihr in die Handfläche gebissen haben, denn die Hand zuckte zurück, und Hélène bäumte sich in der Umklammerung auf.

»Richard!« Sie starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an, als wäre er ein Geist.

Ein großer wabbeliger Ball aus Teig wurde Sharpe entgegengeschleudert. Er duckte sich wieder und drang weiter in die Küche vor. Die Nonne, die das Artillerie-Bombardement begonnen hatte, nahm eine Nudelrolle, die ihm so dick wie ein Kanonenrohr erschien. Sharpe ignorierte sie. Er schaute die Nonne an, die Hélène festhielt. »Lass sie los!«

Die andere Nonne klatschte einmal mit der Nudelrolle in die Handfläche der anderen gewaltigen Hand. Die Frau könnte von der Statur her Patrick Harpers Zwillingsschwester sein, dachte Sharpe. Ein Riesenweib. Gut, dass sie die Kirche gewählt hat, denn sonst hätte sie vermutlich irgendeinem armen Teufel das Leben zur Hölle gemacht. Sie trat furchtlos auf ihn zu und holte mit der Nudelrolle aus.

Wie kämpft man gegen eine Nonne?, durchfuhr es Sharpe. Den Säbel konnte er nicht ziehen, und er wagte nicht, sie mit der Faust zu schlagen, aber ein wuchtiger Schlag mit dem Nudelholz konnte ihm den Schädel spalten. Die Marquesa bäumte sich immer noch in der Umklammerung der Nonne auf. Sie erkannte anscheinend, in welcher Klemme er war, und rief ihm auf Spanisch zu: »Lass deine Hosen runter!«

Der Vorschlag schockierte die Dame mit der Nudelrolle. Sharpe nutzte ihre Schrecksekunde, sprang nach rechts und erwischte ein gerupftes Huhn am Hals. Er wirbelte es durch die Luft, und die nur halb ausgenommenen blutigen Innereien flogen durch die Küche und klatschten der Gegnerin ins Gesicht. Die Nonne kreischte und schwang die Nudelrolle. Sharpe hörte die Schreie der anderen Nonnen. Er sah die Nudelrolle herabsausen, wich zur Seite und rannte auf die Marquesa zu. Als er heranstürmte, bekam es die Nonne, die Hélène umklammert hielt, mit der Angst zu tun. Sie ließ die Marquesa los, und Hélène lief an Sharpes Seite.

»Hier lang!«

Die Nudelrolle verfehlte ihn nur knapp und streifte seinen Ärmel, als die Nonne sie auf den Tisch donnerte.

»Komm!« Sharpe hielt die Marquesa an der Hand und rannte, und dann zischte die Nudelrolle an seinem Kopf vorbei und knallte gegen die Küchentür.

Sie hetzten weiter. Ein Huhn klatschte ihm auf den Rücken, etwas Metallenes schepperte auf den Fliesen hinter ihm, doch dann war er im Refektorium und zog Hélène weiter zum anderen Ende des Speisesaals. Sharpe lachte, und Hélène lachte, und irgendwo im Kloster bimmelte immer noch die Glocke.

Es kann ein schwieriger Rückzug werden, dachte Sharpe. Er war tief in feindliches Gebiet vorgestoßen, hatte seine Trophäe geschnappt und musste nun zur Tür gelangen.

Aber niemand tauchte auf, um den Rückzug zu blockieren, und die gewaltige Nonne der Küche war nicht auf eine Verfolgungsjagd vorbereitet.

Sharpe schaute die Frau an seiner Seite an. Die Augen der Marquesa glänzten vor Aufregung. »Wolltest du befreit werden?«

»Sei nicht albern.« Sie lachte und führte ihn über einen langen Gang. »Mein Gott, Richard! Man sagte mir, du wärst tot!« Er lachte sie an, und ihre Hand war warm in seiner. »Woher wusstest du, dass ich hier bin?«

»Ein Engel hat es mir gesagt.«

Sie führte ihn weiter. Das Bimmeln hatte aufgehört. »Ich muss schrecklich aussehen.«

»Du siehst wunderschön aus.«

»Diese verdammten Weiber haben mir meine Kleidung abgenommen! Gott! Du solltest dir hier die Toiletten ansehen, Richard! Man muss sich die Nase zuhalten, wenn man pinkeln will. Ich hatte eine Woche lang Verstopfung! Man kann sich nicht baden, man kann sich kaum waschen. Ich habe mein Haar nicht gewaschen, seit ich hier bin. Kein Wunder, dass diese Weiber nicht heiraten, kein Mann könnte sie ertragen. O Gott!« Das galt der Oberin, die in der Halle wartete. Die Oberin war allein. Sie runzelte die Stirn.

»Du kannst nicht weggehen.«

Die Marquesa ignorierte sie. »Richard? Öffne die Tür.« Sie wies auf eine solide Eichentür an der Seite der Halle.

»Was ist da?«

»Um Himmels willen, tu es!«

Die Tür war verschlossen. Die Oberin protestierte, doch Hélène bestand darauf, dass Sharpe die Tür öffnete. Er trat sie ein, und Hélène schob sich an ihm vorbei. »Sie nahmen mir meine Juwelen, meine Kleidung, alles. Hier ist Schmuck für ein paar tausend Frauen!«

Sharpe lauschte, während sie Schubladen herauszog und Schränke öffnete. Er hörte das Rascheln von Stoff, das Klirren von Münzen, und er lächelte matt die Oberin an, die mit finsterer Miene dastand und nicht verhindern konnte, was geschah. Sharpe zuckte mit den Schultern. »Mein Präsident wird eine Entschädigung zahlen, Madam. Schreiben Sie ihm einfach.«

Die Marquesa fluchte heiter, und dann kehrte sie mit einem Bündel in die Halle zurück. Sie lächelte die Oberin an. »Ich werde wieder unkeusch sein. Jede Menge!« Sie lachte, ergriff Sharpes Hand, und er ging mit ihr zur aufgebrochenen Eingangstür.

Hélène trat über den großen Stein hinweg, der immer noch auf der Schwelle lag. »Himmel, es regnet! Mein Haar wird ruiniert!«

»Du sagtest, es muss gewaschen werden.« Sharpe erinnerte sich, dass er seinen Tschako auf dem Tisch in der Halle liegen gelassen hatte. Er holte ihn schnell.

Die Marquesa lachte. »Sind das unsere Pferde?«

»Ja.«

»Ich habe seit Jahren kein Pferd mehr geritten.« Sie ging hinaus und hielt ihr Gesicht in den Regen, als wolle sie den Geruch des Klosters wegspülen lassen. Sie lachte entzückt. »Wohin reiten wir?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann reiten wir zu Ich-weiß-es-nicht!« Sie wählte den Hengst Karabiner für sich, das bessere Pferd. Sie gab ihr Bündel Sharpe, saß auf und wartete, bis er sich auf Angels Pferd geschwungen hatte. Dann zog sie Karabiner zur offenen Grasebene hin und trieb den großen Rappen zum Galopp.

Sharpe holte sie ein. Sie wandte ihm das regennasse Gesicht zu und strahlte ihn an, erfüllt von der Freude, frei zu sein. Sharpe sagte sich, dass dies nicht der richtige

Zeitpunkt war, um von El Matarife zu reden. Hélène sah ihn an, lachte und streifte das graue Band von ihrem Haar. Sie warf das Band fort, und der Reitwind spielte in ihrer goldblonden Haarfülle. Sie war frei, sie war schön, und Richard Sharpe folgte ihr in seine ungewisse Zukunft.

KAPITEL 12

Sharpe hielt oben auf dem Pfad an, der von der Mesa hinabführte. Die Marquesa fror jetzt. Der Regen hatte ihr Gewand völlig durchnässt, sodass es an ihrem Körper klebte. Sharpe band seinen Mantel los, den er zusammengerollt hinter dem Sattel seines Pferdes festgebunden hatte, und legte ihn Hélène um die Schultern. Dann nahm er sein Fernrohr und spähte den Berg hinab. Er sah die Haarnadelkurve der Straße, wo Angel in seinem Versteck auf ihn wartete. Er konnte noch mehr sehen. Es lagen zwei Kiefernzweige neben der Straße, parallel dazu, und das sagte ihm, dass mindestens sechs Männer, aber weniger als neun an Angels Versteck vorbei hinaufgestiegen waren. Wenn die Zweige im rechten Winkel zueinander gelegen hätten, wäre das die Botschaft gewesen, dass die Männer die Straße weiter aufwärts in einem Hinterhalt lauerten, doch Angel hatte gesehen, dass sie den Gipfel des Bergs erreicht hatten.

Sharpe schob das Fernrohr zusammen. Er drehte sich im Sattel um und spähte hinter sich. Das Kloster war nicht mehr zu sehen. Diese nördliche Seite des Plateaus war unebenes Terrain, die kleinen Bäume wurden vom Regen gepeitscht, und irgendwo in der nassen Einöde aus Felsen, Gras und Büschen verbarg sich der Feind.

Sharpe grinste Hélène an. Ihr Haar klebte jetzt nass und flach am Kopf. »Wir haben Gesellschaft.«

»Wie meinst du das?«

»Feinde.«

Sie sagte ein Wort, das Sharpe nicht von einer Dame erwartet hätte, nicht einmal von einer wie der Marquesa,

die perfekt Englisch sprach wie ein halbes Dutzend anderer Sprachen, die sie fließend beherrschte. »Was machen wir jetzt?«

»Wir reiten runter.«

El Matarife tat genau das, was Sharpe getan hätte. Er wollte Sharpe auf dem steilen, gewundenen Pfad eine Falle stellen. Am Fuß des Hügels würden Männer den Pfad blockieren, und wenn sich Sharpe erst einmal auf dem Weg nach unten zur Straße befand, würden die Männer, die auf das Plateau gelangt waren, ihm hinunter folgen.

Die Marquesa schaute ihn vorwurfsvoll an. »Sind wir in Schwierigkeiten?«

»Ich bringe dich zurück zum Kloster, wenn du willst.«

»Himmel, nein! Wer sind diese Bastarde?«

»Partisanen.«

Sie nahm die Zügel und ritt an. »Weißt du, was sie mit mir machen werden?«

»Ich weiß, was sie mit dir machen *möchten*.«

Er folgte ihr. Der Pfad führte gewunden den Hang hinab. Er war von Fahrspuren zerfurcht, was bewies, dass Karren darauf gefahren waren, aber auf diesem steilen Hang musste es eine Albtraumfahrt gewesen sein.

Die Marquesa schaute Sharpe besorgt an. »Weißt du, was du tust?«

»Ich habe das die ganze vergangene Nacht geplant.«

Sie erschauerte. »Mir ist kalt.«

Es fiel ihm schwer, den Blick, von ihr zu nehmen. Ihr goldblondes Haar war normalerweise füllig und glänzend, doch nass vom Regen lag es flach wie ein goldener Helm um ihren Kopf. Das ließ ihre Züge irgendwie noch markanter und kraftvoller wirken. Sie hatte volle Lippen, große Augen und hohe Wangenknochen. Ihre Haut war weiß und rein.

Sie fing seinen Blick auf. »Hattest du mich vergessen?«

»Nein. Ich dachte, du hättest mich vergessen.«

»Das hättest du eigentlich auch denken müssen.« Sie lachte.

Er drehte sich im Sattel um und schaute zurück. Der Pfad war leer. »Was hast du hier gemacht?«

»Gott gesucht. Was dachtest du denn?«

»Du wurdest von der Kirche entführt?«

»Ja.«

»Warum?«

»Sie wollen mein Geld, Gott verdamme sie!«

»Warum hast du diesen Brief an deinen Mann geschrieben?«

Sie schaute ihn mit ihren großen grauen Augen unschuldig an. »Sei nicht langweilig, Richard.«

Er lachte. Er war wegen dieser Frau durch halb Spanien geritten, hatte die Tür eines Klosters eingeschlagen, und jetzt riskierte er es, dem Schlächter in die Hände zu fallen, und sie hielt ihm vor, langweilig zu sein.

Sie lächelte, als er lachte. »Bist du deshalb gekommen? Wegen des Briefs?«

»Zum Teil.«

»Was ist der andere Teil?«

Sharpe fühlte sich verlegen. »Ich wollte dich wiedersehen.«

Er wurde mit einem Lächeln belohnt. »Wie nett von dir, Richard. Hast du Luis getötet?«

Er nahm an, Luis war ihr Mann gewesen. »Nein.«

»Warum sagte man dann, du wärst aufgehängt worden?«

Er zuckte mit den Schultern. Es war zu kompliziert, alles zu erklären. Er blickte wieder zurück und sah hinter dem Schleier des Regens Bewegung. Die Marquesa musste

etwas gespürt haben, denn sie schaute ebenfalls zurück. »Sind sie das?«

»Ja.«

»Sollten wir galoppieren?«

»Sie werden die Straße blockiert haben.«

»O Gott!« Sie starrte Sharpe an. »Bist du sicher, dass du weißt, was du tust?«

»Ja.« Mindestens sieben Mann waren hinter ihm. Zwei würden bestimmt sterben, und mit ziemlicher Sicherheit ein Dritter. Bleiben also noch vier, mit denen er fertig werden musste. Er sagte in zuversichtlichem Tonfall: »Du wirst in ein paar Minuten schnell sein müssen.« Sie zuckte mit den Schultern. Er sah ihr an, dass sie fror. »Und du wirst einen langen, kalten Tag vor dir haben.«

»Ich nehme an, das ist besser, als eine Ewigkeit lang diese Toiletten zu ertragen. Sie wollten, dass ich sie saubermache! Kannst du dir das vorstellen? Es war schlimm genug, eine Küchenmagd zu sein! Ganz zu schweigen von einer verdammten Putzfrau!«

Er trieb das Pferd zum Trab. Die Männer hinter ihm waren etwa zweihundert Yards entfernt. Sie beeilten sich nicht, fühlten sich sicher in dem Wissen, dass sie Sharpe den gewundenen Pfad hinabtrieben, auf den Hinterhalt zu.

Er ritt um eine Biegung, und etwa hundert Yards hangabwärts war die Stelle, an der Angel versteckt war. »Siehst du den überhängenden Felsen?«

»Ja.«

»Dort wirst du absitzen und dich verbergen. Da ist ein Junge. Geh hinter ihm in Deckung und verhalte dich still.«

Sie zupfte an ihrem nassen Haar und sagte spöttisch: »Jawohl, Sir.«

Sharpe war in der Nacht diese Strecke auf und ab gegangen. Er hatte sogar auf das erste Tageslicht gewartet, um sich das Gewirr der Felsen aus der Sicht des Feindes

anzusehen. Als er jetzt vorausspähte, sah er kein Anzeichen auf Angel, aber das war gut.

Er schaute zurück. Der Feind war außer Sicht, verborgen hinter der Biegung und Wacholderbüschen. Er ritt schneller. »Du weißt, was du zu tun hast?«

»Du hast es mir soeben gesagt, Richard. Ich bin nicht völlig blöde.«

Im Morgengrauen hatte sein Plan tollkühn gewirkt. Jetzt, im kalten Regen, war er nur eine verzweifelte Hoffnung, aber er musste es versuchen. Er fragte sich, ob er Hélène Anweisungen geben sollte, was sie zu tun hatte, wenn er scheiterte, aber er entschied sich dagegen. Wenn er keinen Erfolg hatte, würde sie geschnappt werden, wie verzweifelt sie auch über den Hügelhang flüchten würde. Er musste ihr jetzt einfach Zuversicht geben. Er gelangte zu einer Biegung des Pfads, nahm Hélène die Zügel aus der Hand und forderte sie auf, abzusitzen.

Er schaute ihr dann nach, als sie zu den überhängenden Felsen lief und sich hindurchzwängte. Es sah aus, als gebe es dort eine Höhle, doch es war nur eine Lücke zwischen den großen Felsbrocken gegenüber der Biegung. Hélène verschwand.

Sharpe brachte die Pferde den Pfad hinunter zu einer kleinen ebenen Fläche, wo er sie verstecken konnte. Er band die Zügel an eine Baumwurzel und verknotete sie, damit sich die Tiere nicht losreißen konnten, wenn sie von plötzlichen Schüssen erschreckt wurden. Dann kletterte Sharpe auf die Felsen.

Er hatte das in der Nacht getan und konnte es jetzt wiederholen, doch nun waren die Felsen glitschig vom Regen. Einmal rutschte er ab und stieß mit dem Oberschenkel gegen eine Schroffe, doch dann war er über den Rand der Felsen hinweg und in der Mulde unter den Büschen, in der es nach fauligem Laub roch.

Er schlängelte sich den Hang aufwärts, fast bis auf eine Höhe mit dem Pfad. Dann lauschte er auf den Feind. Er wollte, dass sie an den Felsen und dem dunklen Überhang vorbei in die Biegung ritten, bevor sie erkannten, dass sie in einen Hinterhalt geraten waren.

Sharpe hörte nur das Prasseln des Regens.

Er zog seinen Säbel und legte sich zwischen den Büschen flach hin.

Hufschlag näherte sich, und dann hörte er die Partisanen lachen. Der Regen rauschte. Sharpe war froh darüber. Das Wasser würde ihre Musketen nutzlos machen, während Angel, versteckt im Dunkel zwischen den Felsen, mit zwei trockenen und geladenen Gewehren bewaffnet war.

Sharpe fragte sich, ob der Junge auf seine eigenen Landsleute schießen würde. Das würde er gleich erfahren, und er würde feststellen, ob Angel ihm wirklich vertraute. Der Hufschlag näherte sich, klang jetzt auf dem Pfad unmittelbar über Sharpe, und er hörte einen der Männer sagen, dass er den Engländer nicht sehen konnte.

»Die sind irgendwo dort«, sagte ein anderer Mann.

Sharpe hörte, dass die Pferde zu traben begannen, als sie um die Biegung herum kamen. Er zog langsam die Beine an. Er konnte die Reiter jetzt sehen. Sieben Männer mit dicken Umhängen, von denen Regen tropfte. Sie hatten Musketen, aber Sharpe konnte nicht sehen, ob sie die Schlösser mit Lappen umwickelt hatten, um sie vor der Feuchtigkeit zu schützen. El Matarife war offenbar nicht bei dem kleinen Trupp.

Der Mann an der Spitze ritt jetzt unterhalb von ihm. Sharpe wartete.

Jetzt sollte Angel schießen, dachte er, bevor sie die angebundenen Pferde entdecken. Der Regen tropfte von den Blättern der Büsche auf ihn, die Männer passierten ihn

und immer noch fiel kein Schuss. Der Griff des Säbels war feucht in seiner Hand.

Ein Mann fluchte über den Regen, ein anderer mutmaßte, dass der Engländer in dem Wissen, dass er sterben würde, angehalten hatte, um sich mit der Hure zu vergnügen. Sie lachten, und der erste Gewehrschuss krachte.

Sharpes Stiefel rutschte auf dem nassen Boden ab. Er ermahnte sich, nichts zu übereilen, und stemmte sich wieder hoch. Dann stand er auf dem steilen Hang, die Stiefel in Höhe der Köpfe des Feindes, und er sprang.

Ein Mann lag mit einer Kugel im Rücken auf dem Boden. Die anderen zuckten erschrocken herum und fummelten an ihren Musketen. Sharpe fiel, und sein Säbel traf den letzten Mann, der nur noch eine Hand hochreißen und schreien konnte, bevor ihn die Klinge traf.

Sharpe landete hart, rollte sich ab und sprang auf. Er tötete den Mann, den er mit dem Säbelhieb verwundet hatte. Das Pferd scheute, der Partisan stürzte aus dem Sattel, und Sharpe packte die Zügel und zog das Pferd zu sich. Er hieb mit dem Säbel nach einem anderen Mann, streifte dessen Pferd an der Kruppe und jagte es den Hang hinab. Sharpe schrie wie ein Dämon, versuchte, die Männer durch seinen wilden Schrei den Pfad hinabzutreiben.

Der Mann an der Spitze hatte kehrtgemacht und einen Degen gezogen. Er rief seinen Gefährten zu, ihm Platz zu machen. Sein Mund war noch offen, als Angels zweite Kugel ihn traf. Er stürzte rücklings vom Pferd, und der Regenschleier färbte sich plötzlich rötlich. Seine Gefährten starrten entsetzt.

Sharpe nutzte die Zeit und schwang sich in den Sattel des erbeuteten Pferdes. Er zog das Tier herum und griff die verbliebenen Partisanen mit dem Säbel an. In dem Moment, in dem er im Sattel war, wusste er, dass der Hinterhalt funktioniert hatte, und jetzt war er von wilder Kampfeslust erfüllt.

Ein Hammer schlug nutzlos auf Stahl, denn das Musketenpulver war vom Regen in grauen Brei verwandelt worden. Vier Männer machten Front zu Sharpe, und er trieb das Pferd auf sie zu, mit erhobenem Säbel und schreiend. Er drosch mit dem Säbel einen erhobenen Degen zur Seite, stieß dem Mann die Klinge zwischen die Rippen und riss sie frei. Ein Musketenkolben knallte gegen seinen linken Arm. Sharpe parierte das Pferd mit der Hand, die plötzlich wie betäubt war. Er stellte sich in den Steigbügeln auf, stieß einen Kriegsschrei aus und fegte den Partisan mit einem Säbelhieb aus dem Sattel. Ein dritter Gewehrschuss fiel zwischen den nassen Felsen.

Gott segne den Jungen, dachte Sharpe. Angel hatte so schnell wie jeder Schütze aufgeladen. Ein weiterer Mann stürzte getroffen aus dem Sattel. Das Pferd ging durch und schleifte den Mann mit, dessen Fuß noch im Steigbügel hing.

Sharpe parierte den Hieb eines Partisans, der die Muskete wie eine Keule schwang, mit dem Säbel. Er fetzte Holz aus dem Kolben der Muskete, und dann stach er den Feind mit dem Säbel nieder. Blut lief warm über seine Hände, als er die Klinge zurückriss, den Hieb eines anderen Gegners parierte und hinabhackte. Der Feind jagte den Hügel hinab.

Sharpe trieb das Pferd mit den Hacken an und preschte hinter den Partisanen her. Sie hörten ihn kommen und hatten Angst. Ein verwundeter Mann zügelte sein Pferd, das scheute und ausglitt und den schreienden Reiter abwarf, und Sharpe tötete ihn, jagte an ihm vorbei und griff den letzten unverwundeten Mann mit dem Säbel an. Der Partisan schrie auf, als ihn die Klinge traf, und krümmte sich, und Sharpe riss den Säbel frei.

Er parierte das Pferd.

Sein Angriff war so plötzlich und wild gewesen, wie eine Attacke sein sollte. Sharpe neigte sich zur Seite, schnappte

sich die Zügel eines anderen Pferdes und ritt den Hang hinauf. Jetzt musste es schnell gehen.

»Angel!«

»Señor?«

Sharpe jagte die Pferde über den Pfad hinauf. »Du bist ein Engel! Ein verdammt guter Engel!« Er hatte es auf Englisch gerufen. Jetzt versuchte er es ungefähr auf Spanisch zu übersetzen, und er wurde von einem breiten Grinsen des Jungen belohnt, der sich aus den Felsen herauszwängte. Sharpe lachte. »Du bist so gut wie jeder Schütze!«

»Besser!«

»Du bist besser!« Sie lachten beide. »Hol die Pferde!«

Angel warf Sharpe sein Gewehr zu, und er schlang es über die Schulter. »Hélène!«

Sie kam langsam aus der Felsspalte hervor. Sie starrte auf die Männer, die reglos auf dem Pfad lagen und deren Blut bereits vom Regen weggespült wurde und in den Fahrspuren versickerte. Dann blickte sie zu Sharpe. Sie lächelte. »Ich habe dich noch nie so kämpfen gesehen!«

»Du wirst noch mehr sehen, wenn du dich nicht beeilst.«

»Du warst wundervoll!«

»Hélène, um Himmels willen! Beeil dich! Was machst du da?«

Sie lief an ihm vorbei. »Ich will eines von diesen Fellen! Mir ist es verdammt kalt!«

Sie zerrte an dem Fellumhang eines Toten und ächzte, weil das Gewicht des Leichnams schwer auf dem Fell lag. Sharpe neigte sich aus dem Sattel, um ihr zu helfen. Er lachte, als sie sich den Fellmantel um die Schultern hängte. Es sah sonderbar aus, eine solche Schönheit mit einem solch primitiven und zu weitem Fell zu sehen.

El Matarife war nicht bei den sieben Männern gewesen. Vermutlich war der Partisanenführer am Fuß des Berges. Er hatte wahrscheinlich die Schüsse gehört, aber es würde ein paar Minuten, vielleicht sogar eine halbe Stunde dauern, bis er wusste, was geschehen war. Dann würde ihm jedoch klar werden, was Sharpe vorhatte, und er würde die Verfolgung aufnehmen. Sharpe half Hélène in Karabiners Sattel. Jeder Augenblick war jetzt wertvoll.

Sharpe hatte jetzt vier Pferde, und er führte sie über den Hang, fort von den Toten, auf das Plateau hinauf.

»Wohin reiten wir, Richard?«, fragte Hélène.

»Zur anderen Seite hinunter. Dort gibt es einen Ziegenpfad.« Er hatte das Plateau erkundet, bevor er zum Kloster geritten war, und den Ziegenpfad entdeckt.

»Und dann?«

»Wir reiten so weit wie wir können! Wir haben den Bastarden einen halben Tag Vorsprung abgenommen, aber sie werden uns folgen.« Er sagte ihr nicht, dass niemand schneller im Bergland vorankam als Partisanen. Die Verfolgung würde unerbittlich und ihre Rache schrecklich sein, wenn er ihnen nicht entkommen konnte.

Hélène schaute zu, als er das Blut von seinem Säbel an der Satteldecke des Pferdes abwischte. »Danke, Richard!«

»Bedank dich bei Angel! Er hat drei von ihnen erwischt.«

Angel wurde rot. Er starrte die Marquesa mit hundeartiger Unterwürfigkeit an. Sharpe lachte. Dann führte er sie den Berg hinauf und südwärts auf die fernen Täler zu.

Sharpe fühlte sich wunderbar. Er hatte es geschafft! Er war weit durch Spanien geritten und hatte diese Frau aus dem Kloster des Himmels befreit, er hatte gegen ihre Feinde gekämpft, und er würde sie in Sicherheit bringen. Er würde die Antworten auf seine Fragen finden und sein Leben wieder in die richtige Bahn lenken, aber zuallererst,

weil es in diesem Moment das Wichtigste von allem zu sein schien, würde er herausfinden, ob Hélène sich verändert hatte.

Er sah die schöne Frau an, und als sie lächelte, war es, als hielte sie all sein Glück in ihren Händen. Zum ersten Mal seit Monaten war Richard Sharpe mit der Welt zufrieden.

KAPITEL 13

Die Marquesa stöhnte und schloss die Augen. Sie drehte den Kopf auf dem Kissen und öffnete die Lippen gerade genug, dass Sharpe die weißen Zähne sehen konnte. Das Feuer rauchte im Kamin. Regen trommelte gegen das kleine Fenster, durch das Sharpe, verschwommen durch Regenschleier, Kerzenschein in einem Häuschen auf der anderen Straßenseite sehen konnte.

»O Gott, o Gott, o Gott!« Die Marquesa drehte den Kopf mit dem goldfarbenen Haar wieder auf dem Kissen. »O Gott!«

Sharpe lachte. Er schenkte ihr Wein ein und stellte das Glas neben das Bett. Eine Talgkerze in einem eisernen Halter rauchte über der schwachen Flamme. »Wein für dich.«

»O Gott.«

Sie waren geritten, bis sie ein Pferd hatten aufgeben müssen, bis selbst die beiden guten britischen Pferde am Ende ihrer Kraft gewesen waren, bis die Oberschenkel der Marquesa, die nicht an den Sattel gewöhnt war, wund gescheuert waren. Sie öffnete blinzelnd die Augen. »Bist du nicht wund?«

»Ein bisschen.«

»Ich will nie wieder auf einem verdammten Pferd sitzen. Nie wieder!« Sie kratzte sich an der Hüfte. »Verdammtes Kaff, verdammtes Spanien, verdammtes Wetter! Was ist das?«

Sharpe hatte eine Metalldose auf den grob gezimmerten Tisch gestellt. »Fett.«

»Wofür, um Himmels willen?«

»Für die wunden Stellen. Reib es ein.«

Sie rümpfte die Nase und kratzte sich abermals. Sie lag auf dem Bett, zu erschöpft, um sich zu bewegen, zu mitgenommen, um es zu bemerken, als Sharpe Anweisungen gegeben hatte, ein Feuer im Kamin zu machen, Essen vorzubereiten und Wein zu bringen.

Sie waren in diesen Ort im Bergland gelangt, in dem es eine Kirche, einen Marktplatz, ein Gasthaus und einen Bürgermeister gab, der beeindruckt davon war, dass ein britischer Offizier hierher zu Besuch kam. Sharpe, der El Matarife fürchtete, wäre lieber weitergeritten, um tief im Land ein Versteck zum Übernachten zu suchen, aber die Marquesa war einfach am Ende ihrer Kräfte gewesen. So riskierte er es, im Gasthaus des Ortes zu übernachten, und er hoffte, dass El Matarife, wenn er so weit kommen sollte, von den Bewohnern der Ortschaft daran gehindert werden würde, sich die Marquesa wieder zu schnappen. Sharpe sagte sich, dass dies nicht der richtige Zeitpunkt war, um der Marquesa zu sagen, dass er vorhatte, sehr früh am Morgen weiterzureiten.

Sie stemmte sich auf einen Ellbogen auf und sah sich angewidert in dem Zimmer um. »Ich habe noch nie, nie, in einer so schrecklichen Bude übernachtet.«

»Ich finde es ganz gemütlich hier.«

»Du hattest noch nie einen gehobenen Geschmack, Richard. Abgesehen bei Frauen.« Sie ließ sich zurücksinken. »Ich nehme an, die Hoffnung auf ein Bad ist sinnlos?«

»Es wird vorbereitet.«

»Wirklich?« Sie drehte den Kopf und sah ihn an. »Richard, du bist himmlisch!« Ihr Lächeln verschwand, und sie kratzte sich wieder. »Dieses verdammte Unterhemd! Ich hasse es, Wolle zu tragen.«

Sharpe hatte das Kleid, das sie aus dem Kloster gerettet hatte, beim Kamin aufgehängt. Ihre Juwelen und Schmuckstücke lagen auf dem Tisch. Sie blickte auf das Kleid. »Nicht gerade passend für eine wilde Flucht, wie?« Sie lachte und schaute zu, während Sharpe seinen nassen Uniformrock auszog. »Ist dein Hemd das, was ich dir geschenkt habe?«

»Ja.«

»Habt ihr keine Wäscherei in der britischen Armee?«

»Die konnte nicht mitkommen.«

»Armer Richard.« Sie kostete den Wein und schnitt eine Grimasse. »Eines Tages, Richard, werde ich ein Haus an der Loire haben. Ich werde eine Insel im Fluss besitzen, und junge Männer werden mich zu meiner Insel rudern, wo ich Lerchenpastete und Honig essen und an heißen Tagen kühlen Wein trinken werde.«

Er lächelte. »Deshalb willst du deine Wagen haben?«

»Deshalb will ich meine Wagen haben.«

»Und deshalb hat die Kirche dich festgenommen?«

Hélène nickte. Sie schloss von Neuem die Augen. »Sie arrangierten alles. Luis hatte niemanden außer mir, dem er sein Geld vermachen konnte, und sie fanden das verdammte Testament mit der Klausel, die besagt, dass alles an die Kirche fällt, wenn ich ins Kloster gehe. Ganz einfach!« Sie lächelte matt. »Ziemlich gerissen von ihnen.«

»Und warum hast du den Brief geschrieben?«

Sie winkte lässig ab. »O Richard!« Sie schaute ihn an und seufzte ungeduldig. »Sie wollten Luis' Tod, nicht wahr? Sie sagten mir, sie wollten ihn bestrafen, ich weiß nicht, warum. Ich hatte keine Ahnung, was los war, und ich sagte mir, es macht dir nichts aus, ihn zu töten. Er war für niemanden jemals von großem Nutzen.« Sie lächelte Sharpe an. »Ich hätte nie gedacht, dass ich dich damit in Schwierigkeiten bringe, Liebling. Ehrlich! Ich werde dir einen Brief für

Arthur schreiben und ihm erklären, dass du unschuldig bist. Was hast du nur durchmachen müssen!« Sie runzelte wieder die Stirn und kratzte sich unter dem grauen Unterhemd.

»Hélène.«

Sie sah ihn an, betroffen vom ernsten Klang seiner Stimme. Sie hoffte, er würde ihre Lügen nicht anzweifeln. Sie war zu müde. »Richard?«

»Es liegt nicht an der Wolle.«

»Es liegt nicht an der Wolle?«

»Das Jucken.«

»Wovon redest du?«

Er wies auf den Fellumhang, den sie dem toten Partisan abgenommen hatte. »Du hast Gäste.«

Sie starrte ihn misstrauisch an. »Gäste?«

»Flöhe.«

»O Gott!« Sie setzte sich mit plötzlicher Energie auf und zog den Unterrock über die Knie. Mit gerunzelter Stirn schaute sie auf ihre nackte Haut. »Flöhe?«

»Höchstwahrscheinlich.« Er blickte auf ihre Schenkel und fragte sich, warum Hélène ihn angelogen hatte. Er war überzeugt davon. Es musste mehr an dem Brief sein, den sie ihrem Mann geschrieben hatte, als einfach das Drängen der Kirche, die ihr Vermögen haben wollte. Er spürte jedoch, dass er ihre Erklärung hinnehmen musste, weil er nicht clever genug war, um die Wahrheit aus ihr herauszubekommen.

Sie zog den Unterrock höher und spähte auf ihre Beine. »Hölle und Verdammnis! Flöhe? Ich kann keine sehen.«

»Das wirst du auch nicht.«

Sie strich den Unterrock hinunter. »Ich werde sie nie loswerden!«

»Doch, das wirst du.«

»Wie?«

»Ganz einfach mit einem Stück Seife.«

»Ich wasche sie einfach weg?«

Sharpe grinste. »Nein.«

Jemand klopfte an die Falltür, die der Eingang zu dieser Kammer war. Sharpe schob den Riegel zurück, stieß die Klapptür hoch, und die Frau des Gasthausbesitzers schob ihm eine große Zinnwanne entgegen. Er nahm sie und sah die Eimer mit dampfendem Wasser am Fuß der Leiter stehen. »Haben Sie Handtücher?«

»Si, Señor.« Sharpe sah Angel neben dem Kaminfeuer am Ende des Hauptraums stehen. Der Junge schaute unglücklich zu ihm hinauf. Er war eifersüchtig, weil der Schützenoffizier im Zimmer der Marquesa war. »Und ich möchte Seife.«

»Si, Señor.« Die Marquesa saß jetzt mit gespreizten Beinen auf dem Bett. »Was mache ich mit der Seife?«

»Du befeuchtest eine Stelle, jagst die Flöhe dorthin und betupfst sie damit. Sie bleiben an der Seife kleben. Das geht zwanzigmal schneller, als wenn du versuchst, sie mit der Hand zu fangen.« Er nahm den ersten Eimer mit dampfendem Wasser und leerte ihn in die Wanne.

Hélène sah ihn ungläubig an. »Und wenn sie mir auf den Rücken kriechen?«

Sharpe lachte. »Die Gastwirtin wird dir helfen. Sie will keine Flöhe im Bett haben.« Insgeheim hätte es ihn überrascht, wenn nicht bereits Flöhe im Bett waren, doch es war möglich, dass dieses einzige richtige Schlafzimmer des Gasthauses sauber war.

»Diese Frau soll mir helfen?«

»Warum nicht?«

»Himmel, Richard! Sie darf nicht wissen, dass ich Flöhe habe! Du wirst mir helfen müssen.« Sie zuckte mit den Schultern. »Du hast mich oft genug nackt gesehen.«

Er schüttete das Wasser des zweiten Eimers in die Wanne. »Jawohl, Madam.«

»Das wolltest du, nicht wahr? Eine Belohnung für den Retter? Ritten nicht deshalb die Ritter herum und retteten Frauen? Nur dass sie das, was sie wollten, als Gral bezeichneten, was eine schönere Bezeichnung ist als manches, was ich gehört habe.«

»Jawohl, Ma'am.«

Sie lachte über sein Grinsen. »Du hast mir gefehlt. Ich habe mich oft gefragt, was du so treibst. Ich stellte mir vor, dass du mit grimmiger Miene durchs Leben gehst und all die reichen jungen Offiziere zu Tode erschreckst.« Sie verzog das Gesicht. »Ich habe nicht mal einen Kamm, ganz zu schweigen von einer Bürste! Ist das alles Wasser, was man mir gibt?«

»Es kommt noch mehr.«

»Gott sei Dank.« Sie legte sich zurück aufs Bett. »Ich könnte einen Monat lang schlafen. Ich will nie mehr ein verdammtes Pferd reiten.«

Sharpe hob weitere Eimer mit Wasser in das Zimmer. »Du wirst morgen eines reiten müssen.«

»Nein, das tue ich nicht!«

»Ich kann dich auch für El Matarife zurücklassen.«

»Er könnte mich nicht wunder machen, als ich schon bin.« Sie drehte den Kopf und schaute Sharpe durch den Dampf an. »Das mit deiner Frau tut mir leid, Richard.«

»Ja.« Er wusste nicht, was er sonst zu solch unvermitteltem Mitgefühl sagen sollte.

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich kann nicht sagen, dass es mir um Luis leid tut. Es kommt mir irgendwie noch unwirklich vor, eine Witwe zu sein.« Sie lachte leiser. »Eine reiche Witwe, wenn dieser Bastard mir nicht alles stiehlt.«

»Der Inquisitor?«

»Der verdammte Inquisitor. Padre Hacha. Ist das Bad bereit?«

»Nur die Handtücher fehlen noch.«

Er nahm die Leinentücher von der Wirtin entgegen und schloss die Falltür. »Ihr Bad ist bereit, Ma'am.«

»Du wärst eine verdammt schreckliche Zofe, Richard.«

»Ich bin erleichtert, das zu hören.«

»Lass das Wasser ein bisschen abkühlen. Ich habe schon Flohbisse und bin wund, da will ich mich nicht auch noch verbrühen.« Sie setzte sich auf die Bettkante, stützte das Kinn in die Hände und sah Sharpe an. »Was tun wir jetzt, Richard?«

»Was willst du denn tun?«

»Ich möchte nach Burgos.«

Er war enttäuscht. Er hatte irgendwie – und dummerweise, das war ihm klar – gehofft, sie würde mit ihm zur Armee zurückkehren. »Wenn die Franzosen noch dort sind«, sagte er zweifelnd.

Sie zuckte mit den Schultern. »Wo auch immer sie sind, dorthin will ich. Denn wo sie sind, da sind meine Wagen.«

»Wird man dich nicht wieder festnehmen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Die Kirche kann das kein zweites Mal machen.« Sie dachte an Général Verigny. »Ich werde nicht zulassen, dass die Bastarde das noch mal machen.« Sie neigte sich zur Wanne und hielt prüfend die Hand ins Wasser. »Hast du die Seife?«

»Ich bin bereit und willig, Ma'am.«

Sie grinste und kreuzte die Arme, um den Unterrock über ihren Kopf zu ziehen. Sie lachte über seine Miene und zog langsam den grauen Unterrock hoch und über ihren Kopf. »Mir ist kalt.«

»Unsinn. Stell dich in die Wanne.«

Zehn Minuten lang, begleitet von unschicklichem Gelächter, jagte er auf ihrem nackten Körper Flöhe. Hélène beschwerte sich, dass es kitzelte, als er ihren Körper nach Flöhen erkundete. Er tupfte Seife auf die Flöhe und zerdrückte sie dann zwischen den Fingernägeln. Als er den letzten Floh gefunden hatte, bestand Hélène darauf, *ihn* nach Flöhen abzusuchen, und als sie das erledigt hatten, lag sie auf dem Bett und fluchte über ihre wund gescheuerten Oberschenkel. Sein Gesicht war an ihr Haar geschmiegt, ihre Arme waren um ihn geschlungen und ihre Finger betasteten die Narben auf seinem Rücken, die von früheren Peitschenhieben zurückgeblieben waren. Sie küsste seine Wange. »Armer Richard, armer Richard.«

»Wieso?«

»Armer Richard.« Sie küsste ihn abermals. »Ich hatte es vergessen.«

»Was hattest du vergessen?«

»Schon gut. Glaubst du, das verdammte Wasser ist kalt geworden?«

Es war noch lauwarm, und sie seifte sich ein, wusch ihr Haar und lehnte sich dann mit dem Kopf zurück an die Wand. Sie sah Sharpe an, der nackt auf dem Bett lag. »Du siehst glücklich aus.«

»Das bin ich auch.«

Sie lächelte traurig. »Es ist nicht viel nötig, um dich glücklich zu machen, oder?«

»Ich dachte, es war sehr viel.«

Später, als sie gegessen und jeder eine Flasche Wein getrunken hatten, lagen sie zusammen auf dem Bett. Das Feuer im Kamin war warm, und die Marquesa rauchte eine Zigarre, die sie vom Gastwirt gekauft hatten. Sharpe hatte vergessen, dass Hélène gern rauchte. Sie hatte eine Hand auf seinen Unterleib gelegt und spielte mit den Härchen. »Wird dieser Mann hierher kommen?«

»Ich bezweifle es. Der Alcalde sagte Nein.«

Der Bürgermeister hatte erklärt, dass der Ort zu dem Bereich eines anderen Partisanenführers gehörte, der nichts von El Matarife hielt.

Hélène schaute Sharpe an. Ihr Haar war fast getrocknet und umrahmte golden ihr Gesicht. »Hast du jemals gedacht, dass du mich wiedersehen würdest?«

»Nein.«

»Ich habe mit einem Wiedersehen gerechnet.«

»Tatsächlich?«

»Ich glaube, ja.« Sie blies einen Rauchring und begutachtete das Ergebnis kritisch. »Aber ich hätte nicht gedacht, dass wir uns in einem Nonnenkloster wiedersehen.« Sie lachte. »Ich konnte erst nicht glauben, dass du das bist. Zunächst einmal hielt ich dich für tot, aber selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, hätte ich nie mit deinem Auftauchen gerechnet. Ich glaube, das war das Schönste, was jemals einer für mich getan hat.«

Sie erzählten sich, was seit dem Sommer in Salamanca in ihrem Leben geschehen war. Sharpe hörte gebannt ihre Schilderungen von Palästen, in denen sie gewesen war, und von Bällen, die sie besucht hatte, und er verbarg seine Eifersucht, die er empfand, wenn er sich Hélène in den Armen anderer Männer vorstellte. Er versuchte sich einzureden, dass es unsinnig war, wegen der Marquesa eifersüchtig zu sein, denn dann konnte man ebenso gut eifersüchtig wegen des Windes sein, der sich dreht.

Er sprach von seiner Tochter. Er erzählte Hélène vom Winter am Tor Gottes, dem Hochtal mit dem Pass, von der Schlacht, vom Tod seiner Frau Teresa.

Hélène setzte sich auf, um Wein zu trinken. »Du warst ziemlich unbeliebt bei uns.«

»Wegen der Schlacht?«

Sie lachte. »Ich war sehr stolz auf dich, aber ich wagte nicht, es zu sagen.« Sie reichte ihm die Weinflasche. »Du hast also all dein Geld deiner Tochter gegeben?«

»Ja.«

»Richard Sharpe, du bist ein Dummkopf. Eines Tages werde ich dir beibringen müssen, wie man überlebt. Du bist also wieder arm?«

»Ja.«

Sie lachte. Sie sprach von dem Geld, das die französische Armee mit sich führte, die sich auf dem Rückzug befand, nicht von ihrem eigenen Vermögen, sondern von den Hunderten von Wagen, die in Burgos gesammelt worden waren. »Du kannst es nicht glauben, Richard! Sie haben jedes Mönchskloster ausgeplündert, jeden Palast, jedes Haus von hier bis Madrid! Da sind Gold, Silber, Gemälde, Tafelgold und Tafelsilber, Münzen, Juwelen, Seide, Schmuck …« Sie hielt kopfschüttelnd in der Aufzählung inne. »Es ist das Vermögen des spanischen Reichs, Richard, und alles wird nach Frankreich gebracht. Die Franzosen wissen, dass sie verlieren, und so nehmen sie alles mit.«

»Wie viel?«

Sie überlegte. »Fünf Millionen?«

»Francs?«

»Pfund, Liebling. Englische Pfund.« Sie lachte über seine Miene. »Mindestens!«

»Das kann nicht sein.«

»Und ob.« Sie warf den Zigarrenstummel ins Feuer. »Ich habe es gesehen!« Sie lächelte ihn an. »Dein lieber Arthur möchte dieses Vermögen in die Finger bekommen, nicht wahr?« Zweifellos würde Wellington liebend gern den französischen Bagagezug erbeuten, dachte Sharpe. Hélène lachte auf. »Aber er wird das Vermögen nicht bekommen. Denn das ist alles, was unsere Armee schützt.« Sie hob ihr

Weinglas. »Alles für uns, Liebling. Die Verlierer bekommen alles.«

»Wirst du deine Wagen mit der Fracht wiederbekommen?«

»Ja, ich werde sie wiederbekommen.« Sie sagte es verbissen. »Und ich werde einen Brief schreiben, durch den du deinen Rang zurückerhältst. Was soll ich schreiben? Dass der Inquisitor Luis umgebracht hat?« Sie kicherte. »Vielleicht war er der Mörder! Oder sein Bruder.«

»Sein Bruder?«

Sie blickte ihn an. »El Matarife«, sagte sie wie zu einem dummen Kind.

»Die sind Brüder?«

»Ja. Er kam und starrte mich in der Kutsche an.« Sie erschauerte. »Dieser Bastard!«

Sharpe nahm an, dass es einen Sinn ergab. Warum sonst würde sich der Partisan in diesen fernen, unwirtlichen Bergen aufhalten, wenn nicht, um seinem Bruder einen Gefallen zu erweisen? Trotzdem war es erstaunlich, dass der bärtige, brutale Mann der Bruder eines Priesters war. Sharpe sah die Schönheit neben sich an. »Schreib um Himmels willen, dass dein anderer Brief nicht der Wahrheit entsprach.«

»Selbstverständlich werde ich das schreiben. Ich werde sagen, eine Nonne drohte mir, mich zu vergewaltigen, wenn ich es nicht schreiben würde.« Sie lächelte. »Es tut mir leid, dass ich dir das angetan habe. Es war gedankenlos von mir.«

»Es macht nichts.«

»Doch, es macht etwas. Ich habe dich in schlimme Schwierigkeiten gebracht. Aber ich dachte, du würdest überleben.« Sie lächelte glücklich. »Und ohne diesen Brief wären wir nicht hier, oder?«

»Stimmt.«

»Und du könntest mir nicht die Schenkel mit Fett einreiben, oder?« Sie reichte ihm die Dose mit Fett, und Sharpe, gehorsam wie immer bei dieser goldenen Schönheit, tat, was sie verlangte.

In der Nacht lag er wach, hielt die Marquesa in einem Arm und fragte sich, ob der Brief, den sie schreiben wollte, ausreichen würde. Würde er durch diesen Brief seinen Rang zurückerhalten und rehabilitiert sein?

Der Schein des Feuers fiel auf die gelbliche Decke. Immer noch prasselte Regen gegen das Fenster und zischte im Kamin. Hélène bewegte sich auf ihm, ein Bein über seinem, den Kopf und eine Hand auf seiner Brust. Sie hatte im Halbschlaf einen Namen gemurmelt: Raoul. Sharpe war wieder eifersüchtig gewesen.

Er berührte ihren Rücken, streichelte über ihre Wirbelsäule, und Hélène seufzte im Schlaf und schmiegte den Kopf tiefer auf seine Brust. Ihr Haar kitzelte seine Wange. Er dachte daran, wie oft im vergangenen Jahr er davon geträumt hatte, sich danach gesehnt hatte, und er strich mit der Hand über ihre Seite, als könne er sich das Gefühl für immer einprägen.

Sie hatte ihn belogen. Er glaubte nicht, dass die Kirche ihren Mann ermordet oder einen Plan gemacht hatte, um an ihr Geld zu kommen. Etwas anderes steckte hinter allem, aber sie würde ihm niemals sagen, was es war. Sie würde tun, was sie konnte, um seine Karriere zu retten, und dafür sollte er dankbar sein. Er blickte zum kleinen Fenster und sah nichts außer der dunklen Widerspiegelung des Zimmers, keine Spur von Morgengrauen. Er sagte sich, dass er in einer Stunde aufwachen musste, zog ihren warmen, weichen Körper fester an sich, küsste ihr Haar und schlief mit ihr in den Armen ein.

Sharpe erwachte plötzlich. Er sah, dass es hinter dem kleinen Fenster grau war, und wusste, dass er länger geschlafen hatte. Er fragte sich, warum Angel nicht an die Klapptür geklopft hatte.

Sharpe löste sich von Hélène, die im Schlaf seufzte, stand auf und sah, dass der Regen aufgehört hatte. Das Kaminfeuer war erloschen.

Dann erstarrte er, und plötzlich stieg Furcht in ihm auf. Er wusste, dass er völlig versagt hatte. Geräusche hatten ihn geweckt, und jetzt hörte er sie von Neuem. Es waren Geräusche, die von Pferden verursacht wurden, von vielen Pferden, die jedoch nicht geritten wurden. Er hörte das Schnauben der Tiere, gelegentliches Aufstampfen von Hufen, das leise Klirren von Kandarenketten.

Sharpe nahm das Gewehr, spannte es, ging zum kleinen Fenster und spähte hinaus.

Im Grau der Morgendämmerung sah er, dass die Straße voller Reiter war. El Matarife war dort, und bei ihm waren seine Männer, auf deren zottigen Fellumhängen der Tau glänzte. Neben El Matarife saß auf einem prächtigen Pferd ein großer Mann mit einem silberbesetzten Umhang und einem Säbel an der Hüfte. Bei den beiden Männern waren mindestens zweihundert Reiter auf der Straße.

»Richard?« Hélènes Stimme klang schläfrig.

»Zieh dich an.«

»Was ist los?«

»Zieh dich an!«

El Matarife saß auf einem hässlichen, rötlichgrauen Pferd. Er trieb es mit den Sporen an, parierte es näher beim Gasthaus und schaute zu den Fenstern hoch. »Vaughn!«

»O Gott!« Die Marquesa setzte sich auf. »Was ist, Richard?«

»El Matarife.«

Sie sah ihn entsetzt an.

»Vaughn!«

Sharpe stieß das Fenster auf. Die Luft war kalt auf seiner nackten Haut. »Matarife?« Er sah den Bürgermeister des Ortes hinter den Reitern, und neben ihm stand ein Priester. Er wusste plötzlich, was geschehen war.

Der Partisanenführer ritt unter das Fenster. Er starrte herauf. In seinem wuchernden Bart glänzte die Feuchtigkeit. An einem Riemen über der Schulter hing neben einer Muskete ein großes Schlachtbeil, das Werkzeug eines Schlächters. Er grinste. »Siehst du den Mann mit dem silbernen Umhang, Vaughn?«

»Ich sehe ihn.«

»Das ist Pedro Pelera, mein Feind. Weißt du, weshalb wir heute Freunde sind, Vaughn?«

Sharpe konnte es erraten. Er hörte, dass sich die Marquesa ankleidete und leise dabei fluchte. »Sag es mir, Matarife.«

»Weil du unsere heilige Stätte geschändet hast, Vaughn. Du hast die Nonnen bekämpft!« El Matarife lachte. »Ich gebe dir zehn Minuten, Major Vaughn, um uns die *Puta Dorada* zu übergeben.«

»Und wenn ich das nicht tue?«

»Du stirbst ohnehin. Wenn du brav mit der Puta kommst, werde ich dich schnell töten. Und wenn nicht? Dann holen wir dich!« Er wies auf seine Männer.

Sharpe war sich im Klaren darüber, dass er nicht gegen so viele Gegner kämpfen konnte, auch nicht, wenn er oben auf der Leiter blieb. Sie würden einfach die Klapptür mit Musketenfeuer in Fetzen schießen.

El Matarife spielte noch einen Trumpf aus. »Du brauchst nicht mit Hilfe zu rechnen, Vaughn. Dein Junge ist abgehauen. Du hast zehn Minuten!«

Sharpe knallte das Fenster zu und fluchte.

Die Marquesa trug das Kleid, das sie aus dem Kloster mitgenommen hatte, ein blaues Seidenkleid, das mit weißer Spitze besetzt war. Sie legte ihren Schmuck an. »Wenn ich sterbe, dann mit meinen Juwelen.«

»Es tut mir leid, Hélène.«

»Mensch, Richard, sei nicht so gottverdammt blöde!« Sie sagte es mit plötzlichem Ärger.

Er ging zur hinteren Wand und pochte dagegen, als wäre sie dünn genug, um durchzubrechen, doch er wusste, dass die Partisanen das Gasthaus umzingelt hatten. Er fluchte.

»Willst du nackt sterben?«, fragte die Marquesa mit bitterer Stimme. »Wie hat mich dieser Bastard nur gefunden?«

Sharpe verwünschte sich. Er hätte es wissen müssen. Es hätte ihm klar sein müssen, dass er durch den Einbruch in das Kloster das ganze Land gegen sich aufgebracht hatte. Statt mit der Marquesa zu schlafen, hätte er an die Gefahr denken sollen.

Er zog sich schnell an, kleidete sich wie zum Kampf, doch er wusste, dass es vorüber war. Diese verrückte Eskapade im Bergland würde auf einer schlammigen Straße mit seinem Tod enden. Vor vier Wochen war er nicht am Galgen gestorben, doch jetzt würde er hier sterben. Immerhin mit dem Säbel in der Hand, dachte er.

»Ich gehe raus und rede mit ihnen.«

»Warum, um Himmels willen?«

»Um eine Garantie für deine Sicherheit zu bekommen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Du bist ein Narr. Glaubst du wirklich, dass es Anständigkeit auf der Welt gibt?«

»Ich kann es versuchen.« Sharpe zog die Falltür auf. Der Raum darunter war leer. Er blickte Hélène noch einmal an und dachte, wie schön sie war, selbst im Zorn. »Willst du mein Gewehr?«

»Um mich zu erschießen?«

»Ja.«

»Der Gral ist nicht so verdammt kostbar.« Sie musterte ihn und schüttelte den Kopf. »Verzeih mir, Richard, ich vergaß, dass du ihn für kostbar hältst. Was wirst du tun?«

»Gegen sie kämpfen, natürlich.«

Sie lachte, doch es klang Furcht aus dem Lachen. »Gott helfe dir in Friedenszeiten, Richard.«

Sharpe legte die Hand auf den Säbelgriff und zögerte. Er wusste, dass er es nicht sagen sollte, doch in ein paar Minuten würde er tot sein, abgeschlachtet vom Schlächter oder dessen Männern. Er würde noch einige von ihnen mitnehmen und dafür sorgen, dass sie den Kampf gegen einen einzelnen Schützen in Erinnerung behielten. »Hélène?«

Sie schaute ihn verzweifelt an. »Sag es nicht, Richard.«

»Ich liebe dich.«

»Ich wusste, dass du das sagen würdest.« Sie steckte die diamantenen Ohrringe an. »Aber du bist ein Dummkopf.« Sie lächelte traurig. »Geh und kämpfe für mich, Dummkopf.«

Er stieg die Leiter hinab, zog den großen Säbel und öffnete die Tür zur Straße, wo sich seine Feinde versammelt hatten, um ihn zu töten.

KAPITEL 14

Angel war vor dem Morgengrauen aufgewacht. Er hatte im Stall im warmen Stroh und in seinem dicken Mantel geschlafen. Als er gähnend erwacht war, hatte er sich aus dem Stroh gekämpft und war in den Hof gegangen. Dort hatte er sich Wasser ins Gesicht geklatscht und zum dunklen Dach empor geschaut, unter dem Sharpe mit der goldenen Frau schlief.

Angel hatte am vergangenen Abend die Sättel gewienert, die Pferde abgerieben und alles für diesen Morgen vorbereitet. Er hatte viel Mühe und Sorgfalt aufgewandt, damit alles tadellos war. Angel hatte es für eine Frau getan, die schöner war als alles, was er sich jemals in seinen Träumen vorgestellt hatte, und jetzt, aus weiterer Verehrung heraus, sattelte er den Hengst Karabiner und legte eine Decke über den Sattel, damit die Marquesa bequemer sitzen konnte. Er wusste, dass sie Französin war, und er hasste die Franzosen, aber eine so schöne Frau konnte nicht böse sein. Angel betete sie förmlich an.

Er probierte aus, ob sie es mit der Decke über dem Sattel bequem haben würde, ritt vom Hof und lenkte Karabiner nach Süden. Der Wind blies auf seinen Rücken, und Angel fror. Die Umrisse von Dorfbewohnern in Gassen und auf Höfen waren dunkel. Er legte eine Hand auf den Kolben seines Gewehrs, das er ins Sattelfutteral geschoben hatte.

Über den östlichen Bergen verkündete Lichtschimmer den neuen Tag. Angel ließ Karabiner traben. Er freute sich über den Ritt mit diesem großen Rappen, der ungeduldig die Mähne schüttelte und am liebsten losgaloppiert wäre. Angel stellte sich vor, El Arcángel zu sein, der gefürchtetste Partisan in Spanien, und in den Kampf zu reiten. Eine

unglaublich schöne Frau mit goldblondem Haar und grauen Augen wartete auf seine Rückkehr, obwohl sie nicht glaubte, dass ein Mann von einer so selbstmörderischen Mission zurückkehren würde.

Angel zog das Gewehr aus dem Futteral und lenkte Karabiner hinab zum Fluss, wo die Frauen des Ortes ihre Wäsche wuschen. Dort würde er das Pferd saufen lassen und seinen Tagtraum fortsetzen mit dem großartigen Augenblick seiner Rückkehr aus der Schlacht, nicht zu sehr verwundet, und die goldblonde Frau würde mit ausgebreiteten Armen aus dem Haus laufen, ihn anlächeln – und dann sah Angel die Reiter auf der anderen Seite des Flusses.

Angel hielt sich in der Dunkelheit zwischen Kastanienbäumen auf. Er parierte Karabiner, als er die Silhouetten der Reiter im grauen Licht sah. Er spannte das Gewehr, um einen Schuss abzugeben und Sharpe zu warnen, doch dann wurde ihm klar, dass ein Schuss die Reiter alarmieren würde. Sie würden durch den Fluss preschen und ihn schnappen. Er trieb Karabiner an, wollte zurückreiten und Sharpe warnen, doch die Männer sahen die Bewegung, einer stieß einen Ruf aus, und dann galoppierten sie durch das seichte Wasser auf Angel zu. Sie waren ihm voraus, schnitten ihm den Weg zur Stadt ab, und der Junge, der nicht mehr der gefürchtete Arcángel war, sondern einfach Angel, der um sein Leben ritt, ließ den Rappen galoppieren.

Karabiner hängte El Matarifes Männer leicht ab und trug Angel südwärts durchs Tal, fort von der Ortschaft. Angel warf die gefaltete Decke weg, bog nach links ab und versteckte sich zwischen Kiefern auf einem kleinen Hügel. Er beobachtete aus der Deckung heraus und überlegte, was er tun konnte, um Sharpe zu helfen. Dann sah er weitere Reiter von Süden kommen, und er erkannte, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als zu warten, zu

beobachten und zu hoffen. Er erinnerte sich an Major Hogans eindringliche Mahnung, Sharpe zu schützen, und er fühlte sich mit aller Leidenschaft seiner sechzehn Jahre als Versager. Er tätschelte Karabiners Hals, schob das unbenutzte Gewehr ins Sattelfutteral und erschauerte.

Geraune empfing Sharpe, Stimmengewirr, das zu einem Chor des Hasses anschwoll. Die Reiter, die im Halbkreis vor dem Gasthof warteten, trieben ihre Pferde näher heran, und El Matarife hob eine Hand und gebot Ruhe.

El Matarife starrte Sharpe an. »Nun, Major Vaughn?«

»Was geschieht mit der Frau?«

Der Partisanenführer lachte. »Das hat dich nicht zu jucken.«

Sharpe stand auf der Türschwelle, bereit, beim ersten Anzeichen auf einen Angriff ins Haus zurückzuspringen. Er hielt den Säbel gesenkt, und jetzt hob er mit der linken Hand das Gewehr an, damit El Matarife es sehen konnte. »Wenn du mit mir kämpfen willst, Matarife, bin ich bereit. Die erste Kugel ist für dich. Jetzt sag mir, was mit der Frau passiert.«

Der bärtige Mann starrte ihn an. Von irgendwoher drang der Geruch eines Küchenfeuers. Nach dem Regen der Nacht war die Straße schlammig. El Matarife leckte sich über die Lippen. »Nichts passiert mit ihr. Sie geht zurück ins Kloster.«

»Ich glaube dir nicht.«

El Matarifes Pferd tänzelte im Schlamm. Der bärtige Mann parierte das Tier. »Sie geht dorthin zurück, wo sie hingehört, Engländer. Wir haben nichts gegen sie, sondern gegen einen Mann, der es wagte, Nonnen in Schrecken zu versetzen.« Langsam, ohne den Blick von Sharpe zu nehmen, griff er hinab an seinen Sattel. Sharpe wusste, was kam, und er regte sich nicht.

El Matarife zog eine Kette hervor. Er hielt ein Ende mit der Schlaufe fest und warf den Rest Sharpe zu. Die Kette klatschte in den Schlamm. Der Partisan zog ein langes Messer aus einer Scheide am Gurt und warf es Sharpe vor die Füße. »Wagst du es, Engländer? Oder hast du nur Mut bei Nonnen?«

Sharpe trat vor. Er hatte keine Wahl. Er erinnerte sich an die Schnelligkeit dieses Mannes, an die Grausamkeit, mit der er den französischen Gefangenen gequält hatte, aber er wusste, dass er die Herausforderung annehmen musste. Er bückte sich, hob die Kette auf, und in diesem Augenblick krachte ein Musketenschuss zu seiner Linken.

Der Schuss klang seltsam dünn in der Stille des Morgens. El Matarife starrte die Straße hinauf, ließ plötzlich die Kette fallen und schrie seinen Männern etwas zu. Er gab seinem Pferd die Sporen, und Sharpe war in der plötzlichen Panik vergessen.

Hufschlag trommelte. Ein Trompetensignal schallte durch das Tal, und Sharpe hörte einen Jubelschrei aus dem Gasthaus, einen Freudenschrei der Marquesa. Dann krachten weitere Musketen, und er roch Pulverrauch, während er ins Gasthaus sprang, auf die Knie ging und das Gewehr anlegte.

Lanzenreiter jagten die Straße herab. Französische Lanzenreiter. Einige hatten Wimpel an ihren Lanzen, die bereits mit Blut befleckt waren. Ein reiterloses Pferd galoppierte mit ihnen.

Die Partisanen flüchteten. Sie waren unvorbereitet auf den Angriff, nicht formiert zur Verteidigung. Sie konnten nur flüchten, aber die Straße war voller Reiter, und sie kamen nicht von der Stelle, als die Lanzenreiter in sie hineinpreschten.

Sharpe beobachtete die Franzosen. Mit ihren Lanzen fegten sie den Feind von den Pferden, ritten über Sterbende hinweg, um in einem Chaos von Blut und

Schreien die Lanzen aus niedergestochenen Körpern zu reißen.

Dann wurden die Lanzen gehoben, auf neue Ziele gerichtet, und das Trompetengeschmetter trieb eine zweite Schwadron über die Straße. Schlamm spritzte unter den Hufen der Pferde auf und befleckte die Uniformen der Reiter. Zwei in die Enge getriebene Partisanen hoben ihre Musketen, aber Franzosen ritten auf sie zu, stießen mit den Lanzen zu. Eine Lanze nagelte einen Partisan mit solcher Wucht an die Hauswand, dass der Reiter die Lanze dort mit dem aufgespießten Mann ließ, der schreiend starb. Der Lanzenreiter zog seinen Säbel, um den zweiten Partisan zu verfolgen, der vom Pferd gesprungen war und nun unter einem Säbelhieb starb.

Einige Partisanen waren bis zum Marktplatz entkommen, aber jetzt hörte Sharpe eine andere Trompete von der fernen Seite des Platzes, und weitere Lanzenreiter kamen von Norden und trieben die flüchtenden Partisanen zurück in ein heilloses Durcheinander. Bürger rannten schreiend in Deckung. Kinder, die zuvor die Partisanen beobachtet hatten, schrien, als die Lanzenreiter mitten in das Durcheinander der von Panik erfassten Partisanen ritten.

Pistolen und Musketen krachten, und eine weitere Schwadron jagte auf ein Trompetensignal hin heran, um die langen Klingen in die Masse der umzingelten Partisanen zu stoßen. Auf den Befehl des Offiziers hin wurden die Lanzen vorgestreckt, die Pferde wurden angetrieben, und dann stießen die Lanzen in den Feind. Die grünen und rosafarbenen Uniformen waren dunkel von Blut. Ein Lanzenreiter rannte aus dem Chaos, hielt den Helm in einer Hand und presste die andere auf eine blutende Kopfwunde. Ein anderer Lanzenreiter lag reglos im Schlamm, aber auf jeden gefallenen Franzosen kamen ein Dutzend Partisanen, und immer noch jagten Lanzenreiter auf den Marktplatz,

getrieben von Trompetengeschmetter, und immer noch brachten sie den Tod für die Partisanen.

Sharpe hörte El Matarife rufen und glaubte das erhobene Schlachtbeil in der Masse der Männer und Pferde zu sehen. Dann fiel ein Zaun an der fernen Seite des Marktplatzes, und wie eine wirbelnde Flut aus einem gebrochenen Damm schießt, flüchteten die Partisanen über den niedergerissenen Zaun und überließen den Platz der triumphierenden, blutbesudelten Kavallerie.

Auf dem Marktplatz stank es nach Blut. Die verwundeten Partisanen krochen durch den Schlamm und schrien, als die Lanzenreiter zu ihnen ritten und sie töteten. Die Franzosen lachten, wenn sie die Todesangst in den Augen der Guerillas sahen. Ein Verwundeter wurde mehrfach aufgespießt, doch keiner der Lanzenreiter gab ihm den Todesstoß. Eine Frau, die sich über eine reglose Gestalt kauerte, schrie die französischen Soldaten an, bis ein Kavallerist ihr einen Tritt versetzte und sie auf ihren sterbenden Mann fiel.

Drei Schwadronen verfolgten die flüchtenden Partisanen, und zwei blieben zurück bei den Verwundeten und Gefangenen. Sharpe war zur Hintertür des Gasthauses gegangen. Er wollte in die Bäume hinter dem Stall klettern, doch der kleine Hof war voller Franzosen, die erbeutete Pferde aus Boxen führten. Ein Franzose sah ihn und rief ihn an, aber Sharpe verriegelte die Tür und kehrte um.

Die Marquesa stand am Fuß der Treppe. Sie starrte auf den Säbel in seiner Hand. »Du wirst nicht entkommen, Richard.«

Sharpe schob den Säbel in die Scheide. Fäuste hämmerten an die verriegelte Tür. »Mein Name ist Vaughn.«

Die Marquesa lächelte. »Wie?«

»Vaughn!«

»Und du hast im Stall geschlafen, Richard!«

Sharpe sah die Warnung in ihrem Blick und nickte matt. Er schlang das Gewehr über die Schulter. Dann tauchte ein großer Mann in der Vordertür auf. Hélène stieß einen Freudenschrei aus und warf sich in die Arme des Mannes. Sharpe, ein Gefangener der Franzosen, konnte nur zuschauen.

Général Raoul Verigny war sechs Fuß und zwei Zoll groß und hatte kein überflüssiges Gramm Fett an seinem schlanken Körper. Seine Uniform saß straff wie auf den Leib geschneidert. Er hatte ein schmales, dunkel gebräuntes Gesicht mit einem dünnen, an den Spitzen nach oben gewölbtem Schnurrbart. Er lächelte viel.

Er hatte den Männern an der Hintertür befohlen, den Lärm einzustellen. Jetzt verneigte er sich vor Sharpe und akzeptierte die Geste der Kapitulation. Er sprach zwei Minuten lang mit der Marquesa. Dann verneigte er sich wieder und gab Sharpe den Säbel zurück.

»Ihre Tapferkeit, Major, gebietet es, Ihnen den Säbel zurückzugeben. Ich bin Ihnen zu größtem Dank verpflichtet.« Er verneigte sich ein drittes Mal. »Das Gewehr, Major, muss ich Ihnen pflichtgemäß abnehmen.« Er reichte das Gewehr einem Adjutanten, der es einem Lieutenant gab, der es an einen Sergeant weiterreichte.

Eine Stunde später war Sharpe Ehrengast beim Frühstück. Ringsum brannte der Ort. Das Gasthaus wurde verschont, solange es als Quartier diente.

Général Verigny war besorgt um Sharpe. »Sie müssen enttäuscht sein, Major Vaughn.«

»Enttäuscht?«

»Weil sich Ihre Hoffnung nicht erfüllt hat.« Er lächelte und zupfte an den Spitzen seines Schnurrbarts.

»Da haben Sie recht.«

Die Marquesa hatte Verigny erzählt, Sharpe wäre von den Briten geschickt worden, um sie aus dem Kloster zu Wellingtons Armee zu holen, wo man ihr Fragen gestellt hätte. Verigny schenkte Kaffee für Sharpe ein. »Stattdessen bringen wir Hélène heim, und Sie sind unser Gefangener.«

»So ist es.«

»Aber das ist kein Grund zur Sorge.« Verigny bot Sharpe ein Hühnerbein an und drängte ihn, es anzunehmen. »Sie werden umgetauscht werden, nicht wahr?«

»Umgetauscht?«

»Vertauscht. Oder wie heißt das? *Ausgetauscht!* Ich spreche nur selten Englisch. Hélène beherrscht es so gut, aber sie spricht nicht Englisch mit mir. Das sollte sie aber tun, nicht wahr?« Er lachte und schenkte der Marquesa Wein ein. Sharpe schätzte, dass Verigny in seinem Alter war. Ein gut aussehender Mann. Sharpe war eifersüchtig. Der Général wandte sich wieder an Sharpe. »Sprechen Sie Französisch, Major?«

»Nein, Sir.«

»Das sollten Sie aber! Es ist die schönste Sprache der Welt.«

Rings um den Tisch saßen französische Offiziere, die grinsten, als hätten sie einen großen Sieg errungen. Es gelang der französischen Kavallerie nur selten, die Partisanen zu überraschen, und heute Morgen hatten sie viele ihrer Feinde getötet. Der Partisanenführer mit dem silbernen Umhang war ihr Gefangener, aber El Matarife war ins östliche Bergland entkommen. Verigny machte sich nichts daraus. »Er ist am Ende, nicht wahr? Seine Männer sind erledigt! Außerdem kam ich wegen Hélène, nicht seinetwegen, und Sie, Major, haben sie für mich befreit.« Er lächelte und prostete Sharpe zu.

Die versammelten Offiziere schauten den Engländer neugierig an. Nur wenige hatten bisher einen gefangen

genommenen britischen Offizier gesehen, und niemand hatte bisher einen der gefürchteten Schützen als Gefangenen gesehen. Wenn er sie ansah, lächelten sie. Sie boten ihm das beste Essen auf dem Tisch an, einer schenkte ihm Wein ein, ein anderer Brandy, und sie drängten ihn, mit ihnen zu trinken. Verigny saß dicht neben der Marquesa. Sie fütterte ihn mit Happen von ihrer Gabel. Sie berührten einander, lachten vertraulich und schienen den Raum mit ihrer Fröhlichkeit zu erfüllen. Einmal brachen sie in lautes Gelächter aus, und der Général lächelte Sharpe an. »Ich bat sie, mich zu heiraten. Sie sagte, sie würde stattdessen vielleicht eine Nonne werden!« Sharpe lächelte höflich. Verigny fragte, ob Sharpe sich die Marquesa als gute Nonne vorstellen könne, und Sharpe antwortete ausweichend, dass es ein sehr schönes Kloster sei.

Verigny lachte. »Aber welche Verschwendung, Major, nicht wahr?« Er wies auf die Marquesa. »Ich ritt los, um sie zu befreien. Ich bestand auf dieser Mission, ich forderte sie! Finden Sie nicht auch, dass ich als Gegenleistung verdient habe, sie zu heiraten?«

Sharpe lächelte, aber er fühlte sich erbärmlich. Er war schon einmal Kriegsgefangener gewesen, damals in den indischen Kriegen, und auch damals war er von Lanzenreitern gefangen genommen worden. Er würde niemals das Gesicht des Inders vergessen, der sich auf ihn zugeneigt und mit gebleckten Zähnen die Lanze in seine Hüfte gestoßen hatte, um ihn an den Baum zu spießen. Jetzt war er wieder gefangen genommen worden, und er hatte nur eine geringe Hoffnung auf Freiheit.

Er hörte das laute Gelächter der Offiziere, sah, dass sie die Blicke auf die Marquesa richteten, und beobachtete Hélènes kokette Gesten, während sie auf Französisch mit ihnen sprach. Einmal zog sie einen Schmollmund und schaute ihn an, und ihre Worte führten zu weiterem

Gelächter, und er verbarg seine Verzweiflung hinter einem matten Lächeln.

General Verigny hatte gesagt, Sharpe könne ausgetauscht werden, doch Sharpe wusste, dass es nicht geschehen würde. Selbst wenn die Briten einen gefangenen französischen Major zum Austausch hatten, würden sie den Namen Vaughn nicht akzeptieren. Alle paar Wochen tauschten beide Seiten Listen mit den Namen von Gefangenen aus, aber Wellingtons Hauptquartier würde den Namen Vaughn mit einem Fragezeichen versehen. Die Franzosen würden annehmen, dass die Briten »Vaughn« nicht zurückhaben wollten, und man würde ihn zu ihrer Festungsstadt Verdun bringen, wo Offiziere des Feindes gefangen gehalten wurden.

Sharpe konnte seinen richtigen Namen jedoch nicht preisgeben. Das würde zu Dutzenden von Fragen führen, eine übler als die andere. Er musste Vaughn bleiben, und als Vaughn würde er nach Verdun gebracht werden, dort den Krieg aussitzen, hinter Verduns Mauern dahinvegetieren und sich fragen, welche trostlose Zukunft der Frieden bringen würde.

Oder er konnte die Flucht versuchen, aber erst, wenn Verigny ihn sicher aus diesem Bergland mit den rachsüchtigen Partisanen eskortiert hatte. Als er das dachte, wandte sich Verigny an ihn und lächelte ihn an. »Hélène sagte mir, Sie sind ins Kloster eingebrochen, ja?«

»Ja.«

»Sie sind ein tapferer Mann, Major Vaughn!« Verigny prostete ihm zu. »Ich schulde Ihnen Dank.«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Sie könnten mich als Dank freilassen.«

Verigny lachte und übersetzte den Wortwechsel auf Französisch, was freundliches Gelächter der Offiziere hervorrief. Er schüttelte den Kopf. »Ich kann Sie nicht

freilassen, Major Vaughn, aber Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Sie werden in Burgos ausgetauscht werden.«

Sharpe lächelte. »Ich hoffe es.«

»Sie hoffen? Das ist *sicher!* Trotzdem müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, zuvor keinen Fluchtversuch zu unternehmen, ja?«

Sharpe zögerte. Wenn er sein Ehrenwort gab, würde er seinen Säbel behalten, ohne Bewachung mit den Franzosen reiten und mit dem Respekt behandelt werden, der seinem Rang gebührte. Wenn er das Ehrenwort nicht gab, konnte er einen Fluchtversuch unternehmen, aber dann würde er scharf bewacht werden. Er würde entwaffnet und des Nachts eingesperrt werden, und wenn es keinen Platz zum Einsperren gab, konnte er sogar an seinen Bewacher angebunden werden.

Verigny sah ihn fragend an. »Nun?«

»Ich kann Ihnen mein Ehrenwort nicht geben, Sir.«

Verigny hob die Brauen. Am Tisch herrschte plötzlich Stille. Der Général zuckte mit den Schultern. »Sie sind ein tapferer Mann, Major, und ich möchte Sie nicht schlecht behandeln.«

»Ich kann nicht akzeptieren, Sir.«

»Aber ich will doch helfen! Hélène sagt, Sie haben sie in allen Ehren behandelt, und deshalb tue ich das Gleiche mit Ihnen! Sie werden ausgetauscht! Warum vertrauen Sie mir nicht?«

Sharpe erhob sich. Alle am Tisch schauten ihn an. Er glaubte Hogans eindringliche Worte zu hören, dass er sich nicht gefangen nehmen lassen sollte. Er verfluchte sich. In der vergangenen Nacht hatte er ein warmes Bett gesucht, als er unter freiem Himmel, versteckt im Wald und im Nebel der Nacht, hätte schlafen sollen.

Die Marquesa beobachtete ihn. Sie schüttelte leicht den Kopf, wie um ihm zu signalisieren, nicht zu tun, was er vorhatte. Sie hat wenigstens ihr Wort gehalten, dachte Sharpe. Bis jetzt wussten die Franzosen nicht, dass sie Richard Sharpe gefangen genommen hatten.

Verigny lächelte. »Ah, kommen Sie schon, Major! Sie werden ausgetauscht!«

Sharpe schnallte seinen Gurt ab. Er neigte sich vor und legte den Gurt mit dem Säbel in der Scheide auf den Tisch. Dann schaute er den Général an und sagte: »Ich bin Ihr Gefangener, Sir. Kein Ehrenwort.«

Jenseits der Tür des Gasthauses brannte der Ort. Eine Frau schrie. Ein Kind weinte. Die Lanzenreiter durchsuchten die Häuser, bevor sie sie in Brand steckten, und Richard Sharpe wurde in einen Stall gesperrt und bewacht. Er hatte versagt.

KAPITEL 15

In der Zelle gab es nichts, weder eine Decke noch eine Pritsche und nicht einmal einen Eimer. Der Boden war mit Exkrementen bedeckt. Bei jedem Atemzug würgte es Sharpe von dem Gestank. Es gab kein Fenster. Er wusste, dass er sich tief in dem Fels befand, auf dem die Burg von Burgos stand.

Er war durch den Burghof in das Verlies gebracht worden, vorbei an Mauern, die noch geschwärzt von den Explosionen britischer Haubitzengeschosse waren, die bei der Belagerung im vergangenen Jahr abgefeuert worden waren. Man hatte ihn zwischen den mit erbeuteten Schätzen vollgeladenen Wagen über den Hof geführt, vorbei an dachlosen, ausgebrannten Gebäuden zum Burgfried.

Er war Stufen hinabgestoßen worden, in einen feuchten kalten Gang und in diesen kleinen quadratischen Raum mit dem bestialischen Gestank und dem ständigen Tropfen von Wasser auf Stein vor der Tür. Das einzige Licht war ein schwacher Schimmer, der durch einen schmalen Spalt in der dicken Tür fiel.

Er rief, dass er britischer Offizier sei, der entsprechend behandelt werden wollte, doch es gab keine Antwort. Er schrie es auf Spanisch und Englisch, doch seine Worte verhallten auf dem kalten Gang, und niemand antwortete.

Sharpe berührte seine Schläfe und zuckte vor Schmerzen zusammen. Er hatte eine Beule, wo der Infanterie-Sergeant ihn mit dem Musketenkolben geschlagen hatte. Das Blut war getrocknet und verkrustet.

Ratten huschten auf dem Gang. Wasser tropfte draußen. Einmal hörte Sharpe ferne Stimmen, und er schrie wieder, aber niemand reagierte darauf.

Auf dem Weg nach Süden hatte er keine Chance zur Flucht gehabt. Die Kavalleristen waren schnell geritten, Sharpe war inmitten der Schwadron gewesen, und die Männer hinter ihm hatten die Lanzen zum Zustoßen bereit gehalten. Des Nachts war er eingesperrt worden, zweimal in Kirchen, einmal im Gefängnis einer Ortschaft. Er war von Wachen mit schussbereiten Musketen bewacht worden. Die Marquesa war in einer Kutsche gereist, die Général Verigny in dem Ort konfisziert hatte, in dem er die Marquesa gefunden hatte. Dann und wann hatte die Marquesa Sharpes Blick aufgefangen und mit den Schultern gezuckt. Am Abend hatte sie ihm Wein und Essen geschickt, das für die Offiziere der Lanzenreiter gekocht worden war.

Sein Fernrohr, das Gepäck und all seine Habe außer dem, was er auf dem Leib trug, waren ihm abgenommen worden. Verigny, der nicht verstehen konnte, warum Major »Vaughn« so stur war, hatte versprochen, dass ihm sein Besitz zurückgegeben werden würde. Verigny hatte das Versprechen gehalten, in der Burg von Burgos hatte Sharpe die Sachen zurückerhalten.

Er war den Soldaten der Festung übergeben worden. Verignys Männer hatten ihn im Burghof verlassen und er war von zwei Infanteristen bewacht worden. Sharpe hatte sich die Wagen auf dem Burghof angeschaut, um unter den Planen einen Hinweis zu entdecken, der die Behauptung der Marquesa bestätigte, dass sich das Vermögen des spanischen Reichs auf diesen Wagen befand. Er hatte gewartet.

Männer der Garnison waren vorbeigekommen und hatten den Gefangenen neugierig betrachtet, die Sonne war höher gestiegen, und immer noch war kein Verwaltungsoffizier eingetroffen, um über seine Zukunft zu befinden. Einmal

hatte Sharpe an einem der oberen Fenster des Burgfrieds einen Mann mit einem Fernrohr gesehen. Das Glas war genau auf ihn gerichtet gewesen.

Kurz nachdem er den Mann mit dem Fernrohr gesehen hatte, waren die vier Infanteristen, geführt von einem Sergeant, auf ihn zugerannt. Er hatte geglaubt, sie würden an ihm vorbeilaufen. Er war zur Seite gewichen, aber einer der Männer hatte ihn angebrüllt und mit der Faust geschlagen, und Sharpe hatte zurückgeschlagen, einmal, zweimal, und dann war er von dem Sergeant mit dem Musketenkolben niedergeschlagen worden. Man hatte ihn in diese Zelle gebracht, in der er nur drei Schritte in jede Richtung machen konnte und in der es kein Licht, keinen Stuhl, kein Bett und keine Hoffnung gab.

Sharpe war durstig. Sein Kopf schmerzte. Er lehnte sich eine Zeit lang an die Wand und kämpfte gegen Schmerzen, Dunkelheit und Verzweiflung an. Stunden vergingen, aber er wusste nicht, wie spät es war. Keine Glockenschläge drangen in diese Zelle, die in den Fels unter der alten Burg gehackt worden war.

Er fragte sich, ob man ihn erkannt hatte. Aber selbst dann ergab es keinen Sinn, dass man ihn so behandelte. Er dachte an die Marquesa, stellte sie sich in den Armen ihres Generals vor, den Kopf auf seiner Brust, das goldene Haar an seiner Haut. Er versuchte sich an die Nacht im Gasthaus zu erinnern, aber sie kam ihm unwirklich vor. Real waren anscheinend nur diese Zelle, seine Schmerzen und der Durst. Er fand eine nasse Stelle an der Wand und leckte Feuchtigkeit vom Gestein. Der Gestank in der Zelle war unerträglich. Exkremente waren hier hineingeschüttet oder von anderen Gefangenen hinterlassen worden.

Die Zeit verging, untermalt vom monotonen Tropfen des Wassers auf Stein. Sie wollten ihn zermürben, bis er in dieser stinkenden Zelle verzweifelte, und er kämpfte dagegen an, indem er versuchte, sich an jeden Mann zu

erinnern, der in seiner Kompanie seit dem Beginn des Krieges gedient hatte, und als er damit fertig war, versuchte er laut die Namen der Personalliste der allerersten Kompanie aufzusagen, bei der er in der Armee gedient hatte. Wenn er fror, ging er in der Zelle auf und ab über den glitschigen Boden, und manchmal, wenn er den Gestank nicht mehr ertragen konnte, drückte er den Mund gegen den Spalt in der Tür und atmete tief durch.

Sharpe verwünschte sich, weil er in Gefangenschaft geraten war, weil er zu lange geschlafen hatte, weil er die Herausforderung zu einem Duell angenommen hatte.

Er spürte, dass der Tag vergangen war, dass es Nacht sein musste, doch der Lichtschimmer bei der Tür veränderte sich nicht. Er hockte sich in einer Ecke der Zelle hin, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und versuchte zu schlafen. Vor vier Nächten hatte er in einem Bett gelegen, auf weichen Laken, und hatte die Marquesa warm an sich und über sich gespürt. Er versuchte zu schlafen, doch er schreckte immer wieder auf und lauschte auf die Ratten und das Tropfen des Wassers. Er fror.

Sie wollten, dass sich die Gefangenen, die sie in diese Zelle steckten, hinlegen sollten. Sie wollten, dass er seine Kleidung mit den Exkrementen beschmutzte. Diesen Gefallen würde er ihnen nicht tun.

Drei Männer kamen schließlich. Zwei waren mit Musketen bewaffnet, auf die Bajonette gepflanzt waren, und der dritte Mann war der schwergewichtige Sergeant, der Sharpe mit dem Musketenkolben geschlagen hatte. Der Mann war ein Koloss. Es hatte den Anschein, als hätte er keinen Nacken, und seine muskelbepackten Arme schienen die Ärmel des Uniformrocks sprengen zu wollen. Der Sergeant rief etwas auf Französisch, und dann lachte er über den Gestank.

Sharpe war todmüde, und der Durst schnürte ihm fast die Kehle zu. Er wankte in dem plötzlichen Licht einer Fackel,

die einer der Wachen hielt, und der Sergeant gab ihm einen Stoß, dass er stürzte. Dann riss er ihn mühelos hoch, als ob Sharpe ein Federgewicht wäre.

Sie brachten ihn über den Gang die Treppe hinauf, über einen zweiten Gang und eine weitere Treppe. Hier fiel Tageslicht durch kleine Fenster, die in den Innenhof des Burgfrieds blickten. Schließlich stieß der Sergeant Sharpe in einen Raum, in dem ein vierter Soldat wartete.

Der Raum war etwa vier Quadratyards groß. Durch ein hohes und vergittertes Fenster fiel graues Licht herein. Ein Tisch stand in dem Raum und dahinter ein Stuhl. Die Wächter postierten sich zu beiden Seiten von Sharpe. Der Sergeant, der einzige Unbewaffnete der Franzosen, war einer der beiden Männer zu Sharpes Rechten. Wenn Sharpe versuchte, sich an die Wand zu lehnen, wurde er angeschrien und weggezerrt, und dann herrschte wieder Stille.

Sie warteten. Die beiden Männer, die am nächsten bei Sharpe standen, hielten die Bajonette auf ihn gerichtet. Sharpe schloss die Augen. Er schwankte leicht vor Müdigkeit. Er hatte Kopfschmerzen.

Schließlich wurde die Tür geöffnet.

Sharpe öffnete die Augen und begriff.

Pierre Ducos trat ein. Im ersten Augenblick hatte Sharpe den kleinen, pockennarbigen Mann mit den runden Brillengläsern nicht wiedererkannt, doch dann erinnerte er sich an die Begegnung an Weihnachten beim Tor Gottes. Commandant Pierre Ducos, der französische Major, den man Sharpe als gefährlichen Mann beschrieben hatte, als gerissenen Mann, dessen Hände nach dem Schleim der Politik stanken. Dieser Mann war verantwortlich für seine Behandlung, für die stinkende Zelle und für das, was noch geschehen würde.

Ducos rümpfte die Nase, trat hinter den Tisch und setzte sich auf den Stuhl. Ein Soldat folgte ihm und legte Sharpes Säbel, das Fernrohr und einige Papiere auf den Tisch. Es wurde kein Wort gesprochen, bis der Soldat den Raum verlassen hatte. Ducos ordnete pedantisch die Papiere und blickte dann zu dem englischen Offizier auf. »Gut geschlafen?«

Sharpe ignorierte die Frage. »Ich bin Offizier der Armee Seiner Britischen Majestät, und ich verlange, entsprechend meinem Rang behandelt zu werden.« Die Worte klangen krächzend.

Ducos runzelte die Stirn. »Sie vergeuden meine Zeit.« Der kleine Mann sprach mit überraschend tiefer Stimme.

»Ich bin Offizier der Armee Seiner Britischen …«

Sharpe verstummte, weil ihm der Koloss von Sergeant auf ein Nicken von Ducos hin die Faust in die Magengrube schlug. Sharpe krümmte sich und bekam einen Augenblick lang keine Luft mehr.

Ducos wartete, bis Sharpe wieder aufrecht stand und normaler atmete, und dann lächelte der Franzose. »Ich bezweifle, Mister Sharpe, dass Sie ein Offizier sind. Nach dem Urteil des Kriegsgerichts, von dem ich hier eine Abschrift habe …«, er klopfte auf die Schriftstücke, »… sind Sie unehrenhaft aus der Armee entlassen worden. Kurz gesagt, Sie sind Zivilist, geben sich jedoch als ein Major Vaughn aus. Habe ich recht?«

Sharpe sagte nichts. Ducos nahm die Brille ab, blies auf die Gläser und begann sie mit einem seidenen Tuch zu polieren, das er aus dem Ärmel gezogen hatte. »Ich glaube, Sie sind ein Spion, Mister Sharpe.«

»Ich bin Offizier Seiner …«

»Hören Sie auf, mich zu langweilen. Wir haben bereits festgestellt, dass Sie unehrenhaft entlassen wurden. Sie tragen eine Uniform, zu der Sie nicht berechtigt sind,

geben sich unter falschem Namen aus und haben nach Ihrer eigenen Aussage gegenüber Général Verigny versucht, eine Frau zu entführen in der Hoffnung, von ihr Informationen zu erhalten.« Er setzte die Brille sorgfältig wieder auf und lächelte Sharpe kalt an. »Das klingt für mich nach einem Spion. Dachte Wellington, dass Sie mit der Vortäuschung Ihrer Hinrichtung unsichtbar werden?« Er lachte über seinen Scherz. »Ich gebe zu, Mister Sharpe, dass ich mich narren ließ. Ich konnte es kaum glauben, als ich Sie in unserem Burghof sah!« Er lächelte triumphierend und nahm das oberste Schriftstück. »Nach dem, was mir dieser Narr Verigny sagte, haben Sie die Marquesa aus dem Kloster befreit. Stimmt das?«

Sharpe schwieg. Ducos seufzte. »Ich weiß, dass Sie das getan haben, Mister Sharpe. Das war ungeschickt von Ihnen, milde gesagt. Warum haben Sie sich die Mühe gemacht, sie zu befreien?«

»Ich wollte mit ihr schlafen.«

Ducos lehnte sich zurück. »Sie sind langweilig, und meine Zeit ist zu kostbar, um sie mit solchem Mist zu verplempern. Ich frage noch einmal: Warum haben Sie die Marquesa befreit?«

Sharpe wiederholte die Antwort.

Ducos blickte zu dem Sergeant und nickte.

Der Sergeant wandte sich Sharpe mit ausdrucksloser Miene zu, musterte ihn von oben bis unten und schlug ihm mit der rechten Faust abermals in die Magengrube. Sharpe wich unter dem Hieb zurück, stieß die Hand nach den Augen des Sergeants, doch ein Soldat schlug ihm das Bajonett auf den Arm. Dann traf ihn die linke Faust des Sergeants im Gesicht, und er prallte mit dem Kopf gegen die Wand. Im nächsten Augenblick bohrte sich die rechte Faust des Sergeants in Sharpes Magengrube. Sharpe krümmte sich. Der Sergeant wandte sich ab, knallte die Hacken zusammen und stand still.

Ducos beobachtete, wie Sharpe sich mühsam aufrichtete. Blut lief aus der Nase des Schützen. Sharpe lehnte sich an die Wand, und diesmal hinderte ihn niemand daran. Der Franzose schüttelte den Kopf. »Ich mag keine Gewalt, Mister Sharpe, sie ekelt mich an. Aber sie hat ihren Nutzen, befürchte ich, und ich nehme an, Sie verstehen das jetzt. Warum haben Sie die Marquesa befreit?«

Sharpe gab ihm die gleiche Antwort.

Diesmal ließ er sich widerstandslos schlagen. Er hatte nur eine Waffe, und die nutzte er. Er stellte sich schwächer, als er in Wirklichkeit war. Er ließ sich stöhnend zu Boden fallen, und der Sergeant zerrte ihn verächtlich am Kragen hoch und schleuderte ihn gegen die Wand. Der Sergeant lächelte triumphierend, als er sich wieder Ducos zuwandte.

»Warum haben Sie die Marquesa befreit?«, fragte Ducos.

»Ich brauchte eine Frau.«

Diesmal nickte Ducos nicht dem Sergeant zu. Er seufzte. Er nahm von Neuem seine Brille ab, polierte die Gläser mit dem seidenen Tuch und streifte die Drahtbügel wieder über die Ohren, wobei er leicht zusammenzuckte. »Ich glaube Ihnen, Major. Ihre Geilheit würde Sie zu Frauen wie Hélène treiben, und zweifellos haben Sie es ihr richtig besorgt. Sagen Sie mir, hat sie die Briten um Hilfe gebeten?«

»Nur, um es ihr zu besorgen. Anscheinend tun es ihr die Franzosen nicht gut genug.«

Sharpe wappnete sich auf einen Schlag, doch abermals gab Ducos kein Signal. Ducos seufzte wieder. »Ich sollte Ihnen sagen, Mister Sharpe, dass Sergeant Lavin bemerkenswert tüchtig darin ist, Leute, die nicht reden wollen, zum Sprechen zu bringen. Für gewöhnlich praktiziert er seine Kunst an den Spaniern, aber er hat lange auf einen Engländer gewartet.« Ducos' Brillengläser reflektierten zwei Kreise von grauem Licht. »Er hat sich in der Tat lange, lange einen Engländer gewünscht.«

Sergeant Lavin hörte seinen Namen und heftete den harten Blick verächtlich auf Sharpe.

Ducos stand auf, ging um den Tisch herum und nahm Sharpes Fernrohr. »Bevor Sie nicht mehr in der Verfassung sind, um es richtig mitzubekommen, habe ich eine Rechnung mit Ihnen zu begleichen. Sie zerbrachen meine Brillengläser. Dadurch hatte ich allerhand Schwierigkeiten.« Plötzlich klang seine Stimme zornig. Er brachte seinen Zorn unter Kontrolle und sagte ruhiger: »Sie haben meine Brille absichtlich zerstört!«

Sharpe sagte nichts. Es stimmte. Er hatte Ducos' Brille am Tor Gottes mit dem Säbel zerschlagen, nachdem Ducos Teresa, seine Frau, beleidigt hatte. Jetzt hielt Ducos Sharpes Fernrohr in der Hand. »Ein sehr feines Instrument, Major.« Er schaute auf das eingelegte Messingschild mit der Gravur. »23. September 1803. Wir nannten es den 2. Vendémiaire des Zehnten Jahres.« Ducos bedauerte die Abschaffung des Revolutionskalenders, wie Sharpe wusste.

Sharpe stieß sich von der Wand ab. »Nehmen Sie es, Ducos, Ihre Armee hat schon alles sonst in Spanien gestohlen.«

»Ich nehme es natürlich nicht. Halten Sie mich für einen Dieb?« Er blickte wieder auf das Messingschild. »Zweifellos die Belohnung für eine Ihrer tapferen Taten.« Er zog das Rohr auseinander. »Nein, Major Sharpe. Ich werde es nicht nehmen. Ich werde Ihnen einfach die Schmach zurückzahlen, die Sie mir angetan haben.«

Mit vor Wut verzerrtem Gesicht schwang Ducos das Fernrohr und knallte es auf den Steinboden, immer wieder. Der kleine Mann zerschmetterte das teure, fein geschliffene Glas und verbog die zusammenschiebbaren Rohrteile. Glassplitter flogen herum. Er ließ das demolierte Fernrohr fallen und stampfte darauf herum, trat die Teile wild fort, bis keines mehr in seiner Reichweite war. Dann

strich er schwer atmend seinen Rock glatt und schaute Sharpe mit hämischem, triumphierendem Lächeln an. »Jetzt habe ich es Ihnen heimgezahlt, Mister Sharpe. Sozusagen Auge um Auge.«

Sharpe hatte die Zerstörung seines Fernrohrs, das ein Geschenk von Wellington war, mit wachsendem Zorn verfolgt. Er konnte nichts tun. Sergeant Lavin beobachtete ihn scharf, und die beiden Soldaten drückten ihm die Bajonette gegen die Rippen. Er bezwang seinen Zorn und nickte zu dem Säbel hin. »Zerstören Sie den auch, Ducos.«

»Nein, Mister Sharpe.« Ducos setzte sich wieder hinter den Tisch. »Wenn man mich fragt, wie Sie starben, dann sage ich, dass ich Ihnen anbot, Ihr Ehrenwort zu geben, dass Sie akzeptierten und mich dann mit dem Säbel angriffen, den ich Ihnen höflich zurückgab. Sergeant Lavin rettete mir dann das Leben.« Ducos lächelte. »Aber ich hasse wirklich Gewalt, Mister Sharpe. Würden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sagte, dass ich Ihren Tod nicht wünsche?«

»Nein.«

Ducos zuckte mit den Schultern. »Aber es stimmt. Sie können leben. Sie können hier mit Ihrem Säbel hinausspazieren. Wir werden Sie natürlich nicht austauschen. Sie werden den Rest des Krieges in Frankreich verbringen. Vielleicht machen wir aus Ihnen sogar einen zivilisierten Menschen.« Ducos lächelte über seinen Witz und schaute auf die Papiere. »Sagen Sie mir, Mister Sharpe oder meinetwegen *Major* Sharpe, wenn Sie sich damit besser fühlen, hat Hélène um britische Hilfe ersucht?«

Sharpe verwünschte ihn.

Ducos seufzte und nickte. Lavin trat in Aktion. Diesmal schlug er auf Sharpes Gesicht ein. Sharpes Lippen platzten auf, und der Ring an Lavins Finger riss eine blutige Schramme in Sharpes Stirn. Sharpe fiel wieder zu Boden,

absichtlich, und diesmal versetzte ihm Lavin Tritte. Sharpe schrie auf, ebenfalls absichtlich, tastete mit den Händen herum, und plötzlich stieg Hoffnung in ihm auf.

Ein verbogenes Messingstück des Fernrohrs lag bei der Wand. Sharpe schrie wieder, als ihn ein Stiefel traf, nahm das Messingstück und verbarg es in der Hand. Lavin packte ihn, riss ihn hoch, drehte ihn um und stieß ihn gegen die Wand.

Das Rohrstück in Sharpes Hand war das kleinste des Fernrohrs. Er spürte den abgerissenen Rändelrand, der die Linse gehalten hatte. Das Rohrstück war sechs Zoll lang, und ein Ende war eingerissen.

Ducos wartete, bis Sharpe wieder normaler atmete und ihm das zerschlagene, blutende Gesicht zuwandte. »Es mag Ihnen helfen, zu wissen, dass ich Ihnen eine Reihe von Fragen stellen werde, auf die ich bereits die Antworten habe. Deshalb ist es unnötig, dass Sie Schmerzen erleiden. Schließlich werden Sie einsehen, wie sinnlos das alles ist. Sie waren angeklagt, Hélènes Ehemann ermordet zu haben, richtig?«

»Sie wissen, dass es so war.«

Ducos lächelte. »Ich habe das arrangiert, Mister Sharpe. Wussten Sie das?« Ducos freute sich, Sharpes Überraschung zu sehen. Ducos liebte es, seine Opfer wissen zu lassen, wer für ihre Pein verantwortlich war. »Warum täuschte Wellington Ihren Tod vor?«

»Ich weiß es nicht.« Sharpes Lippen schwollen an. Er schmeckte Blut. Er atmete absichtlich keuchend. Dabei schätzte er die Entfernung ab und plante nicht den ersten Tod, sondern den zweiten.

Ducos genoss es, seinen Feind zerschlagen und erledigt zu sehen. Nicht nur Sharpes körperliche Niederlage befriedigte Ducos, sondern auch Sharpes Erkenntnis, dass

er ausgetrickst worden war. »Sie sind geschickt worden, um Hélène zu befreien?«

Sharpes Antwort klang krächzend und undeutlich wegen seiner geschwollenen Lippen. »Ich wollte wissen, warum sie in ihrem Brief gelogen hatte.«

Die Antwort überraschte Ducos. Er runzelte die Stirn. »Die Befreiung war Ihre eigene Idee?«

»Ja.« Sharpe spuckte Blut auf den Boden.

»Woher wussten Sie, wo sie war?«

»Jeder wusste das. Das halbe verdammte Spanien wusste es.«

Ducos akzeptierte das als Wahrheit. Das Schicksal der Marquesa hatte ein Geheimnis bleiben sollen, aber nichts blieb in Spanien geheim. Selbst Verigny, dieser Narr, hatte schließlich herausgefunden, wo seine Geliebte gefangen gehalten wurde. Nichts von alldem beunruhigte Ducos. Er war nur besorgt um die Geheimhaltung des Vertrags.

»Sie befreiten Hélène also vor fünf Tagen?«

»Das wird wohl ungefähr hinkommen.«

»Und Général Verigny entdeckte Sie am nächsten Tag?«

»Ja.«

»Haben Sie mit Hélène geschlafen, Mister Sharpe?«

»Nein.«

»Aber Sie sagten, das war der Grund für ihre Befreiung.«

»Sie wollte mich nicht.« Sharpe schloss die Augen und lehnte den Kopf an die Wand. Als er bei den letzten beiden Malen von Lavin geschlagen worden war, hatten sich die bewaffneten Soldaten nicht die Mühe gemacht, ihn mit ihren Bajonetten am Zurückschlagen zu hindern. Sie glaubten, dass er erledigt war und sich nicht mehr verteidigen konnte. Sie irrten sich, aber er musste auf seine Chance warten, und er plante diesen Augenblick sorgfältig. Beim letzten Mal hatte er sich nach rechts fallen lassen,

und der Mann dort war zurückgewichen, um Lavin Platz zu machen. Er musste dazu gebracht werden, das noch einmal zu tun.

»Haben Sie mit ihr geschlafen?«

»Nein.«

»Hat sie Ihnen gesagt, warum sie im Kloster war?«

»Sie wollte sich für ein paar Tage ausruhen.«

Ducos schüttelte den Kopf. »Sie sind ein sturer Narr, Mister Sharpe.«

»Und Sie sind ein dreckiger, kleiner Bastard.«

Ducos lehnte sich gelassen auf dem Stuhl zurück. »Mister Sharpe, sagen Sie mir, welche Erklärung sie Ihnen gab. Sie muss doch irgendeinen Grund für ihre Festnahme genannt haben.«

Sharpe schüttelte den Kopf, als hätte er Mühe, einen klaren Gedanken zu fassen. »Sie sagte, sie hätte von Ihnen geträumt. Der Kaiser hätte ihr befohlen, Sie zu heiraten, und sie sah Sie nackt, und das wäre das lächerlichste Ding, das sie jemals sah, und …«

»Lavin!«

Der erste Faustschlag traf Sharpe am Kopf, und dann nahm ihm ein Hieb in die Magengrube die Luft. Er zwang sich nach rechts, erhielt Hilfe durch einen erneuten Kopftreffer, und dann lag er am Boden.

»Halt!« Ein Tritt traf ihn in die Nierengegend. Er zog das Messingstück aus dem Ärmel, drehte es und fasste es mit der rechten Hand. Er würde nur eine Chance haben, nur eine einzige. »Nein, nicht!«, rief er verzweifelt wie ein Kind, das bettelte, von Prügeln verschont zu werden, und dann schrie er auf, als ihm Lavin wuchtig gegen die Hüfte trat. Ducos sagte etwas auf Französisch.

Lavin hörte auf, ihn zu treten. Der Sergeant neigte sich hinab, um Sharpe am Kragen zu packen und auf die Beine zu zerren. Die anderen drei Männer waren ein wenig

zurückgetreten, hatten die Waffen sinken lassen und grinsten.

Lavin zerrte Sharpe hoch und sah nicht die Hand, die mit dem gezackten Messingrohr hochzuckte.

Sharpe stieß zornig einen Kriegsschrei aus. Sie hielten ihn für schwach und geschlagen, aber er konnte noch kämpfen, und sie würden erfahren, wie ein Schütze kämpfte.

Das Messingstück mit dem scharfen Rand bohrte sich mit voller Wucht tief in Lavins Unterleib. Der Sergeant ließ Sharpe los und schrie schrill auf. Er presste die Hände auf seinen blutenden, schmerzenden Schritt, aber Sharpe hatte bereits das Messingstück losgelassen und schnellte mit einem wilden Schrei rechts von dem Sergeant hoch.

Der Körper des Sergeants blockierte zwei Männern den Weg zu Sharpe. Der dritte Mann riss seine Muskete hoch, aber Sharpe packte den Lauf, riss daran, und der Handrücken von Sharpes Rechter traf den Mann ins Gesicht, dass sein Kopf zurückzuckte. Dann hielt Sharpe die Muskete in der blutenden Hand, riss sie herum und drückte ab.

Die beiden anderen Männer hatten nicht gewagt zu feuern, weil sie befürchteten, ihre eigenen Kameraden zu treffen. Nur Sekunden waren vergangen, seit Sergeant Lavin sich gebückt hatte, um den vermeintlich erledigten englischen Offizier hochzuzerren. Jetzt krachte eine Muskete und spuckte Feuer und Rauch.

Ein Mann fiel mit einer Musketenkugel in der Lunge, und Sharpe fegte mit dem Kolben den Mann zu Boden, dem er die Muskete entrissen hatte und der ihn noch umklammert hielt. Der Kolben traf den Mann am Kopf, aber er hielt sich an Sharpe fest und zog ihn hinab, nahe an den blutenden, wimmernden Sergeant heran.

Ein zweiter Musketenschuss krachte in dem Raum, laut wie Kanonendonner, der selbst die Schmerzensschreie von

Sergeant Lavin übertönte. Sharpe schlug mit der Muskete auf den Mann ein, der gefeuert hatte. Er schrie immer noch, denn er wusste, dass Gegner von wildem Geschrei in Angst versetzt wurden. Er riss den rechten Fuß von dem Mann los, der ihn festhielt, schnellte vom blutigen Boden auf und sprang mit dem erbeuteten Bajonett auf den letzten noch stehenden Feind zu und griff ihn an. Ducos stand mit aufgerissenem Mund und vor Entsetzen wie betäubt bei der Tür. Er war unbewaffnet.

Die Bajonette klirrten gegeneinander. Sharpe stieß seinen Gegner zur Seite, machte wieder einen Ausfall, brach nach rechts aus, zum Tisch, schnappte sich seinen Säbel und riss ihn aus der Scheide. Er stieß einen Triumphschrei aus und tötete den letzten Gegner, der noch auf den Füßen stand. Binnen Sekunden hatte Sharpe zwei Männer getötet und zwei andere schwer verwundet.

Er riss den blutigen Säbel frei und fuhr zur Tür herum. »Ducos!«

Die Tür war leer.

Er hetzte mit dem blutigen Säbel in der Hand hin. Sein Gesicht war blutüberströmt, die Uniform war mit Lavins Blut getränkt. Ein Mann gegen vier, und dieser eine war ein Schütze. Sergeant Harper würde das als faire Chancengleichheit bezeichnen.

»Ducos! Du Bastard! Ducos!«

Sharpe lief auf den Gang hinaus. Hinter ihm wimmerte der Sergeant und presste die Hände auf seinen blutigen Unterleib.

»Ducos! Du Dreckskerl!«

»Monsieur?«

Die Stimme ertönte von rechts. Sharpe fuhr herum.

Eine Gruppe französischer Offiziere stand dort. Sie sahen elegant und adrett aus in ihren tadellosen Uniformen, und sie starrten entgeistert den Mann mit dem

blutüberströmten Gesicht und dem Säbel an, von dem Blut tropfte.

Die französischen Offiziere trugen Degen, aber keiner von ihnen dachte daran, die Waffe zu ziehen.

Ein Mann trat vor, ein großer Mann in grüner und rosafarbener Uniform. Mit gerunzelter Stirn schaute er Sharpe an. »Major Vaughn?«

Es war Verigny. Sein Gesicht war verzogen, entweder wegen des Blutgeruchs oder des Anblicks von Sharpe. »Major?«

»Mein Name ist Sharpe.« Es gab keinen Grund, es weiter zu verheimlichen. »Major Richard Sharpe.« Er lehnte sich an die Wand. Die Spitze des Säbels ruhte auf den Bodenplatten, und es bildete sich eine kleine Blutlache ringsherum.

Verigny schien strammzustehen. »Man sicherte mir zu, Major, dass Sie anständig behandelt werden.«

Sharpe nickte zu der Tür. »Die Bastarde wollten mich töten. Ich wehrte mich.« Sergeant Lavin stieß Mitleid erregende schrille Schreie aus.

Verigny schaute in den Raum. Er trat zurück und starrte den Schützen ehrfürchtig an. »Sie werden gut behandelt werden, Major. Brauchen Sie einen Arzt?«

»Ja. Und Wasser. Essen. Ein Bett.«

»Selbstverständlich.«

»Die Kleidung muss gewaschen werden. Ein Bad.«

»Selbstverständlich.«

Sharpe nahm die Hand vom Säbel. Seine Handfläche war voller Blut. Er hielt den Säbel Verigny mit der linken Hand hin. »Ich bin anscheinend wieder Ihr Gefangener.«

»Erweisen Sie mir die Ehre, und behalten Sie den Säbel, *Monsieur*, bis wir diskutiert haben, was mit Ihnen geschieht.«

Sharpe nickte und ging in den Raum zurück. Er nahm den Gurt mit der Säbelscheide, aber er konnte ihn mit der verletzten Hand nicht umschnallen. Er ging zu dem stöhnenden, schluchzenden Sergeant Lavin, der ihn mit einer Mischung aus Schmerz und Fassungslosigkeit über seine Niederlage anschaute. Sharpe blickte zu Général Verigny. »Sir?«

»Major?«

»Sagen Sie diesem Eunuchen, dass sich sein Wunsch erfüllt hat.«

Verigny fröstelte beim Klang von Sharpes Stimme. »Sein Wunsch, *Monsieur?*«

»Er wünschte sich einen Engländer. Er bekam einen.«

KAPITEL 16

Sharpe wurde zu einem der Gebäude in der Burg geführt, das noch instand gesetzt wurde. Dann half man ihm die Treppe hinauf in ein weiß getünchtes Zimmer, das ordentlich mit Bett, Tisch und Stühlen ausgestattet war und dessen vergittertes Fenster einen Blick in den größten Hof der Festung bot. Sharpe konnte zum Burgfried blicken, an der Burgkapelle vorbei, und jeder freie Platz auf dem Hof war mit den Wagen mit den Schätzen vollgestellt.

Ein Arzt kam. Sharpes Wunden wurden ausgewaschen und verbunden. Dann erhielt er Essen und Brandy.

Eine große Wanne wurde in sein Zimmer gebracht und mit warmem Wasser gefüllt, und er badete. Seine Uniform wurde gewaschen und geflickt.

Er war immer noch ein Gefangener. Zwei Wächter standen draußen vor der Tür an der Treppe, die in den Hof hinabführte. Einer der Wächter, ein heiterer junger Mann in Angels Alter, rasierte ihn. Sharpe konnte das Rasiermesser mit der verbundenen rechten Hand nicht halten.

Sein Säbel lag neben dem Bett. Er hatte die Klinge mit Mühe gesäubert. In den Rillen des hölzernen Griffs, der eigentlich mit Leder überzogen und mit Draht umwickelt sein sollte, war Blut zurückgeblieben, weil er nicht die Energie gehabt hatte, es zu entfernen. Er schlief stattdessen, ein Schlaf mit Albträumen und zeitweiligen Schmerzen.

Seine Bewacher brachten ihm gutes Essen und zwei Flaschen Rotwein. Sie versuchten, ihm etwas auf Französisch klarzumachen, und grinsten gutmütig, als er

nicht verstand. Er hörte den Namen Verigny und nahm an, dass der Général das Essen und den Wein geschickt hatte. Er lächelte, nickte, um zu zeigen, dass er verstand, und die Bewacher ließen ihn mit Kerzen und seinen Gedanken allein. Er ging im Zimmer auf und ab und dachte, dass bald ganz Spanien denken würde, Wellington habe den Mörder eines spanischen Marqués freigelassen. Er hatte Wellington und Hogan enttäuscht. Er hatte versagt.

Am Morgen kam der Arzt wieder, entfernte die Verbände und murmelte etwas vor sich hin. Er untersuchte Sharpes Kot im Eimer, wirkte erfreut und schröpfte Sharpes Oberschenkel. Er legte Sharpe keinen neuen Kopfverband an, sondern verband nur die eingeschnittene Hand, die immer noch schmerzte.

Seine Lippen waren geschwollen. Die Innenseiten waren mit geronnenem Blut bedeckt. Besser das als die Verletzung von Sergeant Lavin, sagte er sich.

Er saß den ganzen Morgen am Fenster und beobachtete, wie die Wagen aus dem Burghof rollten. Wagen um Wagen fuhr davon, gezogen von Ochsen, die von den Fahrern mit Stöcken angetrieben wurden. Das Rumpeln der Wagen und Quietschen der Achsen erfüllten den Hof, der sich langsam leerte. Der französische Rückzug, der in Valladolid begonnen hatte, war wieder im Gang, und Sharpe wusste, dass die Briten immer noch vorrücken mussten und dass die Franzosen ihre Schatzwagen über die Große Straße gen Frankreich schickten. Er fragte sich, ob Hélènes sechs Wagen dabei waren. Er überlegte, warum Ducos arrangiert hatte, dass er des Mordes an dem Marqués angeklagt wurde, und warum Hélène in diesem Punkt gelogen hatte.

Die Burgkapelle war als Munitionslager benutzt worden. Als die Wagen vom Hof rollten und es Platz gab, begannen Infanteristen Granaten und Kartätschen aus der Kapelle in den Burgfried zu tragen. Sharpe, der nichts sonst zu tun hatte, beobachtete sie dabei.

Nach einer Stunde wurden die Geschosse nicht mehr in den Burgfried gebracht, sondern im Burghof gestapelt. Stapel um Stapel entstand, angefangen beim Tor des Burgfrieds und langsam über den Hof auf ihn zu. Er fragte sich, ob dies ein Straftrupp war, der eine der sinnlosen Arbeiten verrichten musste, zu der alle Armeen ihre Straffälligen verurteilten, aber dann sah er, dass französische Pionier-Offiziere weiße Lunten zu jedem der Stapel legten, die in den Burgfried führten.

Er erkannte plötzlich, dass die Franzosen Burgos aufgaben, dass sie vorhatten, die Burg zu sprengen, bevor sie solch eine Festung intakt dem Feind überließen. Es kam ihm jedoch sonderbar vor, dass sie sich die Mühe machten, die Munition im Hof aufzustapeln, anstatt sie in einer großen Masse im Lager in die Luft zu jagen. Dann hörte er Schritte auf der Treppe, wandte sich vom Fenster ab und vergaß die merkwürdigen Munitionsstapel.

Er vergewisserte sich, dass sein Säbel in Reichweite war. Er erwartete fest, dass Ducos zurückkehrte und zu Ende brachte, was er begonnen hatte, aber es war ein lächelnder französischer Lanzenreiter, der die Tür öffnete. Der Mann trug einen Korb, der mit einem Leinentuch bedeckt war.

Weitere Männer kamen und stellten Essen und Wein auf den Tisch in Sharpes Zimmer. Keiner sprach Englisch. Sie erledigten ihre Aufgabe und gingen, und dann hörte Sharpe eine Frauenstimme auf der Treppe.

Es war die Marquesa. Sie sah aus, als hätte sie in Tau gebadet und Ambrosia gekostet. Ihre Augen glänzten, sie lächelte, und ihre Besorgnis beim Anblick seines von Schlägen gezeichneten Gesichts hatte etwas sonderbar Rührendes. In ihrer Begleitung war der große Général Verigny, und es folgte ein zweiter französischer Offizier, ein korpulenter Major namens Montbrun, der fließend Englisch sprach. Er sagte, er hoffe, Major Sharpe habe keine starken Schmerzen.

Sharpe versicherte ihm, dass es ihm wieder besser ging. Trotzdem hoffte Major Montbrun, dass Major Sharpe sich im Klaren darüber war, dass seine Behandlung durch Sergeant Lavin nicht der großen französischen Armee würdig sei und dass Major Sharpe verzeihe und ihm, Major Montbrun, das Vergnügen gewähre, ihm bei einem kleinen, leichten Mittagessen Gesellschaft zu leisten.

Major Sharpe gewährte ihm das Vergnügen.

Major Montbrun wusste, dass Major Sharpe bereits die Ehre gehabt hatte, die Marquesa und den Général kennenzulernen. Montbrun erklärte, dass er ein Adjutant von König Joseph persönlich sei, Napoleons Bruder, dem Marionettenkönig auf dem bröckelnden spanischen Thron. Montbrun hoffte, Major Sharpe nehme es nicht übel, wenn er sagte, dass Seine Majestät, König Joseph, geschmeichelt war, weil ein so angesehener Feind wie Major Sharpe gefangen genommen worden war.

Sharpe erwiderte nichts. Die Marquesa lächelte und rieb leicht mit einer Fingerspitze über die verkrustete Wunde an Sharpes Stirn. »Ducos ist ein Schwein«, sagte sie.

Montbrun runzelte die Stirn. »Major Ducos hat erklärt, was geschah, Marquesa. Ich bin sicher, dass wir ihm glauben müssen.«

»Was hat er gesagt?«, fragte Sharpe.

Montbrun rückte einen Stuhl für die Marquesa zurück, anschließend für Sharpe, und dann nahm er selbst Platz. »Major Ducos erklärte, dass Sergeant Lavin die Beherrschung verlor. Sehr bedauernswert, natürlich. Sie verzeihen uns, dass wir uns selbst bedienen, Major Sharpe? Ich dachte, es ist vielleicht vertraulicher ohne Ordonnanzen.«

»Natürlich. Und wie geht es Sergeant Lavin?«

Montbrun verzog das Gesicht, als sei ihm das Thema äußerst zuwider. »Er wird natürlich bestraft. Darf ich

vorschlagen, etwas von dieser kalten Suppe zu kosten? Sie schmeckt ausgezeichnet, dessen bin ich sicher. Geben Sie mir die Ehre, Ihnen servieren zu dürfen?«

Er durfte. Die Marquesa, in fliederfarbener Seide mit tiefem, spitzenbesetztem Dekolleté, lächelte Sharpe an. Sharpe stimmte Montbrun zu, dass das Frühjahr feucht gewesen war und dieser Sommer regnerischer war als sonst in Spanien. Er pflichtete Montbrun bei, dass die Suppe, *gazpacho* (kalte Suppe aus Knoblauch, Paprikaschoten, Zwiebeln, Tomaten, Essig und Öl), köstlich schmeckte. Montbrun fragte besorgt, ob die Suppe für Sharpes Geschmack nicht zu viel Knoblauch enthalte, aber Sharpe versicherte ihm, dass für seinen Geschmack gar nicht genug Knoblauch darin sein könne, und Montbrun lobte diese kluge Ansicht.

Verigny grinste. Sein Schnurrbart war mit Suppe bekleckert. »Ich glaube, Sie haben diesen *mignon* Lavin fast getötet.« Er schaute fragend die Marquesa an. »Wie übersetzt man *mignon?*«

»Scheißkerl, Liebling.«

»Ah! Sie haben den Scheißkerl Lavin fast umgebracht, ja?«

Sharpe lächelte. »Er versuchte mich zu töten.«

Verigny zuckte mit den Schultern. »Sie hätten ihn töten sollen. Ich hasse Scheißkerle, oder wie sagt man?«

»Scheißkerle ist richtig, Liebling«, sagte die Marquesa.

Montbrun beeilte sich mit der Gewandtheit eines Höflings, den Rotwein zu empfehlen, der zwar spanisch war, jedoch ein Bukett hatte, das Major Sharpe vielleicht angenehm finden würde. Major Sharpe, der Durst hatte, fand es sehr angenehm. Er trank.

Die Marquesa prostete ihm zu. »Sie hätten mehr Champagner trinken sollen, Richard.«

»Ich werde ihn aufsparen, Marquesa.« Sie siezten sich vor den anderen.

»Warum? Es gibt genug davon!« So war es auch. Die Flaschen Wein und Champagner standen in Reih und Glied auf dem Tisch. Montbrun schenkte Champagner für Sharpe ein. »Ich höre, Champagner ist jetzt knapp in Ihrem Land, Major, wegen des Krieges.«

Sharpe, der nie Champagner in England getrunken hatte und in Spanien nur mit der Marquesa, stimmte zu, dass er in England knapp sei.

Montbrun schenkte sich ebenfalls Champagner ein. »Ein Engländer, den wir gefangen nahmen, erzählte mir, eine Flasche kostet jetzt dreiundzwanzig Schilling in London! Dreiundzwanzig Schilling! Das sind fast dreißig Franc pro Flasche!«

Die Marquesa blickte erstaunt drein und fragte, wie jemand bei solchen Preisen leben konnte. Sie erkundigte sich, ob es keine Aufstände einer champagnerdurstigen Bevölkerung gebe. »Was trinken die Engländer denn anstelle von Champagner?«

»Bier, Mylady.«

Montbrun servierte Sharpe Schinken und kalte Hühnerbrust. Er entschuldigte sich für eine solch einfache Kost. Der Schinken hatte eine Glasur aus Honig und Senf.

Die Marquesa wünschte sich englisches Bier und wirkte unglücklich, weil keines in der Burg sofort verfügbar war. Général Verigny versprach, englisches Bier aufzutreiben. Er grunzte, als er zwei weitere Flaschen Rotwein entkorkte. »Wir müssen ihn trinken. Wir können ihn nicht mit dieser verdammten Armee mitnehmen.«

Montbrun hob die Brauen.

Sharpe lächelte. »Verdammte Armee?«

Verigny kippte ein Glas Rotwein und schenkte von Neuem ein. »Es ist keine Armee, Major, keine richtige Armee. Wir

sind ein …« Er überlegte und sagte mit gerunzelter Stirn: »… ein *bordel ambulant!*»

»Ich glaube, die Fleischpastete wird Ihnen besonders munden, Major.« Montbrun lächelte. »Darf ich Ihnen etwas Brot schneiden?«

»Ein was?«, fragte Sharpe, der nichts mit *bordel ambulant* anzufangen wusste.

»Ein wandelndes Hurenhaus, Major«, übersetzte die Marquesa frei und lächelte strahlend. »Es sind ziemlich viele Damen bei uns. Besonders seit König Joseph bei uns ist.«

»Erlauben Sie, Major.« Montbrun gab etwas von der Fleischpastete auf Sharpes Teller. »Noch Wein? Vielleicht Champagner?«

»Wein.«

Als die Mahlzeit vorüber war und die Schalen von Orangen, die Stängel von Weintrauben und die Rinde von Käse auf dem Tisch lagen, brachte Major Montbrun die Sprache auf Sharpes Zukunft. Er zog aus der Tasche seines goldbetressten Uniformrocks ein gefaltetes Blatt Papier.

»Wir sind äußerst erfreut, Sie auf Ehrenwort zu entlassen.« Montbrun lächelte und legte das Papier vor Sharpe hin. »Général Verigny wird es als eine Ehre betrachten, Major, wenn Sie sich von ihm mit allem Nötigen versorgen lassen. Ein Pferd, Ihre Auslagen.« Montbrun zuckte mit den Schultern, als sei dieses großzügige Angebot eine Kleinigkeit.

»Der Général hat mir bereits genug Ehre erwiesen.« Verigny hatte Sharpe nicht nur dieses Zimmer und das Essen besorgt, sondern ihm auch ein neues Rasiermesser, ein Hemd zum Wechseln, neue Strümpfe und sogar eine schöne neue Zunderbüchse gegeben, alles, um die Dinge zu ersetzen, die Sharpe abgenommen worden waren, als er in Ducos’ Hände gefallen war.

Sharpe entfaltete das Papier. Er verstand nicht die französischen Wörter, sah aber seinen Namen – falsch geschrieben – oben über dem Text. Er schaute Montbrun an. »Ist mein Name zum Austausch beantragt?«

Sie mussten diese Frage erwartet haben. Ein Offizier wurde selten als Kriegsgefangener gehalten, wenn er nahe der Front gefangen genommen wurde. Montbrun runzelte die Stirn. »Wir befürchten, nein, Major.«

»Darf ich fragen, warum?«

»Sie haben eine gewisse – traurige Berühmtheit, *Monsieur*.« Montbrun lächelte. »Es wäre dumm von uns, einen so hervorragenden Soldaten freizugeben, der unserer Sache weiteren Schaden zufügen kann.«

Es war ein nettes Kompliment, aber nicht die Antwort, die Sharpe wünschte. Wenn er nicht ausgetauscht wurde, lag eine Reise zur Grenze vor ihm, wo er auf sein Ehrenwort hin freigelassen werden würde, um sich ohne Eskorte auf den Weg durch Frankreich zu machen. Verigny erklärte eifrig, es wäre ihm ein Vergnügen, Sharpe mit den nötigen Mitteln auszustatten, damit er nur in den besten Hotels übernachten konnte. Er würde ihm darüber hinaus Empfehlungen mitgeben, und der Major könne auf seiner Reise nach Norden verweilen, um die Sommerfreuden Frankreichs zu genießen. »Nehmen Sie sich den ganzen Sommer Zeit, Major. Sie können trinken, es gibt Frauen und noch mehr zu trinken.« Er trank sein Glas leer. Verigny sprach bereits mit schwerer Zunge.

Es gab noch mehr, wie Montbrun erklärte. Wenn Sharpe in Verdun war, der großen nördlichen Festung, wo Offiziere gefangen gehalten wurden, würde der Général dafür sorgen, dass Sharpe genug Geld hatte, um sich Zimmer in der Stadt, Bedienstete und die Mitgliedschaft in den besten Clubs der gefangenen britischen Offiziere erlauben zu können. Sogar die Mitgliedschaft in der Literarischen und Philosophischen Vereinigung, die weder literarisch noch

philosophisch war, sondern den reichsten britischen Gefangenen diskret die Freuden beschaffte, die ein Mann brauchte.

Sharpe dankte ihm.

Montbrun griff in seine Patronentasche und holte eine Feder und ein Tintenfässchen hervor. Er schob beides zu Sharpe hin. »Werden Sie unterzeichnen, Major?«

»Wann werde ich Burgos verlassen?« Sharpe rührte die Feder nicht an.

»Morgen, Major. Der Général ist bei der Nachhut. Sie können zu Pferd reisen oder, wenn Ihre Verwundungen Probleme aufwerfen, in der Kutsche der Marquesa. Wir werden um neun Uhr morgen früh aufbrechen.«

Sharpe schaute Hélène an. Die Versuchung, jetzt nachzugeben, zu unterschreiben und mit ihr zu reisen, war sehr groß.

Sie lächelte. »Tun Sie es, Richard.« Sie zuckte mit den Schultern. »Wir werden Sie nicht gehen lassen, das wissen Sie.«

Verigny rülpste dezent, und Montbrun hob die Augenbrauen. Sharpe lächelte. »Dann werde ich flüchten müssen.«

Das schockte sie. Sekundenlang herrschte Stille, und dann stieß Verigny einen Wortschwall aus, der drängend, fast flehend klang. Wenn er nicht sein Ehrenwort gab, dann waren sie gezwungen, einen tapferen Mann zu demütigen, der bereits genug Demütigungen durch Franzosen erlitten hatte, die eine Schande für ihr Land, ihren Kaiser und die heilige Fahne waren. Undenkbar, dass er wie ein gewöhnlicher Krimineller ins Gefängnis marschieren sollte. Verigny wollte nichts davon hören. Sharpe müsse unterschreiben!

Doch wenn er sein schriftliches Ehrenwort gab, dann konnte er keinen Fluchtversuch unternehmen.

Er schaute wieder auf das Papier. »Ich werde Ihnen meine Entscheidung morgen früh mitteilen. Sagen wir – um acht Uhr?«

Es war das Beste, was sie tun konnten. Sie versuchten, ihn zu überreden, doch er ließ sich nicht umstimmen. »Morgen früh um acht Uhr.«

Zwei weitere Weinflaschen wurden geöffnet. Sharpe spürte bereits die Wirkung der ersten sechs, aber er ließ Montbrun weiteren Wein einschenken. Sie prosteten Hélène zu und tranken darauf, dass sie ihre Wagen zurückerhalten möge. Sie sagte, es hätte den Anschein, dass sie schon nach Vitoria geschickt worden waren, aber Général Verigny war zuversichtlich, sie für sie zurückzuholen. Wieder wurde Wein eingeschenkt. Major Montbrun, dessen feistes Gesicht vom Schweiß glänzte, erbat Sharpes Erlaubnis, auf den Kaiser zu trinken, und als Sharpe die Erlaubnis großzügig erteilte, taten sie es gebührend. Aus Höflichkeit gegenüber ihrem Gast ließen sie König Georg III. hochleben und schließlich verschiedene andere Könige einschließlich Arthur, Alfred, Karl der Große, Louis I. bis Louis XIV., Caesar Augustus, Nebukadnezar, Wilfried der Haarige und schließlich Tiglat Pileser III., dessen Namen sie zu diesem Zeitpunkt nicht mehr aussprechen konnten, der jedoch die Ehre hatte, mit dem ersten Brandy hochzuleben.

General Verigny schlief. Er war eingeschlafen, seit er auf die Gesundheit von Richard Löwenherz getrunken hatte.

»Das war ein *mignon*«, hatte Montbrun gesagt und war dann rot geworden, weil es ihm herausgerutscht war. Als jetzt die Sonne unterging und die Munitionsstapel im Burghof lange Schatten warfen, erklärte Montbrun, dass er gehen müsse. »Sie teilen uns morgen früh Ihre Entscheidung mit, Major?« Er lallte ein wenig. Er klopfte auf das Papier mit dem Ehrenwort.

»Ja, morgen früh.«

»Gut. Ich lasse es hier, wenn ich darf.« Er erhob sich, blickte alarmiert drein, als er die Wirkung des Weins spürte und Mühe hatte, das Gleichgewicht zu bewahren. »Du meine Güte!«

Zwei Lanzenreiter wurden geholt, um den Général die Treppe hinunter zu tragen und Montbrun zu stützen. Die Marquesa, die Sharpe die Hand zum Handkuss reichte, wirkte fast nüchtern. Es standen noch sechs ungeöffnete Flaschen auf dem Tisch. Sie lächelte Sharpe an. »Flüchte nicht, Richard.«

Er erwiderte das Lächeln. »Danke für dein Kommen.«

»Armer, dummer Richard.« Sie streichelte über seine Wange und folgte dann den beiden Offizieren und deren Helfern zur Treppe.

Sharpe setzte sich. Er hörte, dass die Füße des Générals über die Treppe schleiften, nahm das Öffnen und Schließen einer Tür wahr und lauschte den Geräuschen der Kutsche, die sich entfernte. Er schaute auf das Ehrenwort, auf die französischen Wörter und spürte die Versuchung, mit Hélène in der Kutsche zu reisen.

Die Tür wurde geöffnet.

Hélène lächelte. »Ich habe ihnen gesagt, dass sie mich in drei Stunden abholen sollen.« Sie klopfte an die Tür, und Sharpe hörte, dass draußen der Riegel vorgeschoben wurde.

Hélène sah Sharpe an, den Kopf zur Seite geneigt, und dann ging sie zum Bett, setzte sich auf die Kante und hob einen Fuß an, um die Halbstiefel auszuziehen, die sie unter dem Kleid trug. »Komm ins Bett, Richard, komm um Himmels willen ins Bett.«

Er nahm eine Champagnerflasche mit, und Hélène lachte. »Siehst du, wie gut es ist, ein Gefangener Frankreichs zu sein?«

Er lächelte und hob die verbundene rechte Hand. »Du wirst mich ausziehen müssen.«

»Das habe ich auch vor, Richard. Komm her.«

Sharpe ging zu ihr. Er schaute zu, während sie sich und dann ihn entkleidete. Dann war sie nackt im rötlichen Sonnenschein. Sie zog ihn zu sich aufs Bett und in ihre Arme.

Die Marquesa rauchte eine Zigarre. Sie lag auf dem Rücken und blies Rauchringe zur Decke. »Ich habe das seit Monaten geübt.«

»Du warst sehr gut.«

»Auch im Rauchringe blasen?«

Sie kicherte. »Du bist nicht sehr betrunken.«

»Du auch nicht.« Er träufelte Champagner auf ihren Bauchnabel und leckte ihn ab. »Spürst du das Perlen des Champagners?«

»Ja.«

»Das glaube ich dir nicht.«

Sie schwieg eine Weile, und dann, mit plötzlich veränderter Stimme, veranlasste sie ihn, sein Spiel zu beenden und sie anzusehen. Sie sagte ihm, dass Major Ducos sie dazu gebracht hatte, den Brief zu unterschreiben, der zu dem Duell geführt hatte.

Sharpe schaute ihr in die grauen Augen. »Ich weiß.«

»Komm her.« Sie wies auf das Kissen neben sich, und als er dort lag, zog sie das Laken über sie beide und legte ein Bein über seines. »Bist du betrunken?«

»Nein.«

»Dann hör zu.«

Sie redete. Sie sprach von einem Vertrag, der zwischen dem gefangenen spanischen König und Kaiser Napoleon abgeschlossen werden sollte. Sie sprach von Pierre Ducos’

Rolle beim Abschluss des Vertrages, beschrieb die Bedingungen und machte klar, dass er, wenn er unterzeichnet war, die Briten aus Spanien hinauszwingen würde. »Verstehst du?«

»Ja. Aber was …«

»… hat das mit diesem Brief zu tun?«, vollendete sie seine Frage und zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht.« Sie warf den Zigarrenstummel auf den Steinboden und legte die Hand auf Sharpes Hüfte. »Ich weiß es einfach nicht. Ich kann mir nur denken, dass der Inquisitor Ducos irgendwie hilft und dass mein Vermögen der Preis für diese Hilfe ist.«

Sharpe musterte ihr schönes, sinnliches Gesicht und versuchte zu ergründen, ob das die Wahrheit war. Er wusste es nicht. Es ergab mehr Sinn als ihre letzte Geschichte, aber er war sich darüber im Klaren, dass diese raffinierte Frau eine meisterhafte Lügnerin war. »Warum erzählst du mir das?«

Sie antwortete nicht auf die Frage, sondern fragte ihn, ob er Major Montbrun sympathisch fand. Sharpe zuckte mit den Schultern. »Das nehme ich an.«

Sie stemmte sich auf einen Ellbogen, und die Decke rutschte bis zu ihrer Hüfte hinab. Es war fast dunkel, und Sharpe zündete die Kerze auf dem Nachttisch an. Hélène neigte sich über ihn, um eine neue Zigarre an der Flamme anzuzünden, und er umschmeichelte mit der Zunge eine ihrer Brustspitzen. »Richard! Kannst du nicht ernsthaft sein?«

»Das bin ich.«

»Was glaubst du, weshalb Montbrun hier war?«

»Keine Ahnung.«

»Himmel! Denk nach, du dummer Kerl!« Sie lag halb über ihm. »Montbrun ist einer von Josephs Männern, und Joseph ist der König von Spanien! Es gefällt ihm, mit ›Majestät‹

angesprochen zu werden! Er will Spanien nicht aufgeben. Selbst wenn wir nur ein Stück von Spanien halten, hat er ein Königreich, aber jetzt will ihm sein Bruder den Thron unter dem Hintern wegziehen und alles Ferdinand zurückgeben. Verstehst du?«

»Ja, ich kapiere. Aber warum sagst du mir das?«

»Weil du es stoppen wirst.« Sie nahm einen Tabakkrümel von ihren Lippen und tupfte ihn auf seine Brust. »Du wirst dieses Ehrenwort unterschreiben und mit mir kommen. Dann wirst du flüchten. Montbrun wird dabei helfen, er weiß Bescheid. All das Gerede vom Durchqueren Frankreichs geschah wegen Raoul. In Wirklichkeit wollen wir, dass du entkommst.« Sie streichelte Sharpes Brust. »Du reitest zu Wellington. Ich gebe dir einen Brief, den Montbrun unterzeichnen wird.« Sie schaute Sharpe in die Augen, die Überraschung widerspiegelten. »Du entkommst mit unserer Hilfe und reitest zu Wellington, denn wenn er dann eine öffentliche Erklärung abgibt, kann er den Vertragsabschluss verhindern. Niemand wird wagen, den Vertrag noch zu unterstützen. Nur Ferdinand kann es schaffen, dass die blöden Bastarde den Vertrag akzeptieren, aber wenn Arthur die Spanier dazu bringt, eine Erklärung abzugeben, dass der Vertrag nicht akzeptiert werden wird, dann wird er niemals unterzeichnet werden. Du verhinderst ihn also, verstehst du?«

Sharpe runzelte die Stirn. »Warum verhindert nicht Joseph den Vertrag?«

»Weil sein Bruder ihn kreuzigen würde. Alle haben Angst vor Napoleon. Aber wenn du Wellington informierst, kann niemand Joseph die Schuld geben.«

»Warum tauscht ihr mich nicht einfach aus?«

Seine Fragen schienen sie zur Verzweiflung zu bringen. »Das können wir nicht. Ducos würde es nicht zulassen. Er will dich in Paris als Beweis des Verrats der Briten

vorführen. Außerdem, glaubst du, wir würden jemals einen wie dich austauschen?«

»Aber ihr lasst mich entkommen.«

»Weil dann Ducos verliert. Weil Joseph ein Stück von Spanien behält und mir meine Wagen zurückgibt!« Sie musterte ihn abschätzend. »Montbrun wird dich ebenfalls bezahlen.«

»Aber sagtest du nicht, der Vertrag würde Frankreich retten?«

»Herrgott noch mal! Und ich werde arm sein, und die Hälfte von Josephs Männern wird ruiniert sein. Wir brauchen diesen Sommer, Richard, das ist alles! Außerdem war es dieser Dreckskerl Ducos, der dies alles arrangierte, der mich festnehmen ließ, der dich fast aufhängen ließ! Ich will, dass Ducos an die Wand gestellt wird, Richard! Im nächsten Sommer können sie ihren verdammten Vertrag machen, aber nicht jetzt! Erst wenn Pierre Ducos tot ist.«

»Und du willst dein Geld.«

»Ich will dieses Haus, von dem ich dir erzählt habe.«

»Lerchenpastete und Honig?«

»Und du kannst mich von England aus besuchen. Wir werden dich bezahlen, Richard. Zweitausend Guineen, in Gold, Papiergeld oder was immer. Unterzeichne nur das Ehrenwort, und wir erledigen den Rest.« Sie beobachtete ihn, als er aufstand, nackt zum Fenster ging und sich dort hinsetzte. »Nun?«

»Wenn ich mein Ehrenwort breche, bin ich ehrlos.«

»Zum Teufel mit der Ehre. Dreitausend!«

Er wandte sich ihr zu. Sie neigte sich zu ihm. Der Schein der Kerze fiel auf ihren nackten schönen Körper. Er fragte sich, ob sie etwas empfand, wenn sie in seinen Armen lag. »Du willst, dass ich mit der Unterschrift meine Ehre verkaufe?«

Sie warf die Zigarre nach ihm. »Für dein Land! Für mich! Außerdem ist es nicht unehrenhaft!«

»Nicht?«

»Montbrun hat deinen Namen absichtlich falsch geschrieben. Es ist nicht dein Ehrenwort.«

Er wandte sich von ihr ab und schaute aus dem Fenster. Unten fuhr eine Kutsche auf den Burghof zwischen die sonderbaren Munitionsstapel.

Hélène hörte es, fluchte und begann sich anzukleiden. »Kannst du mir das Kleid zuhaken?«

Er fummelte mit der verbundenen Hand am Rücken ihres Kleides herum und hakte es zu. Dann drehte er sie zu sich um. Er schaute in ihre Augen, und sie schlang die Arme um seinen Nacken und küsste ihn. »Tu es für mich, Richard. Erledige Ducos und diesen verdammten Inquisitor und mach weiter Karriere.« Sie nahm seine Hand und drückte sie auf ihren Busen. »Der Krieg wird in zwei oder drei Jahren vorbei sein. Vorbei! Komm dann zu mir. Versprichst du mir das?«

Sie küsste ihn, und ihre Lippen waren weich und warm. »Komm zu mir, wenn alles vorüber ist.«

»Zu dir?«

Sie lächelte. Sie war wunderschön, und sie flüsterte ihm ins Ohr, und ihre Wange war warm an seiner. »Ich liebe dich, Richard. Tu es für mich und komm zu mir.« Jemand klopfte an die Tür. Hélène rief, dass sie warten sollten, und fuhr sich glättend mit der Hand übers Haar. »Wirst du zu mir kommen?«

»Du weißt, dass ich das tun werde.«

Sie wies auf das Ehrenwort. »Dann unterschreib, Richard. Für uns beide! Unterschreib!« Sie schaute lächelnd an seinem nackten Körper hinab, forderte ihn mit einer Geste auf, sich hinter die Tür zu stellen, damit er nicht nackt gesehen wurde, und dann ging sie.

Sharpe trank, und seine Stimmung wurde immer schlechter. Er dachte an verratene Ehre, an eine Frau, die ihm versprochen hatte, seine wildesten Träume zu erfüllen, an einen Vertrag, der Britanniens Armee aus Spanien vertreiben sollte. Er hatte sich angezogen und weitere Kerzen angezündet, doch das Ehrenwort hatte er immer noch nicht unterschrieben.

Er sagte sich, dass er zu betrunken war, um zu unterschreiben. Seit Hélène fort war, hatte er zwei Flaschen Wein getrunken. Er ging zum Tisch, erstaunt darüber, dass er noch aufrecht stehen konnte, und nahm zwei Flaschen mit zum Fenster. Er sagte sich, dass er sich einen weiteren komplizierten Ausflug durch das Zimmer ersparte, wenn er gleich zwei Flaschen nahm. Das kam ihm äußerst clever vor. Er war mächtig stolz darauf. Er lehnte den Kopf an das Fenstergitter. Irgendwo lachte eine Frau, ein leiser Laut der Lust, und er war neidisch.

»Hélène«, sagte er laut. »Hélène, Hélène, Hélène.«

Er trank weiter, gleich aus der Flasche. Wenn er das Ehrenwort unterzeichnete, dann würde er ein paar Tagelang mit Hélène zusammensein. Verigny konnte nicht immer bei ihnen bleiben. Sie konnten die Vorhänge der Kutsche zuziehen und es miteinander treiben.

Er würde seine Ehre verlieren. Er würde sein Ehrenwort brechen. Wenn er das tat, würde er keine Ehre mehr haben. Doch er würde Britannien vor einer Niederlage retten, zum Preis seiner Ehre. Für seine Ehre konnte er Hélène reich machen. Er konnte Ducos zum Versager stempeln, den Mann entehren und vielleicht sogar dafür sorgen, dass er an die Wand gestellt und erschossen wurde, wie Hélène gesagt hatte. Alles zum Preis seiner Ehre.

Er dachte an Ducos und hob die Weinflasche. »Bastard!« Er gähnte, trank Wein und versuchte, den Blick auf ein erhelltes Fenster des Burgfrieds zu konzentrieren, aber der Lichtfleck schien immer nach rechts wegzurutschen. Er

grübelte über dieses Phänomen nach, gab es dann aber auf. Vielleicht meint sie es ernst, dachte er, vielleicht liebt sie dich wirklich. Manchmal hatte er diese schöne Frau für ein treuloses Luder gehalten, aber auch treulose Luder müssen jemanden lieben, oder nicht? Er fragte sich, ob Liebe ein Zeichen von Schwäche ist, und sagte sich, dass es nicht der Fall war, und dann konnte er sich nicht mehr erinnern, was er gedacht hatte, und er trank weiter aus der Weinflasche. Er überlegte, ob seine Tochter Antonia eine französische Adlige als Stiefmutter haben mochte. Er trank auf den Gedanken. Er trank auf Lerchenpastete und Honig und Weißwein und Hélènes Körper in seinen Armen, und er wünschte, sie wäre noch hier, und er trank noch mehr Wein, weil das sein Gefühl der Einsamkeit linderte.

Jenseits des Fensters, im Nordwesten, hatte es den Anschein, als wäre ein Glühen am Himmel. Er bemerkte es, betrachtete es mit gerunzelter Stirn und sagte sich, dass das Glühen am Himmel es wert sei, gefeiert zu werden. Er hob die Flasche und trank. Er fühlte sich übel. Er sagte sich, dass er sich vielleicht besser fühlen würde, wenn er sich übergab, aber er traute sich nicht zu, den Weg zu dem Eimer zu schaffen, der dezent verborgen hinter einem improvisierten Wandschirm stand. Sie hatten alle gelacht, als Montbrun den Eimer benutzt und scheinbar eine Ewigkeit lang gepinkelt hatte. Sharpe lachte jetzt wieder. Sie liebte ihn. Sie liebte ihn. Sie liebte ihn.

Er schloss die Augen.

Dann ruckte sein Kopf hoch, er riss die Augen auf und starrte auf das große, rote Glühen am Himmel. Er wusste, was es war. Es waren die fernen Biwakfeuer einer Armee, die sich in den schweren Regenwolken widerspiegelten. Die Briten waren im Nordwesten, nahe genug, dass ihre Feuer zu sehen waren, und nahe genug, um diese französische Armee, dieses wandelnde Hurenhaus, zu einem weiteren Rückzug zu zwingen. Er lachte und trank weiter.

Sharpe warf die leere Weinflasche in den Burghof, hörte sie auf den Steinen zerklirren, was den Ruf eines Postens zur Folge hatte. Sharpe rief zurück: *»Mignon! Mignon!«*

Er nahm die nächste Flasche. »Du solltest die nicht trinken«, mahnte er sich laut, doch dann sagte er sich, dass es eine schreckliche Verschwendung wäre, wenn er darauf verzichtete. Er entschied sich, sie im Bett zu trinken, und stand auf.

Er hielt sich an der Wand fest. Plötzlich war für ihn alles klar: König Joseph und Montbrun wollten, dass er flüchtete. Montbrun war ein Höfling. Montbrun wusste mehr über Ehre als Richard Sharpe, es würde also in Ordnung sein, dass er, Sharpe, sein Ehrenwort brach. Er würde flüchten. Er würde zur britischen Armee gehen und reich sein und die Marquesa heiraten, wenn der Krieg vorüber war, denn selbst treulose Luder mussten jemanden lieben, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, dass sie einen anderen liebte. Er trank auf den Gedanken. Lerchenpastete und Honig und Wein. Noch mehr Wein. Immer mehr Wein. Er stieß sich von der Wand ab, steuerte auf das Bett zu und ging kurz davor zu Boden. Er schaffte es, bei dem Sturz die Flasche zu retten.

Er blieb am Bett hocken, in dem er Hélène heute geliebt hatte. »Ich liebe dich«, sagte er. Er zog die Bettdecke über seine Schultern und trank Wein. Es war alles so einfach. Flucht und Sieg, Heirat und Reichtum. Das Glück war mit ihm. Es war immer auf seiner Seite gewesen. Er lächelte und hob die Flasche an.

Er trank noch mehr Wein, nur um zu beweisen, dass er es konnte, und dann, als er ernsthaft dachte, er sollte einige Einzelheiten der Entscheidungen, die er getroffen hatte, ausarbeiten, sank sein Kopf aufs Bett, die Flasche fiel aus seiner Hand, und er schlief den Schlaf des Betrunkenen.

KAPITEL 17

Der Morgen kam mit Katzenjammer. Sharpe stöhnte auf. Er war immer noch in die Decke gehüllt und kauerte neben dem Bett. Das Grau der Morgendämmerung hatte etwas Deprimierendes.

Er fluchte und schloss die Augen.

Jemand schlug in der Burg mit einem Vorschlaghammer, und die Schläge schienen in seinem Kopf widerzuhallen.

»O Gott!«

Sharpe öffnete wieder die Augen. Eine Weinflasche lag neben ihm auf dem Bett. Sharpe stöhnte von Neuem.

Er lehnte den Kopf auf die Bettkante und starrte zur weiß gestrichenen Decke. Das Hämmern kam anscheinend aus den Wänden dieses Zimmers. Er konnte nicht glauben, dass es möglich war, sich so übel zu fühlen. Er hatte das Gefühl, seine Augen versuchten aus dem Kopf zu springen, in seinem Mund war ein noch üblerer Geschmack als der Gestank in der Zelle, in die Ducos ihn gesteckt hatte, und sein Magen rebellierte. »O Gott!«

Er hörte, dass der Riegel an der Tür zurückgeschoben wurde, doch er blickte nicht hin.

»Bonjour, Monsieur!« Es war der heitere, junge Bewacher.

Sharpe drehte langsam den Kopf, und sein Hals schmerzte. »Jesus!«

Der Posten lachte. »*Non, Monsieur*. *Ich* bin es.« Er stellte die Schüssel mit Wasser auf den Tisch und tat, als rasiere er sich. *»Oui, Monsieur?«*

»Oui.«

Sharpe stand auf. Er wankte auf wackligen Beinen und wünschte, er wäre auf dem Boden sitzen geblieben. Er hob eine Hand und stoppte den Wachtposten. »Eine Minute! Warte!« Er ging zu dem Wandschirm, hielt sich daran fest und übergab sich. »Allmächtiger!«

»Monsieur?«

»Schon gut, schon gut! Wie spät ist es?«

»Monsieur?«

Sharpe versuchte, sich an die Vokabel zu erinnern. Er hob die linke Hand und spreizte die Finger. *»L'heure?«*

»Ah! Six heures, Monsieur.«

»Sechs Uhr?«

Der Soldat hielt sechs Finger hoch. Sharpe nickte und spuckte aus dem Fenster.

Der junge Soldat rasierte den englischen Offizier anscheinend gern. Er tat es geschickt und plauderte dabei heiter, während er Sharpe einseifte, rasierte, den Schaum abwusch und ihm das Gesicht abtrocknete. Es kam Sharpe in den Sinn, dass er dem Jungen den Ellbogen in den Bauch rammen, seine Muskete nehmen, den Posten draußen erschießen und binnen zehn Sekunden im Burghof sein konnte. Dort musste ein Pferd aufzutreiben sein, und wenn er Glück hatte, konnte er durch das Tor und fort sein, bevor die Wachen überhaupt wussten, was los war.

Andererseits fühlte er sich morgendlicher Gewalt nicht gewachsen, und er hielt es für äußerst schäbig, einen fröhlichen, jungen Mann anzugreifen, der ihn mit solchem Eifer rasiert hatte. Außerdem brauchte er ein Frühstück. Dringend.

Der Junge tupfte Sharpes Gesicht mit dem Handtuch trocken und lächelte. *»Bonjour!«* Er ging mit Schüssel und Handtuch hinaus und kehrte einen Augenblick später zurück, um die Muskete zu holen, die er neben Sharpe

liegen gelassen hatte. Er winkte Sharpe zum Abschied zu und schloss die Tür, ohne sie zu verriegeln.

Das Hämmern hallte immer noch im Zimmer wider. Sharpe ging zum Fenster und sah, dass die Posten auf den Mauern mit ihren monotonen Hammerschlägen die Geschütze zerstörten, die Wellington im vergangenen Jahr getrotzt hatten. Die Schildzapfen der Lafetten wurden durchgesägt. Wenn sie halb zersägt waren, schlug ein Mann mit einem Vorschlaghammer sie ganz ab. Die Hammerschläge hallten über den Burghof. Damit die Geschütze nicht repariert werden konnten, wurden sie zusätzlich vernagelt und dann über die Mauern gestoßen, damit sie auf die steilen Felsen unterhalb davon fielen. Der Lärm war ohrenbetäubend. Sharpe stöhnte auf.

Er legte sich aufs Bett. Er würde nie wieder so viel trinken, nie wieder. Andererseits war ein Schluck Alkohol natürlich das wirksamste Mittel, um einen Kater zu vertreiben. Die Hälfte der britischen Armee ging betrunken schlafen und konnte am nächsten Morgen dem Tag nur ins Auge blicken, wenn sie die Reste vom Vorabend trank. Sharpe öffnete ein Auge und schielte finster auf eine ungeöffnete Flasche Champagner, die auf dem Tisch stand.

Er holte sie, starrte sie einen Augenblick lang böse an und zuckte dann mit den Schultern. Er klemmte sie zwischen die Beine und drehte den Korken mit der linken Hand, bis es knallte. Nach der Anstrengung des Entkorkens fühlte er sich schwächer als ein kleines Kätzchen. Der Champagner sprudelte auf seine Hose.

Er probierte einen Schluck. Der Champagner spülte den Geschmack von Erbrochenem aus seinem Mund. Er schmeckte sogar gut. Sharpe trank noch etwas mehr.

Dann legte er sich wieder aufs Bett, mit der Champagnerflasche in der linken Hand, und erinnerte sich an das schriftliche Ehrenwort, das auf dem Tisch lag. Er sollte es unterschreiben, dann würde seine Flucht von

denjenigen Leuten in der französischen Armee arrangiert werden, die keinen Frieden mit Spanien wollten. Heute Morgen wirkte alles so kompliziert. Er wusste nur, dass er seine Ehre opferte, wenn er das Schriftstück unterschrieb und flüchtete.

Die Tür wurde wieder geöffnet, und er blieb liegen, bis das Frühstück auf dem Tisch stand, das freundlicherweise von Général Verigny zur Verfügung gestellt wurde. Sharpe wusste, was es sein würde. Heiße Schokolade, Brot, Butter und Käse. *»Merci.«* Immerhin lerne ich etwas Französisch, dachte er.

Eine Stunde später, mit dem Frühstück und der halben Flasche Champagner im Bauch, fühlte sich Sharpe entschieden besser. Der Tag ist sogar vielversprechend, sagte er sich. Er schaute auf das Ehrenwort. Er konnte es nicht unterzeichnen, weil das unter seiner Würde war. Stattdessen musste er flüchten. Er musste zu Wellington reiten und ihm diese Neuigkeiten mitteilen, aber nicht, indem er seine Ehre opferte. Captain d'Alembord hatte gesagt, dass Ehre nur ein Wort sei, um die Sünden eines Menschen zu verbergen, und die Marquesa hatte über das Wort gelacht. Aber Sharpe wusste, was es bedeutete. Wenn er das Ehrenwort unterschrieb und Montbrun seine Flucht arrangieren ließ, würde er nicht damit leben können. Ehre war Gewissen.

Er ging vom Tisch weg, fort von der Versuchung des Ehrenworts, und nahm die Champagnerflasche zum vergitterten Fenster mit. Mit der Flasche in der Hand schaute er hinab auf die Stapel Artilleriemunition, die vom Regen glänzte, der in der Nacht gefallen war. Ein Offizier überprüfte die Zündschnüre. Das wird einen höllischen Knall geben, dachte Sharpe, und er fragte sich, ob er die Explosion von der Großen Straße aus sehen würde.

Er hörte Frauenstimmen. Es war eine außergewöhnlich große Zahl von Frauen bei dieser Armee. Was hatte Verigny

gestern gesagt? Sharpe überlegte und lächelte dann. Diese Armee war ein wandelndes Hurenhaus.

Er wandte sich vom Fenster ab und ging zum Tisch, wo das Ehrenwort, bespritzt mit Rotweinflecken, immer noch auf seine Unterschrift wartete. Er versuchte die französischen Wörter zu deuten, aber es gelang ihm nicht. Dennoch wusste er, was sie bedeuteten. Er versprach, nicht zu flüchten, in keiner Weise den Streitkräften Britanniens oder dessen Verbündeten gegen die französischen Armeen zu helfen, bis er entweder ausgetauscht oder von dem Ehrenwort entbunden wurde.

Er sagte sich, dass er unterschreiben sollte. Ein Entkommen war unmöglich. Er sollte das Ehrenwort unterschreiben und sich weigern, das Angebot der Marquesa zur Flucht anzunehmen. Er dachte an die Reise in ihrer Kutsche mit den zugezogenen Vorhängen, und er erinnerte sich, dass Hélène gesagt hatte, sie liebe ihn. Er schaute auf die Schreibfeder. War es unehrenhaft, das Ehrenwort zu unterschreiben und dann die Informationen über den Geheimvertrag zu Wellington zu bringen? Kam sein Land vor der Ehre? Hatte Hélène die Wahrheit gesagt? Wollte sie ihn, wenn der Krieg vorüber war, wenn er ein ausrangierter Soldat war? Sie hatte von dreitausend Guineen gesprochen. Er schloss die Augen und stellte sich die Summe vor. Dreitausend Guineen reichten für ein ganzes Leben.

Sharpe nahm die Schreibfeder. Er tauchte sie in das Tintenfässchen, und dann strich er die Paragraphen des Ehrenworts durch. Immer wieder strich er hin und her, und schließlich kippte er die Tinte auf das Papier, machte die Wörter unleserlich, zerstörte das Ehrenwort. Er lachte und ging zum Fenster zurück.

Unten tauchte ein Kavallerie-Offizier aus einer Tür auf und trat ins fahle Licht des Morgens. Der Mann war prächtig uniformiert, und seine weiße Reithose war

hauteng wie die Général Verignys. Sharpe fragte sich, ob solche Männer ihre Beine mit Öl oder Butter einfetteten, um eine solch eng sitzende Hose anziehen zu können. Es hätte ihn nicht überrascht. Kavallerie-Offiziere würden alles tun, um auszusehen wie Palast-Lakaien.

Der Mann zupfte seine Uniform zurecht und blies Rauch in die Luft. Er nahm eine Zigarre aus dem Mund, blickte prüfend zum Himmel und schlenderte dann auf den Burgfried zu. Sein goldverziertes Säbelgehänge und die goldenen Tressen auf seinem blauen Uniformrock reflektierten das schwache Licht. Er ging langsam, wohl wegen der engen Reithose, aber er wirkte lässig und selbstsicher. Er wich den Regenpfützen aus, damit die auf Hochglanz polierten Stiefel nicht schmutzig wurden.

Rauch kräuselte von der Zigarre des Mannes. Er trat über eine der Zündschnüre hinweg und tippte die Asche auf einen Stapel Artilleriemunition. Sharpe beobachtete es ungläubig. Der Kavallerist ging weiter und hielt es für unter seiner Würde, der Umgebung Beachtung zu schenken. Ein weiteres Rauchwölkchen stieg von seiner Zigarre auf, und dann warf der Mann mit unglaublicher Achtlosigkeit den Zigarrenstummel hinter sich auf das Gewirr der Zündschnüre. Er verschwand im Burgfried.

Anscheinend hatte niemand etwas bemerkt. Der Pionier-Offizier, der die Zündschnüre überprüft hatte, war nicht da. Die Posten auf den Mauern starrten nach draußen. Zwei Infanteristen, die einen großen Kessel mit etwas Dampfendem über den Burghof trugen, waren mit ihren Gedanken beschäftigt.

Sharpe schaute zu den Munitionsstapeln. War es Einbildung, oder war da ein kleines Rauchwölkchen an der Stelle, wo der brennende Zigarrenstummel gelandet war?

Nur Einbildung, sagte er sich.

Er bemerkte, dass er trotz der Verletzung einen der Gitterstäbe mit der rechten Hand umklammert hatte. Er

löste die Hand.

Einige Männer gingen unter seinem Fenster vorbei. Sie lachten laut.

Es war keine Einbildung. Der Zigarrenstummel brannte sich durch die Pulverfüllung der Zündschnüre. Rauch stieg auf.

Sharpe erstarrte. Wenn er die Franzosen warnte, würde er Gefangener bleiben. Wenn nicht, würde es Tod und Chaos geben, möglicherweise seinen Tod. Aber wenn er das Risiko einging, dann würde das Chaos gut für ihn sein. Er konnte es zur Flucht nutzen, das Ehrenwort vergessen, und er würde frei und seine Ehre würde bewahrt sein.

Der Rauch wurde jetzt dichter und wehte ostwärts. Ein Artillerist kam aus einem Magazin an der fernen Mauer und überquerte den Hof. Er passierte den Rauch in nur drei oder vier Yards Entfernung und bemerkte nichts. Der Mann aß ein Stück Brot und blickte zum Himmel, der Regen verhieß. Auf den Mauern und dem Dach des Burgfrieds waren Männer, aber keiner sah den Rauch.

Sharpe biss sich auf die Unterlippe. Der Rauch ging in Feuer über. Gerade war da noch ein graues Wölkchen gewesen, und im nächsten Augenblick sprühten Funken von den Zündschnüren.

Der Artillerist blieb abrupt stehen und starrte ungläubig auf die Feuerschlangen. Eine verschwand unter einem Munitionsstapel. Sie würde die Zündschnur der ersten Granate anbrennen. Der Artillerist wies entsetzt hin und begann zu rennen.

Die Granate explodierte.

Sie hob die anderen Granaten empor, Funken sprühten, und dann explodierte eine zweite und dritte, und plötzlich war auf dem Burghof ein Inferno von Feuer und Krachen. Männer schrien durcheinander und rannten. Sharpe trat vom Fenster fort. Es führten Zündschnüre in den Burgfried,

und er hatte soeben durch den Rauch eine Feuerschlange in den Turm züngeln sehen.

Er wich langsam zurück. Es war zu gefährlich, das Zimmer zu verlassen. Die Treppe führte nur zum Burghof hinunter, wo die Granaten explodierten. Er musste in diesem Zimmer bleiben und überleben.

Sharpe kippte das Bett um und suchte Schutz hinter der Matratze. In diesem Augenblick geriet der Hügel mit der Burg in Bewegung.

Tief unter dem Burgfried, in den Kellern und den Minenschächten, die im vergangenen Jahr gegraben worden waren, um die Burg gegen die Briten zu verminen, lagerte das Pulver. Fass um Fass war dort unten, eingebettet im Gestein, und jetzt fand das Feuer dorthin.

Das Pulver explodierte.

Es schmetterte nicht nach draußen. Es war mehr als genug Pulver, um den Hügel zu köpfen, um die Mauern, die Kapelle, Bastionen, Geschütze und Tore zu zerstören, doch die Keller im Fels wirkten wie ein gigantischer Mörser und wirbelten den Druck empor, bis die Flammen wie Speere in die tiefen Wolken stießen, und immer noch schleuderten Trümmer und Granaten hoch in die Luft, über die Wolken hinaus, und ein schwarzer Rauchpilz folgte, der von weiteren Donnerschlägen und neuen Flammen durchstoßen wurde, als andere Pulverfässer im Feuer explodierten, das den Burgfried zerstört hatte. Das Donnern war im Umkreis von vielen Meilen zu hören.

Sharpe kauerte sich gegen die Wand.

Das Bett schien gegen ihn zu hämmern, und die Luft war wie eine gewaltige heiße Faust, die auf ihn einzuhämmern schien. Er hörte nichts mehr, obwohl er von infernalischem Krachen umgeben war.

Er war wie taub.

Er spürte, dass der Steinboden unter ihm bei jeder Druckwelle erbebte. Dann gab es einen noch stärkeren Donnerschlag, eine Explosion, die sogar durch seine Taubheit drang, und Fragmente der Matratze flogen herum, die ihn geschützt hatte.

Wieder Stille.

Sharpe atmete Staub ein. Das Krachen hatte aufgehört, doch das Zimmer schien sich zu drehen wie die Kabine eines schlingernden Schiffs.

Er stemmte sich auf, schob das Bett fort und sah, dass die Luft mit weißem Nebel erfüllt war. Es war kein Rauch, sondern pulverisierter Putz von den Wänden und der Decke. Das weiße Pulver hüllte ihn ein und brannte in seinen Augen.

Sharpe spuckte Staub aus.

Er hielt immer noch die Champagnerflasche in der Hand. Er spülte sich den Mund mit Champagner aus, spuckte ihn aus und trank dann. Die ganze Welt schien in Bewegung zu sein. Die Tür war aus den Angeln gerissen worden und lag auf dem Gang. Der Tisch war umgefallen, und Sharpe sah, dass das Tintenfässchen auf dem Boden hin und her rollte wie das Gewicht eines Pendels.

Er ging zum Fenster. Der Boden schien auf und ab zu wogen wie ein Schiff auf stürmischer See.

Er hatte Almeida nach der Explosion gesehen, und das hier erinnerte ihn an die portugiesische Festung. Da waren der gleiche Gestank nach verbranntem Fleisch, das gleiche Feuer und der Rauch und Staub in der Stille.

Der Burgfried war ein brennender Kessel aus Flammen und Rauch. Sharpe konnte sich nicht vorstellen, wie so viel Rauch aus Steinen entstehen konnte. In seinen Ohren klingelte es stetig und peinigend. Er schlug sich mit der flachen Hand an den Kopf.

Ein Mann schrie unterhalb von ihm. Die Kleidung des Mannes war verbrannt, sein Körper geschwärzt, der Rücken mit Blut bedeckt. Das Schreien machte Sharpe bewusst, dass er wieder hören konnte. Zeit, zu verschwinden, dachte er, und diese Erkenntnis war so sonderbar, dass er sich nicht von der Stelle rühren konnte. Ein Magazin flog irgendwo unten in die Luft, und Flammenlanzen stachen durch den wallenden Rauch. Der Boden erbebte von Neuem.

Sharpe hörte ein Bersten zu seiner Rechten und spürte entsetzt, dass sich der Boden neigte. Unwillkürlich ließ er die Champagnerflasche fallen und klammerte sich am Fenstergitter fest. Ein Riss entstand in der Wand, der sich zu einem Spalt vergrößerte, als Sharpe hinstarrte. O Gott! Die alten Gebäude, die an die Mauer zum Hof gebaut waren, stürzten ein!

Weg hier!, durchfuhr es ihn. Er klopfte an seine Seite und vergewisserte sich, dass sein Säbel in der Scheide war. Dann ging er zur Türöffnung und hatte das Gefühl, über das Deck eines schlingernden Schiffes zu gehen. Er befürchtete, dass unter seinen Schritten das Gebäude einstürzen könnte, dass er jeden Augenblick von Trümmern und einstürzenden Deckenbalken erschlagen werden würde.

Abermals erbebte der Bau. Draußen schrie ein Mann, dann ein weiterer. Sharpe trat über die Türschwelle und sah den jungen heiteren Posten tot auf dem Gang liegen. Eine Granate war durch das Fenster am Treppenabsatz geschlagen und hatte den jungen Franzosen zerfetzt.

Steine polterten. Ein Bersten klang wie ein Peitschenhieb. Sharpe lief die von Rauch eingehüllte Treppe hinab. Seine Uniform war mit einer dicken weißen Staubschicht bedeckt. Als er an der Tür zum Burghof war, begann er instinktiv, den Staub abzuklopfen, doch dann hielt er inne. Es war eine bessere Verkleidung, als er erhoffen konnte.

Irgendwo stürzte Mauerwerk ein, und Schreie und Rufe ertönten. Sharpe war sich darüber im Klaren, dass bald Männer in der Burg sein würden, die nicht benommen waren und mit der Bergung von Verletzten und Toten beginnen würden. Er eilte in den Burghof und lief nach links auf das Tor zu. Dort drängten sich Männer und starrten entgeistert in das Inferno beim Burgfried.

Sharpe machte kehrt. Er entfernte sich von den Männern, ging auf das Feuer zu und hielt sich dicht an der Mauer zu seiner Rechten. Er passierte Tote und Verwundete, Männer, die schrien, und Männer, die nicht mehr schreien konnten. Der Gestank von verbranntem Fleisch war unerträglich. Sharpe wünschte, er hätte noch den Champagner, um den Geschmack von Staub und Rauch aus seinem Mund zu spülen.

Dann krachte und splitterte und barst es anschwellend zu seiner Rechten in dem Gebäude, in dem er gefangen gehalten worden war, und er sah im Rauch, dass Wände einstürzten, Dachbalken wie Lanzen durch die Steintrümmer stachen, und dann war ihm die Sicht durch Rauch und Staub genommen, und er rannte. Steine donnerten herab. Er spürte einen Schlag gegen sein rechtes Bein. Er wurde herumgerissen und stürzte. Staub drang ihm in Mund, Nase, Ohren und Augen, infernalischer Lärm hüllte ihn ein, und Sharpe kroch blindlings auf das Licht zu. Er betastete sein Bein. Anscheinend war nichts gebrochen. Er stemmte sich auf und kam schwankend auf die Füße. Jemand rief um Hilfe, aber Sharpe konnte sich kaum selbst helfen. Es war ihm wieder übel, er schluckte Staub und humpelte mit dem verletzten Bein.

Sharpe schleppte sich weiter, fort von dem Tor, wo der Feind versammelt war, noch näher ans Feuer heran. Er spürte die Hitze, eine schreckliche Glut, und er prallte vor dem Gluthauch zurück und wich nach rechts aus, und dort, in einem Durchgang in der Mauer, sah er Tageslicht.

Er hastete durch den Gang, und seine Säbelscheide schabte über Steinplatten. Am Ende des Gangs sah er eine zerschmetterte Tür, und darunter führte eine Treppe hinab zu der zerstörten Kapelle.

Sharpe setzte sich auf die Treppe. Es war ihm noch nicht ganz bewusst, dass er frei war, dass er außerhalb der Festung war und warme, staubfreie Luft atmete. Er wischte sich über die brennenden und tränenden Augen und sah schließlich etwas klarer.

Die Stadt breitete sich unterhalb von ihm an den Ufern des Rio Arlanzon aus. Die Türme der großen Kathedrale ragten über die Häuser, und Sharpe sah blinzelnd, dass Löcher ins Dach des riesigen Gebäudes gerissen worden waren, aus denen Rauch quoll.

Da war noch mehr Rauch in der Stadt. Gebäude brannten. Sharpe nahm an, dass Granaten bei der Explosion über die Burg hinausgeflogen und ziellos auf die Stadt gefallen waren. Er wusste, dass er sich beeilen musste.

Der Burghügel fiel etwa zweihundert Yards tief bis zu den Häusern ab. Er stolperte hinunter, stürzte zweimal, rutschte ein Stück durch Steintrümmer hinab und zog sich schmerzhafte Prellungen und Abschürfungen zu. Als er sich aufrappelte, war der Verband um seine rechte Hand mit frischem Blut getränkt. Sein Gesicht war ebenfalls blutig, weil sich die Wunden geöffnet hatten. Das verletzte Bein schmerzte, als wäre es von einer Musketenkugel getroffen worden. Er humpelte die letzten paar Yards in den Schutz einer Gasse. Eine Frau beobachtete ihn aus einem Fenster.

Rufe und Schreie hallten in der Stadt. Sharpe hörte das Prasseln von Feuer.

»Mein Gott!«, krächzte er. Er fühlte sich benommen, und in seinen Ohren klingelte es. Er konnte sich kaum erinnern, dass er die Burg verlassen hatte. Erschöpft lehnte er sich an die Wand.

Die Frau spuckte aus dem Fenster. Sie hielt ihn anscheinend für einen Franzosen.

Sharpe humpelte durch die Gasse, in der es nach Exkrementen roch, die aus Nachttöpfen geschüttet worden waren. Er wusste jetzt, dass er frei war, aber viel mehr war ihm nicht bewusst.

Er gelangte auf den Platz vor der herrlichen Kathedrale. Dort rannten Zivilisten mit Wassereimern durch das große Portal, und als er näher heran war, sah er, dass es tief im Halbdunkel in der Kathedrale brannte. Dann blickte er nach rechts und zuckte zusammen.

Eine Division französischer Soldaten hatte sich auf der Plaza vor dem Abmarsch nach Nordosten formiert. Die Soldaten sahen jetzt aus, als wären sie in einer Schlacht gewesen. Granaten waren in ihre Reihen geschlagen, und Tote und Verwundete lagen verstreut auf dem Kopfsteinpflaster. Einige Verwundete schrien, andere irrten benommen umher, und ein paar versuchten, ihren Kameraden zu helfen. Der Himmel war dunkel vom Rauch. Asche wirbelte in der Luft und fiel sanft wie Flocken herab.

Plötzlich spürte Sharpe die Gefahr. Er war aus der Burg entkommen, aber wie ein Dummkopf in eine Stadt des Feindes geflüchtet. Er zog sich in eine Gasse zurück, lehnte sich an die Hauswand und versuchte, Pläne zu machen, das Klingeln aus den Ohren zu zwingen und klare Gedanken zu fassen. Ein Pferd! Um Himmels willen ein Pferd. Wie hatte Hogan einst gesagt? Aus irgendeinem Grund waren ihm die Worte in Erinnerung geblieben. »Ein Pferd, ein Pferd, mein Königreich für ein Pferd.« Der irische Major sagte stets sonderbare Dinge in dieser Art. Sharpe nahm an, dass es Zitate oder Verse aus Gedichten waren, aber er hatte Hogan nicht fragen wollen.

Abermals erfasste ihn Übelkeit. Er würgte und lehnte sich stöhnend an die Wand. Er sagte sich, dass er sich

verstecken musste. Er war nicht in der Verfassung, ein Pferd zu stehlen.

Plötzlich hörte er Schritte zu seiner Rechten. Er schaute hin und sah Männer in der dunklen Gasse. Sie trugen keine Uniformen. Sie starrten ihn misstrauisch an.

Er richtete sich auf. *»Inglés«,* krächzte er.

Der Mann an der Spitze der Gruppe hielt einen Holzhammer in der Hand. Er trat vor, und sein Gesicht war von Hass verzerrt. Sharpe erkannte, dass sie ihn für einen Franzosen hielten. Er beteuerte noch einmal, dass er Engländer war. *»Inglés!«*

Mit seiner blutigen verbundenen Hand konnte er nicht den Säbel ziehen. Er versuchte es, doch dann traf ihn der Holzhammer am Kopf. Er stürzte, Schritte näherten sich auf dem Kopfsteinpflaster, wütende Rufe und Flüche ertönten, und dann traten und schlugen Dutzende von Stiefeln und Fäusten auf ihn ein. Abermals traf ihn ein Hieb mit dem Holzhammer, und er wurde halb bewusstlos und mit blutenden Wunden fortgeschleift.

Sie traten ihn wieder und schleppten ihn tiefer in die Gasse und auf einen kleinen stinkenden Hof. Ein Mann zog ein langes Schlachtermesser und holte damit aus. Sharpe versuchte, das Messer abzuwehren. Er spürte einen brennenden Schmerz in der linken Hand, und dann traf ihn wieder der Holzhammer, und Sharpe nahm nichts mehr wahr.

Die Franzosen verließen Burgos an diesem Tag. Sie marschierten nach Nordosten und ließen die Stadt in einer großen Rauchwolke zurück, die wie ein Fanal ihres Rückzugs wirkte.

Es begann zu regnen, als die Franzosen aus der Stadt marschierten, ein stetiger Regen, der half, die Feuer zu löschen. Es hatte den Anschein, als würde dieser Regen lange anhalten.

Die Franzosen hätten Burgos gern gehalten und Wellington gezwungen, noch einmal zu versuchen, die hohe Festung auf dem Hügel einzunehmen, doch Wellington hatte seine Armee nach Norden marschieren lassen, ins Hügelland, das allgemein als unpassierbar galt. Wellingtons Armee passierte die unpassierbaren Hügel und drohte die französische Armee von Burgos und ihrem Nachschubweg abzuschneiden, und deshalb zogen sich die Franzosen zurück zu den Hügeln bei Vitoria, wo andere französische Armeen zu ihnen stoßen würden, sodass sie kehrtmachen und sich zur Schlacht stellen konnten.

Die britische Armee sah den Rauch, der aus der Stadt aufstieg. Sie war weit entfernt. Ein paar britische Kavalleristen, deren Pferde mit Schlamm bespritzt waren, ritten nach Burgos und vergewisserten sich, dass die Franzosen fort waren. Sie blieben gerade lange genug, um ihre Pferde zu tränken und Wein zu kaufen, und dann ritten sie fort, denn die Stadt war vom Feind verlassen, die Burg war zerstört und nichts sonst in Burgos war von Interesse für sie. Der Krieg war gekommen, hatte seinen Tribut gefordert und war weitergezogen.

KAPITEL 18

Die britische Armee ließ die Rauchwolke über Burgos weit hinter sich. Sie marschierte in vier großen Kolonnen. Manchmal schlossen zwei Kolonnen dicht auf und vereinigten sich, um einen Fluss zu überqueren, und dann trennten sie sich wieder und wählten separate Wege durchs Hügelland. Es wurde stets Schnelligkeit befohlen. Schnelligkeit, um vor den Feind zu gelangen, um den Weg zur Großen Straße abzuschneiden, um die französische rechte Flanke abzudrängen und auf die Franzosen zu stoßen, bevor sich die feindlichen Armeen zusammenschließen konnten und solange Wellingtons Männer noch zahlenmäßig überlegen waren.

Es gab jedoch Pannen, die immer wieder zu Zeitverlusten führten. Radspeichen zersplitterten, Pferde lahmten, Kranke fielen aus, Geschützachsen brachen.

Der Regen machte den Boden glitschig, Flüsse schwollen an, und Furten wurden zu Stromschnellen. Dennoch marschierten die Kolonnen weiter. Die Männer zogen Geschütze aus Schlamm, schoben Wagen an, trieben die Mulis an, die Infanterie kletterte auf müden Beinen einen weiteren Hügel hinauf, durchquerte wiederum ein Tal, und alles in Wind und Regen des schlimmsten Sommers, an den man sich erinnern konnte. Die Männer hatten ihr Winterquartier in der Hoffnung auf einen schönen Sommer verlassen, doch nun war im nördlichen Hügelland das Wetter zu einem elenden, kalten Feind geworden.

Dennoch hatten selbst alte Soldaten nie eine Armee so gut marschieren gesehen. Die Männer marschierten, als bringe der Wind den Geruch von Sieg, und sie bewältigten in kurzer Zeit Schwierigkeiten, die normalerweise die Männer

entmutigt und Tage Verzögerung bedeutet hätten. Wenn das Wasser an einer Furt hoch war, trieb die Kavallerie ihre Pferde als Wellenbrecher hinein und jagte die Infanterie an der geschützten Seite hindurch, sagte ihnen, dass die Froschfresser auf ihren Tod warteten, dass es nur noch einen Marsch und dann den Sieg geben würde.

Sie witterten diesen Sieg seit Tagen. Vielleicht hatten sie erwartet, in Burgos zu kämpfen, aber die Rauchwolke, die den französischen Rückzug markierte, hatte die britische Armee auf einen anderen Schauplatz getrieben. Es gab Gerüchte, dass die Franzosen die Brücken über den Ebro, den letzten großen Fluss vor den Pyrenäen, bewachten, doch von den Franzosen war nichts zu sehen, als die Kolonnen an einem kalten, regnerischen Tag den Fluss unbehelligt überquerten und den Befehl erhielten, nach Südosten abzuschwenken und auf die feindlichen Truppen hinabzustoßen.

Die Kolonnen schlossen auf. Eine spanische Kolonne blieb im Norden, um jeden Vorstoß französischer Truppen zur Biskaya abzuwehren, doch die anderen Kolonnen marschierten über eine einzige Straße, sodass sie schnell zur Schlacht zusammengezogen werden konnten. Die Infanterie hatte es wie immer am schwersten. Die Straße musste den Wagen, Geschützen und der Kavallerie überlassen werden, und so marschierte die Infanterie durch das Hügelland zu beiden Seiten. Auf den Hängen wimmelte es von Männern und Maultieren, und Marschlieder erfüllten die Luft.

Es war erstaunlich, dass die Männer die Energie zum Singen hatten, und noch erstaunlicher, dass sie so gut sangen, und es war offenkundig, dass sie kämpfen wollten. Gerüchte hatten die Runde gemacht, der Feind bewache einen Konvoi mit Gold, und jeder Mann würde reich, wenn er seine Pflicht erfüllte. Vielleicht trieben diese Gerüchte die Männer mehr an als ihr Stolz. Sie scherzten, die

Froschfresser rannten vor ihnen davon und würden erst in Paris haltmachen, und diese Armee werde weiter und weiter marschieren, bis jeder Mann ein Pariser Mädchen im Arm und einen Beutel mit Gold in der Hand halten würde. Der General, der manchmal nur auf seinem Pferd saß und sie passieren ließ, war voller Stolz auf diese Soldaten, die in solch guter Moral zu einer Schlacht marschierten, die viele von ihnen nicht überleben würden.

Drei Abende nach der Explosion in Burgos saß Major Michael Hogan in dem unbequemen Stall, der ihm als Quartier diente. Er wusste, dass er sich glücklich preisen konnte, überhaupt diesen Stall als Schlafstelle zu haben. Eine Laterne hing über ihm an der Decke, und ihr Lichtschein fiel auf die Landkarte, die auf dem behelfsmäßigen Tisch aus einer alten Kiste lag.

Ein Mann saß ihm gegenüber. Der Mann war ein Jude namens Rodrigues. Er war ein Getreidehändler, der mit der Armee reiste und unbeliebt bei den Quartiermeistern war, die mit ihm verhandelten und ihn wegen seiner Habgier verdächtigten, mit den Franzosen zu sympathisieren. Warum nicht?, sagten sie sich. Jeder wusste, dass die spanische Kirche die Juden hasste. Gewiss hätte Rodrigues ein besseres Leben, wenn die Franzosen in Spanien herrschten, dachten sie.

Hogan wusste es besser. Rodrigues war ein harter Geschäftemacher, aber das war jeder Getreidehändler, der mit der Armee reiste, ob Jude oder nicht. Dieser Getreidehändler, dieser verachtete Mann, hatte ein geniales Erinnerungsvermögen und ein scharfes Gehör, das selbst das leiseste Flüstern in der Ferne hören konnte. Er sprach jetzt im Flüsterton, und Hogan hörte zu.

»Ein Mann brach in ein Kloster ein.« Rodrigues lächelte verschlagen. »Das muss die Nonnen überrascht haben.«

»Was für ein Mann?«

»Einige sagen, ein Engländer, andere sagen ein Amerikaner. Wiederum andere behaupten, ein Franzose. Franzosen befreiten ihn von den Partisanen.«

»Und was sagen *Sie*, Rodrigues?«

Rodrigues lächelte. Er war ein dünner Mann, der Sommer wie Winter eine Pelzmütze trug. »Ich sage, es war Ihr Mann. Er nahm die Frau aus dem Kloster mit.« Er hob eine Hand, als Hogan ihn unterbrechen wollte. »Aber die Nachricht ist nicht gut, Major.«

»Weiter!«

»Er ging mit der Frau nach Burgos, und dort kam er ums Leben.«

Rodrigues sah Hogans Miene und nahm zu Recht an, dass der namenlose Engländer ein Freund des Majors gewesen war. »Es gibt ein Dutzend Geschichten. Ich sage Ihnen, was ich denke.« Der Getreidehändler spielte mit der Reitgerte, die er stets bei sich hatte. Es war keine Waffe, aber sie reichte, um Kinder zu verjagen, die versuchten, etwas von seinen Wagen zu stehlen. »Man sagt, er war in der Burg und tötete jemanden. Dann wurde er mit Respekt behandelt.« Rodrigues zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass er bei der Explosion noch in der Burg war. Er starb mit den anderen.«

»Fand man seine Leiche?«

»Wer weiß? Die Leichen dort waren kaum zu identifizieren.«

Hogan schwieg eine Zeitlang. Er fragte sich, ob es stimmte, aber Rodrigues hatte sich als verlässlicher Informant erwiesen, und Hogan befürchtete, dass der Mann die Wahrheit sagte. Hogan hatte gehört, dass die Explosion in der Burg ein Unfall gewesen sein sollte, bei dem viele Franzosen ums Leben gekommen waren, aber jetzt fragte er sich, ob Sharpe die Explosion arrangiert hatte. Es konnte möglich sein. »Und die Frau?«

»La Puta Dorada?« Rodrigues lächelte. »Sie fuhr mit der französischen Armee. Eskortiert von Lanzenreitern.«

Hogan dachte an Wellingtons Befürchtung, dass Sharpe in das Kloster einbrechen würde. Es hatte den Anschein, dass Sharpe genau das getan hatte. »Was sagen die Leute über die Sache mit dem Kloster?«

Der Jude lachte. »Sie sagen, das muss ein Franzose gewesen sein. Schließlich befreite der Mann eine Französin und ritt mit französischer Kavallerie davon.«

Aus und vorbei, dachte Hogan, alles vorbei! Sharpe ist gescheitert. Aber es war ein besserer Tod als der am Galgen.

»Und was geschieht jetzt, Major?«, fragte Rodrigues.

»Jetzt? Wir marschieren. Entweder versuchen die Franzosen uns zu stoppen oder nicht.«

»Sie werden es versuchen.«

Hogan nickte. »In diesem Fall wird es eine Schlacht geben.«

»Die Sie gewinnen werden.« Rodrigues lächelte. »Und dann, Major?«

»Dann werden wir die Franzosen bis zur Grenze verfolgen.«

»Und dann?«

Hogan lächelte. Rodrigues verlangte nie eine Bezahlung für Informationen, jedenfalls keine in Geld. Der Ire tippte auf seine Landkarte. »Ein neuer Nachschubhafen. Hier.«

Rodrigues grinste breit. Die Information war ein kleines Vermögen wert. Er würde in diesem Hafen Männer und Lagerhäuser bereit haben, bevor seine Konkurrenten auch nur ahnten, dass der britische Nachschub nicht mehr über die langen Straßen von Lissabon aus transportiert wurde. »Danke, Major.« Er erhob sich.

Hogan brachte Rodrigues zur Tür und schaute ihm nach, bis er die Posten passiert hatte. Dann lehnte er sich an den Türpfosten und schaute in den Regen, der im Schein der Lagerfeuer glitzerte.

Sharpe tot? Er hatte das schon mal gedacht und sich geirrt. Hogan starrte in die Dunkelheit gen Osten, dachte an Geister, wusste, dass Sharpe tot sein musste, wollte es dennoch nicht glauben.

Und am Morgen, als es immer noch regnete und der Wind mehr zum Winter in Irland passte als zum Sommer in Spanien, marschierte die Armee weiter. Die Männer marschierten bereitwillig zu der Schlacht, die diesen Marsch beenden würde, zu der Stadt mit den goldenen Kirchtürmen – Vitoria.

»Essen Sie das!«

Sharpe nickte. Das Mädchen fütterte ihn mit Suppe, die dick, warm und schmackhaft war. »Was ist es?«

»Pferd. Jetzt setzen Sie sich auf. Der Doktor kommt.«

»Es ist wieder alles in Ordnung.«

»Das ist es nicht. Sie haben nur mit viel Glück überlebt. Essen Sie!«

Seine Uniform hing an der Wand, die Uniform, die ihm das Leben gerettet hatte. Dutzende einzelner Franzosen waren nach der Explosion in Burgos totgeschlagen worden, aber Sharpe, dessen Uniform sie hatten aufschneiden wollen, war als englischer Offizier erkannt worden. Die Männer waren sich ihrer Sache nicht ganz sicher gewesen. Sie hatten sich gestritten. Einige hatten argumentiert, dass Hose und Stiefel französisch waren, aber andere waren sich sicher gewesen, dass der dunkelgrüne Uniformrock britisch war. Die Knöpfe mit den schwarzen Kronen hatten den Ausschlag gegeben. Kein Franzose hatte Kronen auf den Knöpfen, und so hatten sie Sharpe am Leben gelassen.

Das Mädchen lachte ihn an. »Essen Sie.«

»Ich versuche es!« Beide Hände waren verbunden. Sharpe hatte überall Beulen und Schrammen. Sein Kopf war bandagiert. »Welchen Tag haben wir?«

»Dienstag.«

»Welches Datum?«

»Was weiß ich. Essen Sie!«

Dies war das Haus des Zimmermanns, der ihn so wirkungsvoll mit dem Holzhammer niedergeschlagen hatte. Der Mann wollte es wieder gutmachen. Er hatte Sharpe dieses Zimmer gegeben und sogar den Säbel geschärft und neben das Bett gelegt. Das Mädchen war ein schwarzhaariges, dralles Hausmädchen mit einem lieben Lächeln und einer herzlichen Art. Ein Auge war blind, ein milchiges Nichts, wo eine Pupille sein sollte. »Essen Sie.«

Der Arzt kam, ein finster wirkender Mann mit einem fleckigen schwarzen Mantel. Er schröpfte Sharpes Oberschenkel. Bei seinem ersten Besuch hatte er kaum glauben können, dass Sharpe so viele Narben am Körper hatte. Hinter dem Doktor, durch das Fenster, konnte Sharpe den Rauch sehen, der immer noch vor den grauen Wolken über der Burg hing. Regen trommelte leise gegen das Fenster. Es regnete anscheinend, seit er in diesem Zimmer zu sich gekommen war. Der Arzt wischte über den schmalen Schnitt und zog die Decke über Sharpe hinunter. »Noch zwei Tage, Major Vaughn.«

»Ich möchte jetzt gehen.«

Der Arzt schüttelte den Kopf. »Sie sind noch zu schwach, Major. Sie haben viel Blut verloren. Und all die Verletzungen.« Er zuckte mit den Schultern. »Noch zwei Tage Pedros Essen, und es wird Ihnen besser gehen.«

»Ich brauche ein Pferd.«

»Die Franzosen haben alle Pferde genommen.« Der Arzt schüttelte Blut aus dem Becher ins Kaminfeuer und wischte

ihn mit einem Taschentuch aus. »Vielleicht ist morgen auf dem Markt ein Muli zu kaufen.«

»Es muss ein Pferd geben! Man gibt mir hier Pferdesuppe!«

»Dieses Pferd starb bei der Explosion.« Der Arzt spuckte auf seine Lanzette und wischte sie am Mantelärmel ab. »Ich komme morgen wieder, so Gott will.« Er wandte sich zum Gehen, doch Sharpe rief ihn zurück.

»Señor?«

Sharpe verzog das Gesicht, als er versuchte, sich auf dem Bett aufzusetzen. »Haben Sie sich wegen des Inquisitors erkundigt, Doktor?«

»Das habe ich, *Señor.«*

»Und?«

Der Arzt zuckte mit den Schultern. »Sein Haus ist in Vitoria. Die Familie besaß mal Ländereien in Spanien, aber jetzt?« Er hob seine Arzttasche an. »Vitoria. Das war alles, was unser Priester wusste. Sie verzeihen mir, dass ich nicht mehr herausfinden konnte, Major.«

Als Sharpe allein war, setzte er sich auf die Bettkante. Es wurde ihm schwindlig. Er fragte sich, wie hart der Schlag auf seinen Kopf gewesen war. Er hatte immer noch Kopfschmerzen, und die Beule war fast so dick wie ein Hühnerei. Er fluchte leise. Der Regen prasselte.

Sharpe zog das Leinenhemd an, das er getragen hatte, seit Hélène es ihm in Salamanca geschenkt hatte. Es war frisches Blut auf dem Kragen.

Er zog die französische Hose an, die er Hélènes Bruder abgenommen hatte. Der Riss im Latz war durch Sharpes Säbel entstanden. Der Riss war geflickt worden, doch Sharpe sah vor seinem geistigen Auge immer noch, wie die große Klinge Leroux getötet hatte.

Sein Kopf schmerzte, als Sharpe sich bückte und die französischen Kavalleriestiefel anzog. Als er die Stiefel

anhatte, fühlte er sich besser. Er erhob sich und stampfte auf. Seine Beine waren steif. An seinem linken Oberschenkel war ein großer Bluterguss.

Er zog den Uniformrock an. Es kostete ihn viel Mühe, ihn mit den verbundenen Händen zuzuknöpfen. Die Finger seiner linken Hand waren nicht verbunden, und damit hob er den Gurt mit dem Säbel auf und schnallte ihn um. Er hatte keinen Tschako. Er besaß nur, was er an Kleidung trug, und den Säbel. Er hatte weder Mantel noch Rasiermesser, weder Zunderbüchse noch Fernrohr. Aber er kannte ein Geheimnis, durch das der Krieg von Frankreich gewonnen werden konnte. Er musste Wellington über dieses Geheimnis informieren.

»Was machen Sie da?« Das Hausmädchen stand auf der Türschwelle.

»Ich gehe.«

»Das können Sie nicht! Sie sind schwach wie ein Baby. Los, ins Bett zurück!«

Er schüttelte entschieden den Kopf. »Ich gehe.«

Sie versuchten ihn aufzuhalten. Eine Schar von Frauen redete am Fuß der Treppe auf ihn ein und war aufgeregt wie die Nonnen im Kloster. Er dankte ihnen für ihre Fürsorge, bahnte sich mit sanfter Gewalt einen Weg zwischen ihnen und ging auf den Hof hinaus. Der Hof war voller Sägespäne. Kalter Regen tropfte Sharpe ins Gesicht.

»Sie dürfen noch nicht gehen!«, rief ihm eine Frau nach.

»Ich muss fort.«

Er hatte kein Pferd, also würde er zu Fuß gehen. Zuerst war es hart, und bei jedem Schritt peinigten ihn Schmerzen. Er überquerte den großen Platz, der immer noch mit den Spuren der explodierten französischen Granaten übersät war, und ging an der Kathedrale vorbei, die vor den Flammen gerettet worden war. Die Bürger beobachteten ihn stumm. Er bot einen merkwürdigen

Anblick, ein Soldat mit verbundenem Kopf und Verbänden an beiden Händen, der sich steif bewegte, als ginge er zu seinem Begräbnis. Er war unrasiert, und er spielte kurz mit dem Gedanken, bei einem der Barbiere zu halten, die neben ihren Stühlen auf der Straße auf Kunden warteten, doch dann fiel ihm ein, dass er kein Geld hatte.

Er überquerte die Brücke über den Arlanzon, und der Regen hatte bereits seine Uniform durchnässt.

»Señor! Señor!«

Er wandte den Kopf. Consuelo, das halb blinde Hausmädchen, lief ihm nach. Er blieb stehen.

Sie drückte ihm ein Päckchen, das in Ölpapier gehüllt war, in die Hände. »Wenn Sie gehen müssen, Major, nehmen Sie das mit.«

»Was ist es?«

»Kaltes Huhn, Käse.« Sie lächelte ihn an. »Gott sei mit Ihnen.«

Er küsste sie auf die Wange. »Danke, Consuelo.« Dann ging er ostwärts zur Großen Straße, folgte der französischen Armee, die längst fort und in eine Schlacht marschiert war.

Am Nachmittag rastete Sharpe in einer Obstplantage. Er aß die Hälfte des Huhns und wickelte den Rest in das Ölpapier. Dann ging er mit schmerzenden Muskeln zu dem Bach, der durch die Obstplantage floss. Er kniete sich am Ufer nieder.

Mit den freien Fingern der linken Hand löste er den Verband von der Rechten. Er klebte fest, und als er das letzte Stück abzog, schmerzte es, und er riss die Kruste von der Wunde. Er tauchte die schmerzende Hand ins Wasser.

Dann bewegte er die Finger. Verdünnt vom Wasser, floss Blut rosafarben bachabwärts. Sharpe spreizte die Finger, ließ das Wasser in den Schnitt fließen und nahm dann den

Verband ab, der die Messerwunde an seiner linken Hand bedeckte. Der Schnitt war im Handballen. Wieder sickerte Blut ins Wasser. Er ließ die Hände im Bach, bis sie wie betäubt waren.

Schließlich löste er den Kopfverband und tauchte den Kopf ins Wasser. Er hielt den Atem an, als das kühle Wasser über seinen Kopf spülte. Dann trank er. Er hob den Kopf aus dem Wasser, schüttelte mit einem Rucken des Kopfs das nasse Haar zurück und sah die Reiter. Sharpe verharrte. Die Reiter waren auf der Großen Straße, eingehüllt in Mäntel, die sie gegen den Regen schützten. Es waren Partisanen, und sie ritten in den Kampf. Sharpe sah, dass Korken in ihren Musketenmündungen steckten und Lappen um die Schlösser gewickelt waren und Degen aus den nassen Mänteln hervorragten.

Er hätte um Hilfe rufen und sie um ein Pferd bitten können, doch er tat es nicht. Die Männer waren etwa fünfzig Yards entfernt, sichtbar zwischen den Stämmen von Apfelbäumen, und Sharpe hatte den Anführer der Männer gesehen. Er hatte den schwarzen Bart gesehen, der bis zu den Wangenknochen hinauf wucherte, die kleinen Augen, das breite Blatt des Schlachterbeils am Riemen über der Schulter des Mannes. Es war El Matarife. Sharpe wartete reglos, bis sie vorbei waren, und dann kauerte er sich auf die Hacken.

El Matarife folgte den Franzosen in der Hoffnung, dabei zu sein, wenn die Armeen aufeinander stießen, und jetzt war El Matarife zwischen ihm und seinem Ziel.

Sharpe blieb beim Bach, und der Regen fiel auf ihn, während er überlegte, was er tun sollte. Er sagte sich, dass er so schnell wie möglich weiterziehen musste, und als die Partisanen außer Sicht waren, stand er auf, stöhnte vor Schmerzen und kehrte zur schlammigen Straße zurück.

Er war anscheinend allein auf der Straße. Die Felder zu beiden Seiten waren noch zertrampelt von der

französischen Armee. Sharpe ging auf den niedergetrampelten Getreidefeldern, weil es dort nicht so glitschig und schlammig wie auf der Straße war.

Er ging durch kleine Dörfer und vergewisserte sich jeweils zuvor, dass keine Reiter bei einer Bodega verweilten. Bei Einbruch der Dunkelheit befand er sich in freiem Gelände. Keine Häuser oder Reiter waren in Sicht. Der Regenschleier nahm die Sicht auf die Hügel, die am Horizont sein mussten, wie er wusste.

Er suchte einen Unterschlupf, hoffte auf einen Bauernhof oder wenigstens Büsche, die ihn vor dem schlimmsten Regen schützten. Da war nichts. Er schleppte sich weiter, versuchte, sich zum schnellen Marsch eines Schützen zu zwingen, und redete sich ein, wenn er die Schmerzen ignorierte, würden sie verschwinden. Wasser schwappte in seinen Stiefeln, und Regen tropfte ihm in die Augen.

Plötzlich hörte er ein Pferd und fuhr herum. Ein einzelner Reiter war vielleicht hundert Yards hinter ihm. Er verwünschte sich, weil er den Reiter nicht eher bemerkt hatte, aber in diesem flachen, kahlen Terrain hätte er sich auch nicht verstecken können, wenn er zehn Minuten früher gewarnt gewesen wäre. Es war möglich, dass der Mann nur ein Bauer auf dem Heimweg war. Dagegen sprach allerdings, dass das Pferd größer und kräftiger war als die Tiere einfacher Bauern. Sharpe befürchtete, dass es einer von El Matarifes Männern war, der aus irgendeinem Grund auf der Straße zurückgeblieben war.

Sharpe umklammerte den Säbelgriff. Seine Rechte war noch steif, weil er sich an dem scharfkantigen Fernrohrstück verletzt hatte. Der Reiter trieb sein Pferd zum Trab und winkte, und plötzlich lachte Sharpe und stolperte ihm entgegen. »Angel! Angel!«

Der Junge zügelte lachend das Pferd. Er sprang von dem Hengst Karabiner und legte die Arme um Sharpe. »Major!« Er schlug ihm auf den Rücken. »Sie sind hier!«

»Woher kommst du?«

»Ihr Gesicht! Sie sind verletzt!« Angel zog seinen Regenumhang aus und bestand darauf, ihn um Sharpes Schultern zu legen.

»Wie zum Teufel hast du mich gefunden?« Sharpe nahm die Taschenflasche Wein, die der Junge ihm anbot, und trank. Es tat gut.

Angel hatte nur Befehle befolgt. Major Hogan hatte ihm befohlen, Sharpe nicht aus den Augen zu lassen, und als die Lanzenreiter Sharpe nach Süden gebracht hatten, war Angel ihnen gefolgt. Er hatte sich außerhalb von Burgos versteckt und die Große Straße beobachtet, um zu sehen, wenn Sharpe ostwärts gebracht wurde.

Der Junge hatte die Explosion gesehen. Danach, als die letzten der Franzosen die Stadt verlassen hatten und kein Gefangener bei ihnen gewesen war, hatte Angel versucht, Informationen über Sharpe einzuholen. »Man sagte mir, Sie wären tot.«

»Wer sagte das?«

»Die Leute, die für die Franzosen arbeiteten. Sie sagten, da war ein englischer Gefangener in der Burg, doch das Gebäude, in dem er war, stürzte ein.«

Sharpe grinste. »Ich kam vorher raus.«

»So suchte ich in den Ruinen.« Angel zuckte mit den Schultern. »Nichts. Dann kam El Matarife, und ich versteckte mich wieder.«

»Was wollte er?«

»Es gab Gerüchte, dass die Franzosen ihre Verwundeten in einem Hospital zurückließen. Es stimmte aber nicht.« Angel nickte die Straße entlang. »Er ritt weiter.«

»Ich sah ihn.«

Der Junge grinste. »Und jetzt?«

»Jetzt machen wir uns auf die Suche nach Wellington.«

Sharpe schaute Karabiner an und spürte plötzlich, dass alles gut werden würde. Er lachte laut, und seine Erschöpfung war vergessen. »Wir werden den verdammten Krieg gewinnen, Angel. Du und ich, wir beide allein!« Er tätschelte den kräftigen Rappen. Karabiner würde ihn zu Wellington bringen. Er, Richard Sharpe, würde sich rehabilitieren und alles tun, was Hélène wollte, jedoch seine Ehre behalten. Er lachte bei diesem Gedanken. »Wir werden den gottverdammten Krieg gewinnen!«

Die Armee versuchte zu schlafen. Einige Männer fanden Schlaf, andere lauschten dem Prasseln des Regens auf Zeltplanen, den Eulenschreien in den Tälern, dem Heulen von Wölfen in den Hügeln, das die Pferde nervös machte. Kinder weinten und wurden von ihren Müttern beruhigt.

Eine Stunde nach Mitternacht hörte der Regen auf, und langsam klarte der Himmel auf. Zum ersten Mal seit Wochen zeigten sich wieder Sterne. Der Wind war immer noch kalt, und die Wachtposten froren, starrten in die Dunkelheit und dachten an den Morgen.

Die Trompeter weckten die Armee, als die Sterne noch leuchteten. Es gab ein kaltes Frühstück. Die Zelte wurden abgebrochen und gefaltet. Männer froren und dankten Gott, dass es nicht regnete. Es reichte an diesem Tag das Übel, das auf sie wartete.

Captain d'Alembord, der mit einem Becher Tee in der Hand durch den Schlamm und das hohe Gras stapfte, rief in der Dunkelheit nach seiner Kompanie. Sergeant Harpers Stimme antwortete.

Der Captain stellte sich frierend an das kleine Feuer. »Gott sei Dank regnet es nicht.«

Harper nickte. Er wirkte erfreut.

»Der Colonel sagt, heute ist es so weit«, sagte d'Alembord.

»Dann bringen wir es endlich hinter uns.« Der irische Hüne rollte seine Decke zusammen. Das South Essex war

ohne Zelte marschiert.

Captain d’Alembord, der noch nie in einer richtigen Schlacht gekämpft hatte, war nervös. »Der Colonel nimmt an, dass die Franzosen jenseits der Hügel warten.«

»Aber nicht weit entfernt, wie?« Harper lachte. »Es wird also einen Kampf geben, ja?«

»So heißt es.«

»Mit allem Drum und Dran, Sir. Es wird ein großartiger Tag werden, wenn es nicht regnet.«

»Ich bin sicher, wir werden heldenhaft kämpfen, Sergeant.«

»Das tun wir immer, Sir.« Harper schnallte die Decke auf sein Gepäck. »Farrell!« Bei Harpers dröhnendem Ruf zuckte d’Alembord zusammen.

»Sergeant?«, ertönte eine klagende Stimme aus der Dunkelheit.

»Aufstehen, du protestantischer Bastard! Wir haben eine Schlacht zu schlagen!«

Einige Männer lachten, andere stöhnten auf. Harper grinste d’Alembord beruhigend an. »Die Jungs werden alle in Ordnung sein, Sir, keine Sorge.« Captain d’Alembord sorgte sich, ob er in Ordnung sein würde. Er lächelte.

»Wollen Sie den Rest Tee, Sergeant?«

»Sie sind ein großzügiger Mann, Sir. Ich danke Ihnen.« Harper nahm den Becher entgegen und trank ihn mit großen Schlucken leer. »Wetten Sie gelegentlich, Sir?«

»Des Öfteren.«

»Ich wette, dass wir heute einen alten Freund wiedersehen werden.« Sergeant Harper sagte es völlig überzeugt.

Captain d’Alembord, der Harper schätzen gelernt hatte, unterdrückte ein Seufzen. Er wusste, dass sich der Ire nie mit Sharpes Tod abgefunden hatte, und er fürchtete sich

vor dem, was geschehen würde, wenn es Harper endlich klar wurde, dass Major Sharpe tatsächlich tot war. Es gab Geschichten, dass Harper der wildeste Mann in der Armee gewesen war, bevor er Sharpe kennengelernt hatte, und d'Alembord befürchtete, Harper würde es wieder werden. Der Captain wählte seine Worte vorsichtig. Harper hatte soeben zum ersten Mal nach der Hinrichtung von Sharpe gesprochen, und d'Alembord wollte die Hoffnungen des Iren nicht brutal zerstören.

»Und was ist, wenn Sie ihn nicht sehen, Sergeant?«

»Darüber habe ich nachgedacht, Sir.« Harper glättete mit der Faust eine Delle in seinem Tschako. Isabella rollte ihre Decke neben ihm zusammen. Harper lächelte. »Unmöglich, dass der General ihn aufhängen ließ, obwohl Sharpe ihm das Leben gerettet hat. Und ebenso unmöglich, dass die Froschfresser ihn töten können. Folglich muss er am Leben sein. Er wird zurückkommen, Sir, und wenn wir kämpfen, dann wird er dabei sein. Ich wette ein Pfund darauf.«

D'Alembord grinste. »Sie haben gar kein Pfund.«

»Aber ich werde es heute Abend haben. – Farrell! Du heidnischer Bastard! Aufstehen!« Harper schaute wieder seinen Offizier an. »Ein Pfund?«

»Sie brauchen Ihr Geld, Harper. Sie werden heiraten.«

»Allmächtiger! Malen Sie nicht den Teufel an die Wand.« Harper schnitt eine Grimasse. »Ich wette trotzdem das Pfund, Sir.«

»Einverstanden, die Wette gilt.«

Im Tal schmetterte eine Trompete. In der Dunkelheit bereiteten sich Tausende von Männern auf die Schlacht vor. Hinter ihnen lag ein langer Marsch durch das Hügelland, und jenseits des nächsten Hügels wartete Vitoria auf sie.

Sie marschierten noch vor dem Morgengrauen. Die Kolonnen trennten sich wieder, doch alle marschierten ostwärts und auf den Feind zu. Die Kolonnen wanden sich

durch die nebligen Täler auf Vitoria, auf den Schatz eines Reichs zu und in die Schlacht.

KAPITEL 19

Der Regen hatte endlich aufgehört, und die Morgendämmerung am Montag, dem 21. Juni 1813, brachte strahlenden Sonnenschein, der über das Pamplona-Tal flutete, über die Kirchtürme von Vitoria und in die Augen der wenigen britischen Kavalleristen, die auf die Hügel westlich der Stadt geritten waren.

Sie konnten nichts von den Franzosen unterhalb der Hügel entdecken. Das große Tal, in dem Vitoria lag, war in Nebel gehüllt, der noch durch den Rauch von unzähligen Lagerfeuern verstärkt wurde. Es hatte den Anschein, als wären die beobachtenden Reiter völlig allein in einer wilden, gespenstischen Landschaft.

Der Himmel war herrlich klar. Die Täler waren in Nebel gehüllt, und im Osten ging in prächtigem Farbenspiel die Sonne auf, doch im Norden und Süden konnten die britischen Reiter die Reihen der Hügel sehen, die sich scharf vor dem blassblauen Himmel abhoben. Nach all den Tagen des Regens und der tief hängenden Wolken war es fast ungebührlich, an einem solch schönen Tag zu kämpfen. Doch sie mussten kämpfen, denn Marschall Jourdan und General Wellington hatten hundertvierzigtausend Männer in dieses nebelverhüllte Tal befohlen, aus dem wie eine Insel in einer weißen See die Türme von Vitorias Kathedrale golden im Sonnenschein in den Himmel ragten.

Von Westen her, in den Tälern, die geheimnisvoll mit Nebelschwaden und Schatten erfüllt waren, marschierte die britische Armee heran. Die Männer froren nach der Kälte der Nacht, und nur wenige Männer sprachen oder sangen auf dem Marsch. Sie warteten auf die Sonne und den Geruch von Pulver. Beides würde ihre Lebensgeister in

Schwung bringen. In jeder Kompanie war das Schaben von Stein auf Stahl zu hören. Die Wetzsteine wurden herumgereicht, und die Männer schärften ihre Bajonette auf dem Marsch und beteten, dass sie sie nicht einzusetzen brauchten.

Sie marschierten über das Dach Spaniens, kamen von Portugal hierher und stießen auf die Große Straße zu, die Frankreichs lebenswichtige Linie in Spanien war. Die Männer wussten von ihren Offizieren, dass eine Schlacht nahe bevorstand. Einige, die schon in der Schlachtlinie gestanden hatten, versuchten, nicht an das zu denken, was vor ihnen lag, während sich andere, die nie eine feindliche Armee gesehen hatten, besorgt fragten, ob sie überleben würden. Manche Männer, die sich an die langen, harten Märsche durch das unwirtliche Hügelland erinnerten, fürchteten sich vor einer Niederlage, denn wenn diese Armee heute besiegt und zum Rückzug gezwungen wurde, dann würden sie lange Tage von den französischen Kavalleristen mit den langen Klingen in den Hochtälern gejagt werden.

Wellington befehligte an diesem Tag spanische, portugiesische und britische Truppen. Bei ihm war ebenfalls die Deutsche Legion des Königs. Sie marschierten auf das Tal von Vitoria zu, und mit ihnen zogen ihre Frauen und Kinder, die am Rand des Schlachtfelds warten würden, während die Männer kämpften. Bei der Armee waren außerdem Marketender und Händler, Verkäufer von Arzneimitteln, Mönche und Priester, Huren, Bettler, Pferdediebe und Politiker, und die ganze gewaltige Masse bewegte sich wie eine Schlange ins Tal hinab, auf Vitoria und eine Schlacht zu.

Die Franzosen waren an diesem Tag zuversichtlich. Ihre Feinde waren zahlenmäßig überlegen, das stimmte, aber Zahlen waren nicht alles in der Kriegsführung. Die

Franzosen hatten ihr Schlachtfeld ausgewählt. Sie hatten festgelegt, wo sie sich zum Kampf stellen wollten, und sie verteidigten ihre Position mit der größten Konzentration von Artillerie, die jemals in Spanien versammelt gewesen war.

Im Norden ihrer Position floss der Rio Zadorra, im Süden befanden sich die Höhen von Puebla, und die Enge zwischen Fluss und Hochland würde die Engländer zu einem Frontalangriff im Tal zwingen, wodurch sie genau auf die großen Geschütze zumarschieren mussten, die im wallenden Nebel wie Furcht erregende Monster wirkten, die auf ihre Opfer warteten.

Die Geschütze, auf denen die große Zuversicht der Franzosen beruhte, waren auf einem flachen Höhenrücken in Stellung gebracht worden, der von Norden nach Süden verlief und Arinez-Hügel genannt wurde. Das französische Oberkommando hatte in dem Wissen, dass Soldaten zu den abergläubigsten Menschen zählen, die Geschichte vom Arinez-Hügel verbreitet, und sie trug an diesem Morgen des Wartens zur französischen Zuversicht bei. Der Hügel brachte den Engländern Pech.

Vor Jahrhunderten, an einem glühend heißen Tag, waren dreihundert englische Ritter, die marodierend plünderten, von einer spanischen Armee auf dem Arinez-Hügel umzingelt worden. Die Engländer hatten nicht gewagt, ihre Rüstungen abzulegen, denn dann wären sie Ziele für die spanischen Armbrustschützen geworden, und so hatten sie den ganzen Tag lang in den Rüstungen gekämpft. Sie waren von der Sonne gebraten worden wie Schweine, ihre Zungen waren vom Durst geschwollen, die Augen waren vom Schweiß wie blind gewesen, und nach und nach waren die Spanier den Hügel hinauf gegangen und hatten mit den langen, schweren Schwertern oder mit Keulen zugeschlagen. Der Hügel war mit Blut bedeckt und von den Schreien sterbender Männer erfüllt gewesen.

Die Engländer hatten sich nicht ergeben. Sie hatten gekämpft, bis der letzte Mann an seinem eigenen Blut erstickt und das letzte Banner im Blut zertrampelt worden war. Für die Engländer war dieser Hügel eine unglückselige Stätte, und die Franzosen wussten das.

Es gab sogar noch mehr Grund zur Hoffnung für die Franzosen, denn der Verlauf des Krieges hatte sich wieder zu Frankreichs Gunsten gedreht.

Das Kaiserreich, erschüttert von der Niederlage in Russland, hatte bange auf Nachrichten gewartet, dass die Russen und Preußen ins nördliche Frankreich einmarschierten, doch erst vor zwei Tagen waren die fantastischen Nachrichten eingetroffen. Der Kaiser hatte seinen Feldzug gewonnen.

In Vitoria waren die Glocken geläutet worden. Sie hatten die Botschaft zu allen Truppen getragen, die auf der Ebene biwakierten. Der guten Neuigkeit folgten die Nachrichten von zwei Schlachten, bei Bautzen und Lützen, in denen die nördlichen Feinde zurückgeschlagen worden waren, die jetzt einen Waffenstillstand unterzeichnet hatten. Die Nachrichten versprachen, dass Bonaparte bald nach Süden kommen würde. Nur die Briten waren noch in diesem Gebiet. Bonaparte würde sie aus Spanien verjagen, und die Trikolore würde wieder von der Straße von Gibraltar bis zu den Pyrenäen herrschen.

Die wartenden Franzosen waren zuversichtlich. Es gab hier viele Brücken über den Fluss, einige von den Römern erbaut, die auf dieser Ebene ihre eigene Stadt errichtet hatten, doch keine der Brücken war zerstört. Sollen die Briten sie ruhig überqueren, sagten sich die Franzosen, dann wussten die Kanoniere, wohin sie zu feuern hatten, und die Rotröcke würden in todbringendes Kartätschenfeuer marschieren, bis sich der Fluss rot von ihrem Blut färben würde.

Obwohl die französischen Pioniere die Brücken nicht gesprengt hatten, waren sie nicht müßig gewesen. Seit zwei Tagen hatten sie an Vitorias westlicher Stadtmauer an einer seltsamen Konstruktion gearbeitet. Es war eine Art Tribüne hoch an der Mauer, sodass man über die Vororte und Obstplantagen zur großen Ebene blicken konnte, wo die Armee auf die Schlacht wartete. Die Pioniere hatten Sitzreihen gebaut, damit die Frauen, die der französischen Armee folgten, bequem den französischen Sieg beobachten konnten. Die Frauen kamen zu dieser Tribüne und ebenfalls die Verkäufer von Limonade, Gebäck und Obst.

Die Franzosen waren zuversichtlich genug, um in Vitorias größtem und bestem Hotel eine Siegesfeier für diesen Abend vorbereiten zu lassen. Jetzt, als sich der Nebel lichtete und die Briten auf die Geschütze zumarschierten, waren die Köche des Hotels schon an der Arbeit.

Die Franzosen waren so zuversichtlich, dass sie Truppen vom Schlachtfeld wegschickten. An diesem Morgen war eine ganze Division nordwärts über die Große Straße marschiert, zurück nach Frankreich, und mit der Division war ein Konvoi schwerer Wagen gefahren, die mit den Schätzen des Escorial beladen waren, Spaniens königlichem Palast. Was man in Vitoria zurückgelassen hatte, war noch viel mehr wert, aber die Franzosen mussten mit irgendetwas anfangen, und sie waren überzeugt, Wellingtons Angriff zurückzuschlagen und dann den Rest der Beute sicher zur Grenze eskortieren zu können.

Und wie um die Schätze auszugleichen, die nach Norden transportiert wurden, war von Süden ein kleinerer Konvoi gekommen und hatte fünf Millionen Goldfrancs gebracht, rückständiger Sold für die Armee. Die Wagen mit den fünf Millionen waren beim Tross abgestellt worden. Die Münzen würden nach der Schlacht ausbezahlt werden.

Hundertvierzigtausend Männer waren in diese Ebene gekommen, um eine Schlacht zu schlagen. Die Sonne brannte den Morgennebel fort, und die britischen Kavalleristen auf den westlichen Hügeln sahen unter sich das mächtige Heer Frankreichs, das in Schlachtlinien aufgestellt war. Sie sahen die Geschütze. Sie sahen die Männer, die unter ihren prächtigen Bannern und funkelnden Adlern warteten. Noch zog kein Kanonen- oder Musketenrauch über das Schlachtfeld und verhüllte die Pracht einer Armee in Schlachtordnung. Der Fluss glitzerte silbern unter den Brücken im Sonnenschein. Auf den Feldern, wo sie nicht niedergetrampelt waren, leuchteten Mohn und Kornblumen. Ein Königreich stand auf dem Spiel, und eine Schlacht wartete.

Das französische Hauptquartier, jetzt sonderbar verwaist, weil die Generäle auf der Ebene waren, befand sich hoch auf dem Hügel, der bei Vitorias Kathedrale aufragte. In der obersten Etage des Gebäudes, in einem großen Raum, dessen Fenster nach Westen zum Schlachtfeld blickten, arbeitete ein einsamer Mann an Papieren, die auf einem großen Schreibtisch ausgebreitet lagen.

Pierre Ducos hatte die ganze Nacht gearbeitet, doch die Müdigkeit hatte seine Leistungsfähigkeit nicht beeinträchtigt. Er sortierte Schriftstücke, legte einige in eine große, mit Leder bezogene Reisekiste, andere in einen Sack zum Verbrennen. Pierre Ducos hatte es niemandem gesagt, doch er plante für den Fall der französischen Niederlage.

Er hatte mit dem Gedanken gespielt, mit dem Konvoi, der vor der Morgendämmerung aufgebrochen war, nordwärts zu ziehen, aber es gab Gerüchte, dass die Briten einen Teil ihrer Armee in Marsch gesetzt hatten, um die Straße zu blockieren, und Ducos hielt es für sicherer, bei der Armee zu bleiben. Besser eine Niederlage mit der Hauptarmee als

mit der einzelnen Division, die nach San Sebastian unterwegs war, sagte er sich.

Er konnte nicht erklären, warum er so überzeugt war, dass es eine Niederlage geben würde. Vielleicht lag es daran, dass er Wellington bewunderte. Der englische General war ein kühler Rechner und großer Planer, was Ducos stark beeindruckte. Er bezweifelte, dass die dünkelhaften und großspurigen Maréchals Frankreichs das Format des Engländers hatten. Mit dem Kaiser war das etwas anderes. Napoleon würde jeden taktisch und kämpferisch übertreffen, aber der Kaiser war noch nicht in Spanien, und es war nicht einmal sicher, ob er kommen würde.

Der Kaiser hatte einen großen Sieg im Norden errungen, und seine Feinde hatten einen Waffenstillstand unterzeichnet, doch wenn heute Wellington siegte, würde das die anderen Feinde Frankreichs ermuntern, wieder zu kämpfen. Und wenn – Ducos liebte die Wenn und Aber der Zukunft und erwog sie schonungslos – der Krieg im Norden wieder aufflackerte, würde der Vertrag benötigt werden.

Er hatte jetzt den Vertrag. Am vergangenen Abend war ein Bote vom Inquisitor eingetroffen und hatte Ducos Briefe überbracht. Diese Briefe trug er jetzt in einem Proviantbeutel an seinem Gürtel. Es waren Briefe von bedeutenden Persönlichkeiten Spaniens, von Soldaten und Kirchenleuten, Politikern und Aristokraten, Anwälten und Händlern, und in allen Briefen wurde Frieden mit Frankreich gewünscht. Zum Guten für den Handel, zum Besten für die Kirche und das spanische Reich und vor allem zum Ruhm und zur Ehre Spaniens ermunterten diese Briefe Ferdinand VII., einen Friedensvertrag zu akzeptieren. Ducos musste zugeben, dass der Inquisitor hervorragende Arbeit geleistet hatte. Und jetzt kam der Inquisitor, um ihn um einen Gefallen zu bitten, wie Ducos wusste.

Er hörte die Schritte auf der Treppe, wartete, bis an die Tür geklopft wurde, forderte zum Eintreten auf und lehnte sich auf dem Stuhl zurück.

Auf der Soutane des Inquisitors waren zwei Staubflecken zu sehen, wo er bei seinem Morgengebet gekniet hatte. Sein dunkel gebräuntes Gesicht sah müde aus, als hätte er ebenfalls eine schlaflose Nacht verbracht. Er blickte aus dem Fenster zu der Armee, die auf die Schlacht wartete, und nahm dann gegenüber von Ducos Platz. »Sie haben die Briefe erhalten?«

»Ja, ich habe sie.«

Der Inquisitor wartete, als rechne er mit einem Lob für seine Arbeit. Als es ausblieb, sagte er unvermittelt: »Ihre Soldaten sind zuversichtlich.«

»Ich kann mir vorstellen, dass die Briten das ebenfalls sind«, erwiderte Ducos trocken. In Wirklichkeit hatte ihn die schnelle Verbesserung der Moral in der französischen Armee erstaunt. Die Nachrichten von den Siegen des Kaisers hatten bei den Männern zu dem Wunsch geführt, in Spanien zu schaffen, was Napoleon im Norden gelungen war. »Ein heutiger Sieg für Sie würde den Vertrag unnötig machen«, sagte der Inquisitor.

»Vorläufig«, erwiderte Ducos. »Aber ich bin mir unseres Sieges nicht so sicher.« Er erhob sich und ging zum Fenster. Auf einem Tisch daneben stand eine kleine Schale mit Brotkrumen, und er warf jetzt ein paar Krümel für die Vögel auf das Fenstersims. »Es ist mein Pech, eine lange Zeit meines Lebens mit Soldaten zu verbringen. Das sind prahlerische, lärmende, grobe Typen, die kaum denken können. Sie glauben an den Sieg, weil sie den Gedanken an eine Niederlage nicht ertragen können.« Er wandte sich vom Fenster ab und starrte den Priester an. »Ich glaube nicht, dass Ihre Arbeit vergebens gewesen ist.«

»Aber unbelohnt.«

Ducos ging zum Schreibtisch zurück. »Ihre Belohnung ist Spaniens Glorie und das Überleben der Inquisition. Ich gratuliere Ihnen. Ich nehme an, Sie haben die Wagen der Marquesa sicher in Ihrem Kirchhof eingeschlossen.« Letzteres sagte er sarkastisch.

Padre Hacha fühlte sich beklommen. »Das Geld gehört uns nicht rechtmäßig.«

»Stimmt. Aber es ist nicht meine Schuld, wenn Sie nicht in der Lage sind, eine Frau in einem Nonnenkloster festzuhalten.«

Der Inquisitor schwieg einen Augenblick lang. Vom Fenstersims her war das Scharren und Picken von Vögeln und viel weiter entfernt das dünne Signal einer Trompete zu hören. Der Inquisitor rieb den Staub von seiner Soutane. »Wenn es Frieden zwischen unseren beiden Ländern gibt, dann wird es ebenfalls diplomatische Beziehungen geben.«

»Stimmt.«

»Ich hoffe, dass ich bei diesen diplomatischen Beziehungen von weiterem Nutzen für Sie sein kann.«

Ducos sagte nichts dazu. Er hatte erwartet, dass der Inquisitor ihm androhte, die Existenz des Vertrags dem Feind zu verraten, wenn die Marquesa nicht festgenommen wurde. Ducos war auf diese Drohung vorbereitet und hätte sie mit dem Tod des Priesters beantwortet. Der Inquisitor bot jedoch einen anderen Handel an.

»Fahren Sie fort«, sagte Ducos.

»Es wird ein neuer Anfang für Spanien sein.« Der Inquisitor gewann während seiner Worte an Selbstvertrauen. »Es werden neue Leute, neue Berater, eine neue Führung erforderlich sein. Mit Wohlstand im Rücken kann ich mich dieser Herausforderung stellen, Major. Aber nicht, wenn der Wohlstand mit Schmutz belastet ist. Nicht, wenn eine Frau mich vor Gericht belastet oder Gerüchte in Europa ausstreuen kann. Wenn

Sie mich aufsteigen lassen, wie ich es vorhabe, Comandante, dann werden Sie in späteren Jahren feststellen, dass Frankreich einen Freund am spanischen Hof hat.«

Dieser Vorschlag gefiel Ducos. Er war sehr angetan von einem Ausflug in die ferne Zukunft, von dem Versprechen, dass der Inquisitor in einem neuen Europa sein Informant und Verbündeter sein würde. Er zuckte mit den Schultern. »Ich kann die Marquesa nicht festnehmen lassen.«

»Ich habe Sie nicht darum gebeten.« Aus der Ferne klang es, als prassele ein Feuer. Der Inquisitor schaute aus dem Fenster, doch Ducos schloss aus, dass es Musketenfeuer war.

»Sie reinigen nur die Läufe, das ist alles.« Er spielte mit einem Federkiel. »Sie wollen sie ermorden?«

»Nein!«

Bei der scharfen Erwiderung blickte Ducos auf. »Nein?«

»Sie wird ein Testament gemacht haben. Wenn sie stirbt, werden ihre Erben meine Feinde. Nein.« Der Inquisitor runzelte die Stirn. »Sie muss in ein Kloster gehen. Sie muss die Demut der Religion lernen.«

Ducos lächelte leicht. »Sie sind damit schon einmal gescheitert.«

»Das geschieht kein zweites Mal.«

»Vielleicht nicht.« Das klang zweifelnd, aber Ducos sagte sich, dass Richard Sharpe tot war und seine dreiste Befreiung der Frau nicht wiederholen konnte. Ducos hatte sich über Sharpes Tod gefreut. Bei der Erinnerung an den Kampf in der Burg von Burgos hatte Ducos Albträume gehabt. Vor seinem geistigen Auge hatte er noch einmal erlebt, wie der misshandelte, geschlagene, blutende Schütze plötzlich mit wildem Schrei angegriffen hatte. Sharpe war jedoch bei der Explosion in Burgos ums Leben gekommen, und das verschaffte Ducos eine kleine

Genugtuung. Ducos sah den Priester an. »Es ist aber nicht die Aufgabe der Streitkräfte des Kaisers, Frauen in Klöster zu stecken.«

»Ich habe nicht darum gebeten.«

»Worum dann?«

»Nur um das.« Der Inquisitor neigte sich vor und legte ein Papier auf den Tisch. »Dass Sie einen Passierschein unterschreiben und diesen Männern erlauben, heute in die Stadt zu kommen.«

Das Schriftstück war eine Liste von Namen. Zuoberst stand der Name des Schlächters El Matarife, und Ducos wusste, dass die anderen Mitglieder seiner Bande waren. Es waren dreißig Namen. »Was erhoffen Sie sich davon?«

Der Inquisitor zuckte mit den Schultern. »Sowohl Sieg als auch Niederlage wird der Stadt Chaos bringen. Im Chaos gibt es Gelegenheiten.«

»Eine schwache Hoffnung, finde ich.«

»Gott ist mit uns.«

»Ah.« Ducos lächelte. »Ein Jammer, dass Er nicht mit Ihrem Bruder im Bergland war.« Er nahm ein unterschriebenes Blatt Papier, tauchte den Federkiel ins Tintenfässchen und schrieb schnell. »Wollen Sie diese Männer in Gottes Dienst Waffen tragen lassen?«

»Ja.«

Ducos schrieb, dass die Besitzer dieses Dokuments Diener der Diözese von Vitoria waren und mit ihren Waffen in die Stadt durften. Dann drückte er das Siegel von König Joseph darauf und schob dem Inquisitor das Dokument hin. »Ich habe Ihr Wort, dass diese Männer ihre Waffen nicht gegen unsere Truppen einsetzen?«

»Sie haben mein Wort, es sei denn, Ihre Truppen verteidigen die Frau.«

»Und Sie verlangen nichts sonst von mir in dieser Sache?«

»Nichts sonst.«

»Dann wünsche ich Ihnen alles Gute, Padre.«

Ducos blickte dem Inquisitor nach, und als er allein war, ging er zum Fenster, leise, um nicht die Spatzen auf dem Fenstersims zu erschrecken, und blickte hinaus. Er sah fern in der Ebene die wartende französische Armee.

Seine Miene verfinsterte sich. Es ist nicht richtig, dachte er, dass das Schicksal von Nationen und die Sache eines großen Kaiserreichs von der prahlerischen, kindischen Tapferkeit von Soldaten entschieden werden. Ein Sieg heute würde bedeuten, dass der Vertrag vielleicht nicht gebraucht wurde und seine gute Arbeit vergeudet war. Aber Ducos glaubte nicht an einen Sieg. Er gestand sich ein, dass er fast eine französische Niederlage wünschte, dann, im Chaos eines zerbrechenden Königreichs, konnte er den Vertrag als einen diplomatischen Triumph ausspielen und Frankreich retten. Er würde den Soldaten, diesen dummen, eingebildeten, tapferen Soldaten, zeigen, dass ihre Macht nichts im Vergleich zu dem scharfen Verstand eines schlauen, berechnenden Mannes war.

Ducos wandte sich vom Fenster ab. Er hatte nichts mehr zu erledigen. Er brauchte nur noch das Ergebnis dieses Tages abzuwarten. So schlief Ducos an diesem Tag des Sonnenscheins und der Schlacht.

Der Marquis von Wellington, Oberbefehlshaber der alliierten Armeen in Spanien, schaute auf seine Taschenuhr. Zwölf Minuten nach acht. »Wir werden heute zur üblichen Stunde zu Abend essen, Gentlemen.«

Seine Adjutanten lächelten, nicht ganz sicher, ob er scherzte. Sie waren mit ihm zu den unteren Hängen der westlichen Hügel gekommen und konnten etwa zwei Meilen östlich die dunkle Linie der französischen Geschütze sehen.

Der General blickte nach rechts, wo die Große Straße aus einem Geländeeinschnitt kam, der wie ein Engpass wirkte,

und er beobachtete am anderen Ufer des Flusses eine Kolonne Infanterie, die den Aufstieg auf die Puebla-Höhen begann. Die Kolonne wurde von spanischen Soldaten angeführt, die heute die Ehre haben würden, den Kampf gegen den Feind zu eröffnen. Wellington klappte den Deckel der Taschenuhr zu. »Gentlemen.« Sein Tonfall war kühl, fast gelangweilt. »Ich wünsche Ihnen allen Spaß des Tages.«

Die Schlacht von Vitoria hatte begonnen.

KAPITEL 20

Die großen französischen Geschütze, die Vorliebe des Kaisers und die von den Feinden Frankreichs am meisten gefürchteten Waffen, donnerten.

Das Donnern verhallte, und Rauch verwehte.

Die Franzosen hatten auf kein Ziel geschossen. Sie hatten nur die Rohre aufgewärmt und beobachtet, wo die Kanonenkugeln auf dem Schlachtfeld aufschlugen. Noch hatte die Schlacht kein bestimmtes Schema. Einige spanische Soldaten stiegen auf die Puebla-Höhen hinauf und kämpften gegen die französischen Plänkler auf dem steilen Hang, aber noch war keine Infanterie und Kavallerie auf der Ebene aufgetaucht, um Opfer der Kanoniere zu werden, die inzwischen ihre Geschütze perfekt justiert hatten. Der Rauch der Kanonen trieb südwärts und löste sich in der leichten Brise auf. Die Damen auf der Tribüne, die von den französischen Pionieren errichtet worden war, fühlten sich leicht enttäuscht, als der Kanonendonner verstummte.

Die Marquesa stieg zu der obersten Sitzreihe hinauf. Sie lächelte die Frau eines Kavallerie-Colonels an, die eifrig über sie klatschte und Gerüchte über sie verbreitete. »Geht es besser mit den Hämorrhoiden Ihres Mannes, liebe Jeanette? Oder muss er wieder mit einem Karren zur Schlacht fahren?« Sie wartete nicht auf eine Antwort, sondern stieg weiter hinauf und wartete, bis ihre Zofe Kissen auf die Sitzbank gelegt hatte. Sie nahm einige Münzen aus ihrem Ridikül, nickte einem Verkäufer zu und sagte: »Ich möchte ein Stück Zitronenkuchen.«

»Sehr wohl, Madame.«

Die Marquesa nahm Platz. Sie hatte ein kleines, elfenbeinernes Fernrohr dabei. Auf der Ebene war wenig zu sehen. Das Schlachtfeld war von ihrem Platz aus durch den Arinez-Hügel verdeckt. Auf einem niedrigen Höhenzug näher bei der Stadt sah sie Soldaten, die sich formierten. Über ihren Köpfen wehte das große purpurfarbene und weiße Banner und verriet ihr, dass die Männer von König Josephs Garde stammten.

Sie fragte sich, wo Général Verigny war. Er hatte sie voll gespannter Ungeduld, wie berauscht von dem Gedanken an die Schlacht, verlassen. Bei einem heutigen Sieg, hatte er ihr versichert, würde Pierre Ducos erledigt sein. Joseph würde auf dem spanischen Thron bleiben und die Wagen der Marquesa würden dem Inquisitor abgenommen werden. Hélène hatte ihren Geliebten angelächelt. »Und was ist, wenn wir heute verlieren?«

»Verlieren? Das ist unmöglich!«

Noch vor Tagen hatte die französische Armee nur den Rückzug und die Aufgabe Spaniens im Sinn gehabt, doch plötzlich, im Wissen von Napoleons Siegen im Norden, strotzte sie vor Zuversicht. Heute, dessen war man sich sicher, würde man sich an Wellington rächen.

Es kommt alles so unerwartet, dachte die Marquesa. In Burgos hatte sie versucht, Richard Sharpe zu überreden, seine Ehre zu verraten, um Ducos’ Machenschaften zu vereiteln. Sie fragte sich, ob Sharpe das Ehrenwort unterschrieben hätte, doch dann verbannte sie den Gedanken, denn Sharpe war tot, und die Frage war jetzt bedeutungslos. Etwas anderes war viel interessanter. König Joseph kämpfte für seinen Thron, und ein heutiger Sieg würde bedeuten, dass die Spanier nicht mehr für einen Gefallen bestochen werden mussten. Frankreich würde Spanien wieder im Griff haben. Die Welt würde sehen, wie ein Kaiserreich wieder zu Größe aufstieg.

Ein Capitaine in der grünen und rosafarbenen Uniform von Général Verignys Regiment tauchte am Fuß der Treppe auf, die auf die Tribüne hinaufführte. Der Capitaine hatte einen Arm in einer Schlinge, und ein Auge war verbunden. Er humpelte. Er konnte heute nicht kämpfen, und er hatte den Befehl erhalten, sich stattdessen um die Marquesa zu kümmern. Typisch für Général Verigny, dachte die Marquesa, dafür zu sorgen, dass mein Geleitschutz unglaublich hässlich ist. Sie hob den Fächer, machte ihn auf sich aufmerksam und lächelte, als er sich zu ihr gesellte. »Suchen Sie mich, Capitaine?«

»Tun wir das nicht alle, meine Gnädigste?« Er neigte sich über ihre behandschuhte Rechte, küsste ihr die Hand und lächelte. »Capitaine Saumier, gehorsam zu Ihren Diensten.«

Er war wirklich ungewöhnlich hässlich, mit dem Gesicht einer mürrischen Kröte. »Nehmen Sie Platz, Capitaine. Sie müssen zu Tode betrübt sein, weil Sie heute nicht kämpfen können, nicht wahr?«

»Es wird andere Tage zum Kämpfen geben, Madame, aber dieser Tag gehört uns. Wie kann ein Mann da betrübt sein?«

»Nett gesagt. Ein Stück Zitronenkuchen?«

Sie ließ eines von der Zofe holen und gab Anweisung, dass Wein aus ihrer Kutsche gebracht wurde. »Wo haben Sie sich Ihre Verwundungen geholt, Capitaine?«

»Ich bin vom Balkon einer Dame gefallen. Ihr Ehemann hatte etwas gegen mich.«

Verständlich beim perversen Geschmack seiner Frau, dachte die Marquesa. Sie wies mit dem Fächer zum Schlachtfeld. »Sie müssen mir erklären, was passiert, Capitaine.«

Sie sah die kleinen Wölkchen von Musketenrauch auf den Puebla-Höhen. Capitaine Saumier borgte sich ihr Fernrohr, spähte einen Augenblick lang hindurch und äußerte dann

die Meinung, dass Wellington auf den Höhen angriff, weil er es nicht wagte, in der Ebene anzugreifen.

»Aber wenn sie die Hügel einnehmen, werden sie dann nicht in die Ebene hinab müssen?« Die Marquesa nahm von der Zofe den Wein entgegen.

»Oh, in der Tat, Madame. Wie wahr, wie wahr!«

»Und was geschieht dann?«

»Dann besiegen wir sie mit den Geschützen.« Saumier grinste und zeigte lange, gelbe Zähne.

»So einfach ist das?«

Saumier nickte. »Der Krieg ist eine ganz einfache Sache.«

»Kein Wunder, dass er Männern so viel Spaß bereitet.« Sie lächelte. »Vielleicht wird Wellington etwas Unerwartetes tun?«

Capitaine Saumier schüttelte den Kopf. Er schloss sich der allgemeinen Ansicht in der Armee an, einer Theorie, die er jetzt mit männlicher Selbstsicherheit vortrug, um diese nervöse, schöne, großäugige Frau zu beruhigen. »Wellington kann nicht angreifen. Er bringt eine einigermaßen vernünftige Verteidigung zustande, aber er kann einfach nicht angreifen.«

»Waren Sie in Assaye?«

»Wie bitte?«

Sie klärte ihn nicht auf. »Argaum?«

Er schüttelte verständnislos den Kopf.

Sie lächelte. »Salamanca?«

Saumier lächelte ebenfalls. »Das ist ein ausgezeichneter Zitronenkuchen, Madame.«

»Es freut mich, dass Sie ihn mögen, und es ist mir ein Vergnügen, heute von Ihnen aufgeklärt zu werden, Capitaine. Es ist so selten, eine Schlacht mit einem fähigen Führer an der Seite anzuschauen.«

Der Général hatte Saumier gesagt, dass die Marquesa intelligent und gut informiert sei. Er befürchtete eher, dass *er* an diesem Tag von *ihr* aufgeklärt werden würde. »Sitzen Sie bequem, Madame?«

»Hervorragend.« Sie wandte sich von ihm ab und richtete das Fernglas auf die Puebla-Höhen. Sie konnte nichts Interessantes sehen. Die Schlacht wurde unterhalb des Horizonts geschlagen. Sie erhoffte sehnlich einen Sieg für Frankreich, denn sonst würde der Reichtum, den sie so sorgfältig und mit so guter Planung angesammelt hatte, verloren gehen. Sie erinnerte sich an die Zuversicht ihres Geliebten und fasste Mut, weil auch Capitaine Saumier völlig vom Sieg überzeugt war. Es hatte den Anschein, dass sich die französische Armee ihres Triumphs sicher war. Niemand hatte Wellington je in einer Schlacht besiegt, aber er hatte auch noch nie gegen eine Armee gekämpft, die von Maréchal Jourdan befehligt wurde. Die Marquesa aß ihren Zitronenkuchen, trank ein Glas Wein und hoffte auf den Sieg.

Ihre Hoffnung wurde sehnlich geteilt von Don José, von Gottes Gnaden König von Kastilien, Aragon, den beiden Sizilien, Jerusalem, Navarra, Granada, Toledo, Valencia, Galicien, Mallorca, Menorca, Sevilla, Sardinien, Korsika, Cordoba, Murcia, Santiago, von der Algarve, von Algeciras, Gibraltar, den Kanarischen Inseln, von Ost- und Westindien, von Ozeanien; dem Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Brabant und Mailand, Graf von Habsburg, Tirol und Barcelona und Sire von der Biskaya und Molina. Die Titel hatte er sich selbst gegeben. Sein jüngerer Bruder, der Kaiser von Frankreich, nannte ihn nur Joseph Bonaparte, König von Spanien und Indien.

Wenn er die heutige Schlacht verlor, würde er der König von nichts sein.

Deshalb war Joseph Bonaparte, als die Sonne höher stieg und die Geschütze auf den Einsatz warteten, beunruhigt über den offensichtlichen Erfolg von Wellingtons Truppen auf den Puebla-Höhen. Er sprach seine Besorgnis gegenüber seinem militärischen Befehlshaber, Maréchal Jourdan, aus. Jourdan lächelte nur. »Sollen die Briten die Höhen ruhig einnehmen, Sire.«

König Joseph, ein freundlicher, besorgter Mann, sah seinen Befehlshaber verständnislos an.

Jourdans Pferd war unruhig. Der Maréchal beruhigte es und erklärte dann: »Die wollen die Höhen, damit sie sicher durch den Engpass der Straße darunter marschieren können. Und dort will ich sie haben.« Wenn die Briten durch den Engpass kamen, wo der Fluss auf die Ebene hinaus floss, würden sie auf die großen französischen Geschütze zumarschieren. Jourdan lächelte Joseph an. »Wenn sie von Westen kommen, sind sie erledigt.«

Jourdan hoffte, dass er recht hatte. Er hatte seine Planungen auf einen britischen Angriff vom Westen her abgestellt. Wenn die Kanonen ihr Werk vollbracht hatten und das Schlachtfeld mit britischen Toten übersät war, dann würde er die Kavallerie einsetzen und der Erste von Frankreichs Marschällen sein, der Wellington besiegte. Die Höhen interessierten ihn nicht. Niemand konnte von dort aus die Schlacht in der Ebene beeinflussen. Die Briten konnten jeden verdammten Hügel in Spanien einnehmen, solange sie anschließend in sein Geschützfeuer marschierten. Er konnte den Sieg fast schon spüren.

Es gab nur ein Terrain, das Maréchal Jourdan Sorge bereitete, und zwar das flache Gelände nördlich des Flusses. Wenn Wellington nicht von Westen her angriff, sondern versuchte, die Ebene zu umgehen und die Franzosen von der rechten Flanke her anzugreifen, dann musste Jourdan seine Schlachtlinie drehen und seine Geschütze in neue Positionen bringen.

Jourdan schaute besorgt nordwärts, zum Gebiet jenseits des Flusses, wo der Wind das Getreide wogen ließ. Zwei Rohrweihen flogen über den Rio Zadorra, der reich an Forellen war, und verschwanden hinter dem Hügel, der die Biegung des Flusses verbarg. Jourdan hatte diesen Hügel nicht befestigt. Er fragte sich, ob Napoleon dort Männer postiert hätte. Nein! Er durfte keine Zweifel haben! Er musste überzeugt sein, genau zu wissen, was geschehen würde, als kontrolliere er den Feind ebenso wie seine eigene Armee.

Jourdan zwang sich zu einem Lächeln. Er setzte eine zuversichtliche Miene auf. Er machte dem König ein Kompliment über seinen meisterhaften Schneider und bemühte sich, nicht daran zu denken, dass britische Truppen vom Norden kommen konnten. Lass sie von Westen kommen!, betete er. Von Westen!

»Maréchal!«

Ein Chor von Stimmen ertönte. Männer wiesen westwärts auf den Einschnitt, der noch in tiefem Schatten lag.

»Maréchal!«

»Ich sehe es!« Jourdan trieb sein Pferd an.

Aus dem Engpass tauchte britische Infanterie auf. Sie marschierte auf das kleine Dorf zu, das vor dem Arinez-Hügel lag, und damit auf das große Schlachtfeld, das von den französischen Geschützen beherrscht wurde.

Ihre Fahnen flatterten. Die Briten marschierten wie Paradesoldaten auf ihren Tod zu.

»Wir haben ihn! Bei Gott, wir haben ihn!« Jourdan klatschte sich auf den Oberschenkel.

Wellington war also nicht clever. Er marschierte geradewegs auf den Feind zu, und das war es, was Jourdan wollte. Geradewegs in den Tod, und Ruhm für den Kaiser! Er gab seinem Pferd die Sporen und schwenkte den

federgeschmückten Feldhut zu den Artilleristen. »Kanoniere! Warten!«

Die Luntenstöcke waren angezündet. Jedes der über hundert großen Geschütze war schussfertig gemacht worden, und die Kanoniere warteten auf den Feuerbefehl.

König Joseph ritt an der Seite seines Maréchals. Joseph fürchtete sich davor, das Missfallen seines jüngeren Bruders zu erregen, und das war seiner Miene anzusehen. Wenn er diese Schlacht verlor, würde er nicht mehr König sein, und um sie zu gewinnen, musste Wellington besiegt werden. Joseph hatte die britische Armee in Talavera kämpfen gesehen und war Zeuge geworden, als die Infanterie der Briten aus einer scheinbar sicheren Niederlage einen Sieg gemacht hatte.

Aber Maréchal Jourdan hatte mehr gesehen. Als Brigadier hatte er in der französischen Armee gekämpft, die den amerikanischen Revolutionären zu Hilfe gekommen war. Er hatte die Briten besiegt gesehen, und er war jetzt überzeugt, das wiederum zu erleben. Er strahlte den König, den Bruder des Kaisers, an und sagte überschwänglich: »Sie haben einen Sieg, Majestät! Sie haben einen Sieg!«

»Sind Sie sich dessen sicher?«

»Sehen Sie!« Jourdan wies zum leeren Norden und dann zu den Soldaten, die auf seine Geschütze zumarschierten. »Sie haben einen Sieg!«

Es war der letzte Augenblick, in dem man deutlich sehen konnte, was auf dem Schlachtfeld geschah, die Sekunden, bevor der Rauch der Geschütze alles verhüllte. Jourdan zog seinen Degen, dessen Klinge in der Sonne blitzte, und stieß ihn nach unten.

Das Donnern der Geschütze begann.

Der Engpass, wo die Große Straße in die Ebene von Vitoria mündete, war voller Soldaten. Truppen warteten darauf, vorwärts befohlen zu werden. Verwundete waren von den

Puebla-Höhen zur Straße gebracht worden. Ärzte, die Schürzen bereits voller Blut, waren mit Sägen und Messern an der Arbeit, während Männer im Engpass darauf warteten, in das Geschützfeuer zu gehen, das plötzlich begonnen hatte.

Männer machten Scherze über den Klang der französischen Geschütze. Sie scherzten, weil sie sich vor ihnen fürchteten.

Junge Trommler, noch vor dem Stimmbruch, beobachteten die Veteranen und versuchten Kraft aus ihrer Ruhe und Gelassenheit zu schöpfen. Junge Offiziere auf teuren Pferden fragten sich, ob der Ruhm diese Nervenanspannung wert war. Stabsoffiziere, deren Pferde bereits schweißnass waren, galoppierten an den Kolonnen entlang und suchten Generals und Colonels. Die Fahnen hingen schlaff an den Stangen, denn in dem Engpass war es völlig windstill. Die ersten Bataillone waren bereits auf der Ebene. Die ersten Verwundeten schleppten sich bereits zurück zu den Ärzten.

Männer lösten sich aus den Gliedern, gingen hinab zum Fluss und füllten ihre Feldflaschen mit Wasser. Einige hatten wohlüberlegt ihre Ration Wein oder Rum aufgespart. Sie hielten es für besser, alkoholisiert in eine Schlacht zu gehen.

Ein irisches Regiment, dessen rote Uniformröcke verblichen und geflickt waren, was den langen Dienst in Spanien verriet, kniete vor einem Kaplan eines spanischen Regiments, der sie segnete, während ihre Frauen besorgt hinter den Männern beteten. Ihr Colonel, ein schottischer Presbyterianer, saß auf seinem Pferd und las den dreiundzwanzigsten Psalm.

Einige Truppen aus dem schottischen Hochland stiegen auf die Puebla-Höhen hinauf, um die Spanier abzulösen. Der Klang der Dudelsäcke vermischte sich mit dem Donnern der französischen Kanonen.

Männer fragten einander, was los war, und keiner wusste es. Sie warteten, spürten die zunehmende Wärme des Tages, lauschten auf den Schlachtenlärm und beteten, zu überleben, um den Siegesjubel zu hören. Sie beteten, nicht verwundet zu werden.

Am Ende der Kolonne, wo die Frauen mit den Kindern warteten, ob das Schicksal an diesem Tag bestimmte, dass sie Witwen wurden, und wo die Dorfbewohner mit großen Augen auf die sonderbare, riesige Menschenmasse starrten, die in ihrem Tal zusammengepfercht war, zügelten zwei Reiter die Pferde. Einer der beiden Reiter, ein großer Mann mit einer Narbe an der Wange, rief zu einer Gruppe Soldatenfrauen, die am Ufer des Flusses saß: »Welche Division ist das hier?«

Eine Frau, die ein Baby säugte, schaute zu dem Schützen auf, der die Frage gerufen hatte.

»Zweite.«

»Wo ist die Fünfte Division?«

»Das weiß der Himmel.«

Sharpe sagte sich, dass er diese Antwort verdient hatte. Er trieb Karabiner mit den Sporen an. »Lieutenant! Lieutenant!«

Ein Lieutenant der Infanterie wandte sich um. Er sah einen großen, tief gebräunten Reiter. Der Reiter trug den zerfetzten Uniformrock eines Schützen. An seiner Hüfte hing ein Säbel, was darauf hindeuten konnte, dass der unrasierte Mann ein Offizier war. »Sir?«, fragte der Lieutenant vorsichtig.

»Wo ist Wellington?«

»Ich nehme an, auf der anderen Seite des Flusses.«

»Wo ist die Fünfte Division?«

»Linke Flanke, Sir, glaube ich.«

»Sind Sie die rechte?«

»Ich nehme es an, Sir.« Der Lieutenant war sich nicht ganz sicher.

Sharpe zog sein Pferd herum. Der Engpass war verstopft mit Männern, und das Donnern der Geschütze verriet, dass diese Straße nur zum Schlachtfeld führte.

Sharpe dachte jetzt nicht mehr an Wellington. Dies war nicht der Zeitpunkt, um den General zu suchen und ihm von dem Vertrag zu erzählen, den die Marquesa ihm in Burgos verraten hatte. Er hatte alles aufgeschrieben, was sie ihm gesagt hatte, und er würde dafür sorgen, dass der Brief zu Hogan gelangte. Aber jetzt hatte Sharpe die Armee an einem Tag der Schlacht eingeholt. Er war Soldat, und seine Rehabilitierung konnte warten, bis der Kampf vorüber war. Er schaute Angel an, der auf einem hässlichen Pferd saß, das sie in Pancorno gestohlen hatten. »Komm, Angel!«

Sharpe ritt mit dem Jungen zurück zum Dorf, wo eine Brücke zum westlichen Ufer führte. Er würde das South Essex finden, von den Toten zurückkehren und kämpfen.

KAPITEL 21

Die französischen Geschütze feuerten den ganzen Morgen über. Ihr Wummern ließ die Fensterscheiben in der Stadt klirren. Es war wie Gewitterdonner, der nicht enden wollte.

Der Pulverrauch wuchs zu einer riesigen Wolke. Die Frauen auf der Tribüne oben an der Stadtmauer schimpften, weil ihnen die Sicht genommen war. Sie konnten den Feind nicht sehen, nur die große Wolke, die immer mehr anwuchs und mit der Brise südwärts zog. Einige der Frauen flanierten auf der Stadtmauer und flirteten mit den Offizieren der Stadtwache. Andere dösten unter ihren Sonnenschirmen auf den Tribünenbänken.

Die Kanoniere feuerten, zielten und feuerten wieder. Nach jedem Schuss zogen sie die Geschütze vorwärts, hoben den Lafettenschwanz mit Handspaken und schoben die Munition in die heißen Mündungen, die vom Auswaschen dampften. Männer wurden zu den kleinen Bächen der Ebene geschickt, um Eimer mit Wasser zu holen, damit die Schwämme mit Wasser getränkt werden konnten. Die Straßen von der Stadt her waren vom Lärm der Protzen erfüllt, die neue Munition für die Geschütze brachten, die stetig aufs Schlachtfeld feuerten.

Die französische Infanterie saß auf den Höhenrücken, schnitt Wurst und Brot und trank dazu den herben Rotwein aus ihren Feldflaschen. Die Geschütze erledigten für sie die Arbeit. Viel Glück den Kanonieren.

Die Kanonen ruckten bei jedem Schuss. Wenn das Geschütz dann wieder ruhig stand, lief der Kanonier hin und hielt den mit Leder bedeckten Daumen über das rauchende Zündloch. Wenn das Zündloch bedeckt war, konnte man sicher den nassen Schwamm in das Rohr

rammen und die letzten Funken löschen, bevor die nächste Pulverladung hineingeschoben wurde. Wenn das Zündloch nicht blockiert war, konnte der Luftzug, der durch den hineingestoßenen Schwamm verursacht wurde, Taschen von nicht explodiertem Pulver entzünden. Dadurch konnte der Schwamm so wuchtig herausgeblasen werden, dass der Stiel den Körper eines Kanoniers aufspießte.

Die Geschütze hatten Namen unter dem stolz umrankten »N« für Napoleon eingeprägt: *Egalité* feuerte neben *Liberté, während die Läufe von Fortune und Défi* ausgewaschen wurden.

Die Kanoniere schwitzten, rackerten sich ab und grinsten. Sie handelten nach den Zielangaben ihrer Offiziere und wussten, dass sie die westliche Ebene mit dem Tod füllten. Ihren Feind konnten sie nicht sehen, weil der Rauch im Westen alles verhüllte, aber jeder Schuss stieß einen Flammenspeer in den Rauch, durch den die Kartätschen rasten, und dann luden die Kanoniere auf, richteten das Geschütz wieder ins Ziel, machten es schussbereit und warteten auf den Feuerbefehl.

»Tirez!«

Alle Kanoniere waren taub, behaupteten sie. Sie waren die Könige des Schlachtfelds und hörten nie den Applaus.

Manchmal, nur selten, legte eine Batterie eine Pause ein. Der Rauch lichtete sich dann langsam vor ihnen, und die Offiziere spähten zu ihrem Ziel. Die Briten waren gestoppt.

Die roten Linien duckten sich in den Getreidefeldern, versteckten sich hinter Steinwällen oder verbargen sich in Gräben, die vom Regen des Sommers schlammig waren. Die französischen Kanoniere waren überzeugt, dass die Briten geschlagen waren. Keine Truppen der Welt würden es wagen, in dem unaufhörlichen Hagel von Kanonenkugeln und Kartätschen vorzurücken.

Für die Briten war es ein Albtraum von Geräuschen. Wenn die Kanonenkugeln aufprallten, klang es, als rollten gewaltige Fässer über Planken. Die Kartätschen pfiffen zu diesem Donnergrollen, und die Schreie der Verwundeten vermischten sich damit. Die Musketenkugeln der Kartätschen prasselten gegen Gestein oder fetzten durch Korn und Weizen oder klatschten in Fleisch, und stets grollte Donner aus der weißen Pulverrauchwolke. Manchmal, wenn bei einem Geschütz Kanonenkugeln oder Kartätschen ausgingen, wurde stattdessen eine Granate abgefeuert. Die Granate landete in den Getreidefeldern. Sie drehte sich mit rauchender Zündschnur, dann explodierte sie in Flammen und Rauch und Eisenfragmenten und brachte zusätzliche Geräusche des Todes.

Die Briten starben einzeln und paarweise. Sie gingen in Deckung, wo sie konnten, aber Männer, die nur Deckung suchen, können keine Schlacht gewinnen. Diese Männer waren jedoch nicht in der Lage, vorzurücken. Niemand konnte durch diesen Geschosshagel gehen. Sie duckten sich in flachen Mulden, in Gräben oder hinter Bodenwellen, und sie verfluchten ihre Offiziere, sie verwünschten ihren General, die Franzosen, die langsam dahinkriechende Zeit und den Mangel an Hilfe am Rand der Ebene. Sie waren allein in einem Sturm des Todes, und sie konnten keine Hilfe sehen. Die Fahnen wurden von Geschossen zerfetzt.

Die Glücklichen befanden sich in dem kleinen Dorf, dem ersten Dorf der Ebene, denn dort hatten sie Schutz hinter Steinmauern gefunden. Doch auch dort schmetterten Kanonenkugeln in Häuser und schlugen blutige Schneisen in die überfüllten Räume, und immer war die Luft draußen von den Geräuschen des Todes erfüllt.

Der Angriff war zum Stillstand gekommen.

»Wir haben ihn, bei Gott, wir haben ihn!« Maréchal Jourdan, der wie alle französischen Marschälle Wellington bereits für unbesiegbar gehalten hatte, war überzeugt

davon, dass sein Feind ihn unterschätzt hatte. Jourdan nahm an, dass Wellington, im sicheren Gefühl, zum ersten Mal zahlenmäßig stärker als die Franzosen zu sein, seine Armee in einen Frontalangriff geschickt hatte. Die Geschütze, der Stolz der französischen Armee, schossen den Feind in Fetzen.

Jourdan blickte nach Norden. Ein paar englische Kavalleristen waren am fernen Ufer des Flusses zu sehen, und ihr Anblick hatte einige seiner Offiziere alarmiert. Jourdan klatschte in die Hände, um auf sich aufmerksam zu machen, und hob die Stimme.

»*Messieurs!* Die Kavallerie ist ein Täuschungsmanöver! Wenn sie vorhätten, von dort aus anzugreifen, dann hätten sie das bereits getan! Sie wollen, dass wir unsere linke Flanke schwächen! Das werden wir nicht tun!«

Stattdessen verstärkte er sie. Die Reserven, die das nördliche Flussufer bewacht hatten, wurden nach Süden befohlen, hinter den Arinez-Hügel, um die Puebla-Höhen zurückzuerobern. Jourdan hatte noch mehr mit ihnen vor. Wenn die Briten zusammenbrachen und er seine Männer mit Lanzen und Säbeln auf das Schlachtfeld schickte, konnten die Männer von den Höhen hinabstoßen, um den Engpass zu blockieren. Dann saßen die Briten, dezimiert und demoralisiert, in der Falle. Aber zuerst musste er Wellington mehr Männer auf die Ebene schicken lassen, mehr Männer, die getötet wurden oder in die Falle gerieten, mehr Leichen und Gefangene für den Ruhm des Kaisers. Jourdan wusste, dass er warten musste. In vielleicht zwei Stunden würden die Höhen wieder eingenommen sein, und dann würde er Wellingtons Ruf für immer zerstören. Der Maréchal rief nach Essen und etwas Wein. Noch zwei Stunden, dachte er, und dann schicke ich die Adler-Standarten vorwärts, um Spanien für Frankreich zurückzuerobern. Er lächelte König Joseph an. »Ich hoffe,

Majestät, Sie haben für heute Abend niemanden eingeladen, der zu Ihrer Rechten sitzt.«

König Joseph blickte verwirrt drein. Er verstand nicht, warum Jourdan über die Siegesfeier sprach, die in Vitoria vorbereitet wurde. »Ich hoffe, Sie werden diesen Ehrenplatz einnehmen, mein lieber Maréchal.«

Jourdan lachte. »Ich werde den Feind verfolgen, Majestät, aber Sie werden Lord Wellington unterhalten müssen. Ich hörte, er mag besonders Hammelfleisch.«

Joseph verstand und lachte. »So optimistisch sind Sie?«

»Ja.« Jourdan war voller Hoffnung. Er hatte gesiegt, davon war er überzeugt, und er hatte bereits einen Vorgeschmack auf den Sieg.

Beim Donnern der Geschütze erzitterten die silbernen Bestecke auf den weißen Tischtüchern in Vitorias größtem Hotel. Die Kellner hatten einhundertfünfzig Plätze im Esssaal gedeckt. Die Weinflaschen, die in großen Gruppen auf allen Tischen standen, klirrten aneinander, dass es wie Tausende kleiner Glöckchen klang.

Blumen waren geschnitten worden und wurden jetzt auf den erhöhten Tisch am Kopfende der Tafel gestellt. Dort würde König Joseph bei dieser Siegesfeier sitzen, die von den Franzosen bestellt worden war. Eine Trikolore hing von der Decke herab. Die kristallenen Kronleuchter vibrierten beim Kanonendonner. Der ganze Saal war erfüllt vom Klirren und Klingeln bebender Dinge.

Der Hotelbesitzer schaute sich den Saal an und wusste, dass seine Männer ihre Sache gut gemacht hatten. Er rang mit sich. Er hätte es wagen sollen, von den Franzosen eine Vorauszahlung für dieses Fest zu verlangen. Sie hatten den besten Medoc, Burgunder und Champagner bestellt, und die Küche bereitete fünf Ochsen, zwei Dutzend Schafe, zweihundert Rebhühner und hundert Hähnchen zu. Der Hotelbesitzer stöhnte. Der Patriot in ihm betete für einen

britischen Sieg, doch der Geschäftsmann in ihm befürchtete, dass die Briten nicht für das bezahlten, was ihr Feind bestellt hatte. Er lauschte auf das Donnern der Geschütze, und weil ihm sein Geldbeutel wichtiger war als sein Stolz, betete er für einen Sieg der Franzosen.

General Wellington saß auf seinem Pferd am unteren Hang der westlichen Hügel und beobachtete die Linie der französischen Geschütze, deren Geschosse seine Männer auf dem Schlachtfeld niedermähten. Keiner von Wellingtons Stabsoffizieren sagte ein Wort zu ihm. Der Himmel schien unter dem Donnern der Kanonen zu vibrieren.

Stabsoffiziere preschten über den Hang unterhalb von ihm. Für einen flüchtigen Beobachter schien auf dem westlichen Hügel und in dem Engpass Chaos zu herrschen. Verwundete schleppten sich zu den Ärzten, während andere Männer auf die Schlacht warteten. Für jemanden, der noch nie eine Schlacht gesehen hatte, schien es keine Ordnung in der Aufstellung der Männer zu geben. Man hätte einem Unwissenden einen Plan geben müssen, damit er verstand, was das alles zu bedeuten hatte.

Es gab einen Plan. Jourdan plante, den Angriff mit seinen Geschützen zu stoppen, und Wellington plante, diese Geschütze in die Hand zu bekommen und zu zerquetschen.

Der englische General dachte an seinen Plan. Es war, als liege eine linke Hand mit der Handfläche nach unten auf der Landkarte.

Der Daumen war der Angriff auf die Höhen.

Der Zeigefinger waren die Truppen, die unter den Höhen in den Kanonendonner vorgerückt waren, die von der französischen Artillerie gestoppt wurden und von einer schrecklichen Minute zur nächsten litten.

Der Daumen und der Zeigefinger dienten nur dem Zweck, die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen, seine Reserven nach Süden und Westen zu ziehen, und wenn das

erreicht war, würden die übrigen drei Finger von Norden her auf den Feind zustoßen.

Aber wo waren sie? Die Männer auf der Ebene starben, weil die Kolonnen der linken Flanke verspätet waren. Wellington hasste es, Männer unnötig fallen zu sehen. Ihn konnte nicht einmal die Tatsache trösten, dass sein Feind desto überzeugter sein würde, der Hauptangriff komme vom Westen, je länger er wartete.

Er ritt ein Stück hügelan und starrte nach Norden. Das Gebiet wirkte verlassen. Er schnippte mit den Fingern. Ein Adjutant ritt zu ihm.

Der General wandte sich ihm zu. »Sorgen Sie dafür, dass sie sich beeilen!«

»Jawohl, Mylord.«

Es bedurfte keiner Erklärung, wer sich beeilen sollte. Es sollten drei Kolonnen von den nördlichen Hügeln kommen, Kolonnen, die über die Felder zum Fluss marschieren, die Brücken einnehmen und die französische rechte Flanke angreifen würden. Wellington fragte sich, warum in Gottes Namen die Franzosen die Brücken intakt gelassen hatten. Seine Kavallerie-Kundschafter hatten gemeldet, dass es keinerlei Anzeichen auf eine vorbereitete Sprengung der Brücken gab. Das ergab keinen Sinn. Der General hatte befürchtet, dass seine nördlichen Kolonnen den Fluss an den Furten durchwaten mussten. Vor seinem geistigen Auge hatte er schon gesehen, dass Leichen im blutigen Wasser flussabwärts trieben. Aber die Franzosen hatten die Brücken unversehrt gelassen.

Die drei Kolonnen, mit denen er die französische Armee in die Zange nehmen wollte, waren jedoch nicht aufgetaucht, und ihre Verspätung bedeutete, dass die französischen Geschütze einen hohen Blutzoll auf der Ebene forderten. Wellington trommelte mit den Fingern der rechten Hand auf dem Sattelhorn. Er wartete, während unterhalb von

ihm das Donnern der Geschütze den warmen Morgen erfüllte.

»Lieber Capitaine Saumier?«

»Madame?« Er klang müde. Achtmal hatte die Marquesa ihn losgeschickt, um entweder Wein oder Gebäck und Kuchen zu holen, und jedes Mal war er die Tribüne hinab- und hinaufgehumpelt.

»In meiner Kutsche ist ein Sonnenschirm. Wären Sie bitte so nett, ihn mir zu holen?«

»Es ist mir ein Vergnügen, Madame.«

»Den weißen Sonnenschirm, nicht den schwarzen.«

»Kann ich sonst noch etwas auf einem Weg holen?«, fragte Capitaine Saumier hoffnungsvoll.

»Mir fällt nichts ein.«

Er bahnte sich einen Weg an der Sitzbank entlang und die gefüllte Tribüne hinunter. Sein hässliches Gesicht wurde rot, weil er vor den Augen der anderen Frauen wie ein kleiner Junge Botengänge für die Marquesa machen musste.

Die Marquesa schaute auf das Schlachtfeld und sah nur eine große Wolke Kanonenrauch. Aus irgendeinem Grund dachte sie an Richard Sharpe. Sie fragte sich, ob er sich auch so hätte herumkommandieren lassen wie Capitaine Saumier, dieser Weichling. Sie bezweifelte es. Richard hatte immer offen und ehrlich gezeigt und gesagt, wenn ihm etwas missfallen hatte. Er war ein Mann mit gewaltigem Stolz gewesen, ein Stolz, der ihn verletzlich gemacht hatte, weil er aus der Gosse gekommen war.

Die Marquesa hatte Bedauern empfunden, als sie von Richard Sharpes Tod erfahren hatte. Sie war froh darüber gewesen, dass sie gelogen hatte, ihm gesagt hatte, dass sie ihn liebte. Richard, dachte sie jetzt, hat das von mir hören wollen und es nur zu gern geglaubt. Sie fragte sich, warum

Soldaten, die Tod und Grauen besser kannten als jeder sonst, so oft blöde romantisch waren. Schick sie glücklich in den Tod, war die Devise der Frauen dieser Armee, und warum nicht? Sie versuchte sich vorzustellen, wie es sein mochte, mit Capitaine Saumier zu schlafen, und bei dem Gedanken erschauerte sie. Sie fächelte sich Luft mit dem Fächer zu. Die Sonne war heiß.

Ein Kavallerie-Offizier zügelte am Fuß der Stadtmauer sein Pferd. Den ganzen Morgen über waren solche Offiziere gekommen, um sich den Damen zu zeigen und ihnen Nachrichten vom Kampf zuzurufen, der vom Rauch verborgen blieb. Der Kavallerie-Offizier rief, dass alles bestens sei. Die Briten seien so gut wie besiegt. Bald würde Jourdan die Linie nach vorn befehlen.

Die Marquesa lächelte. Der heutige Sieg würde Ducos' Niederlage bedeuten. Boshafte Freude erfüllte sie bei diesem Gedanken.

Sie wandte den Blick vom Rauch ab und schaute zu den nördlichen Feldern, auf denen Mohn und Kornblumen leuchteten, ein Bild der Unschuld an diesem Tag des Kanonendonners und Pulverrauchs. Weit in der Ferne, am Fuß der nördlichen Hügel und zu weit fort, um eine Rolle in der heutigen Schlacht zu spielen, stand eine kleine Burg wie aus einem Bilderbuch. Die Marquesa zog ihr elfenbeinernes Fernrohr auseinander und schaute hindurch auf die kleine alte Festung.

Stattdessen sah sie Truppen. Soldaten, die das Feld platt trampelten. Soldaten, die aus Einschnitten in den Hügeln hervorquollen und südwärts auf die rechte Flanke der Franzosen vorstießen. Sie starrte gebannt. Die Soldaten trugen rote Uniformröcke. Sie glaubte zu wissen, was sie sah – Wellington bewies den Franzosen wieder einmal, dass er angreifen konnte. Unterhalb der Tribüne fing der Kavallerie-Offizier ein Spitzentüchlein auf, das ihm eine der

Damen zugeworfen hatte, zog sein Pferd um die Hand und galoppierte zurück zur Schlacht.

»Maréchal!«

Maréchal Jourdan, der gerade gedacht hatte, dass die Schlacht um vierzehn Uhr gewonnen sein würde, und der bedauert hatte, dass er wegen der Verfolgung des geschlagenen Feindes nicht an der abendlichen Siegesfeier teilnehmen konnte, starrte in die Richtung, in die sein Adjutant wies.

Er konnte nicht glauben, was er sah.

Die Kolonnen kamen auf ihn zu, auf die ungeschützte Flanke, und die britischen Fahnen leuchteten über den Köpfen der Männer. Er hatte seine Reserven von der rechten Flanke abgezogen, um die Puebla-Höhen zurückzuerobern, und jetzt hatte Wellington seine Karten aufgedeckt und den wahren Angriff begonnen. Einen Augenblick lang bewunderte Jourdan den britischen General, weil Wellington so lange gewartet hatte, seine Männer unter dem Geschützfeuer lange genug hatte leiden lassen, um die Franzosen zu überzeugen, dass der Frontalangriff seine wahre Taktik war. Dann rief Maréchal Jourdan Befehle.

Die rechten Flanken der französischen Linien mussten nach außen schwenken. Es würde keine Zeit bleiben, die Briten am Überqueren des Flusses zu hindern, folglich mussten sie am diesseitigen Ufer mit den Geschützen bekämpft werden. König Joseph, der sich in seine Kutsche zurückgezogen hatte, um seinen silbernen Kammertopf zu benutzen, eilte zurück in den Sonnenschein. »Was ist los?«

Jourdan ignorierte ihn. Er schaute angespannt nach Norden und beobachtete die östlichste der feindlichen Kolonnen, die auf ihn zumarschierten. Diese Kolonne stieß auf die Große Straße zu, versuchte, ihm den Weg nach Frankreich abzuschneiden. Jourdan rief nach einem

Adjutanten. »Was ist das für ein Dorf an der Flussbiegung dort?«

»Gamarra Mayor, Maréchal.«

»Befehlen Sie, es zu halten! Es muss gehalten werden!«

»Jawohl, Maréchal.«

König Joseph, der den offenen Hosenlatz hielt, schaute entsetzt dem Adjutanten nach, der seinem Pferd die Sporen gab und davongaloppierte. »Was muss gehalten werden?«

»Ihr Königreich, Majestät. Dort.« Jourdan wies zu der Flussbiegung und dem Dorf namens Gamarra Mayor. Er zeigte auf den anderen Adjutanten. »Sie sagen Général Reille, dass ich seine Männer in Gamarra Mayor haben will. Los, reiten Sie!«

Wenn der Feind den Fluss überquerte und die Straße einnahm, dann waren ein Königreich und eine Armee verloren. »Sagen Sie, dass das Dorf gehalten werden muss!«, rief er dem Offizier nach, und dann wandte er sich wieder nach Westen. Ein Geschütz donnerte, eigentlich nichts Besonderes an diesem Tag, doch es war ein britisches Geschütz, und die Kanonenkugel landete auf dem Hang des Arinez-Hügels, prallte ab und schlug nur ein paar Yards vor Jourdans Pferd ein. Es war das erste feindliche Geschoss auf den Arinez-Hügel, und es verhieß schlechte Aussichten.

Maréchal Jourdan, dessen Triumph zu verblassen begann, warf seinen Marschallstab in seine Kutsche. Der Stab war mit rotem Samt bespannt, hatte eine goldene Spitze und war mit goldenen Adlern geschmückt. Er war passend für einen Triumph, doch jetzt wusste Maréchal Jourdan, dass er gegen eine Katastrophe ankämpfen musste. Er hatte seine Reserven zur linken Flanke befohlen, und jetzt war seine rechte bedroht. Er rief nach neuen Meldungen und fragte sich, was jenseits des wallenden Rauchs geschah, der diese Schlacht um ein Königreich verhüllte.

Richard Sharpe galoppierte nur zweihundert Yards von Wellington entfernt, ohne es zu wissen. Er ritt nordwärts, folgte dem Fluss und forderte die Dorfbewohner, die die Schlacht von der Straße aus beobachteten, mit Rufen auf, den Weg freizumachen. Jenseits des Flusses sah er den Rauch der französischen Geschütze. Kartätschenfeuer zerfetzte niedergetrampeltes Getreide.

An der Flussbiegung ritt Sharpe langsamer, weil er gezwungen war, eine Dorfstraße zu nehmen, die mit Bataillonen gefüllt war, welche auf die Überquerung der Brücken warteten. Er fragte einen berittenen Offizier, wo die Fünfte Division war, und der Mann winkte ihn weiter. »Die linke!«

Ein Offizier der Schützen, der sich eine Zigarre an der Pfeifenglut von einem seiner Männer anzündete, sah Sharpe, und sein Mund klaffte auf. Die Zigarre fiel ihm aus der Hand.

Sharpe grinste. »Tag, Harry. Viel Glück!« Er trieb Karabiner mit den Hacken an, und Harry blieb zurück und starrte entgeistert dem Mann nach, der unehrenhaft entlassen, aufgehängt und begraben worden war und von den Toten auferstanden sein musste.

Sharpe lachte, verließ das Dorf und ritt in langsamem Galopp ostwärts am Nordufer des Rio Zadorra entlang.

Voraus stießen die 3rd und 7th Division auf den Fluss zu. Sie griffen im Laufschritt an, die Plänkler voran, und die riesigen Formationen teilten sich, um über die ungesprengten Brücken und durch die unbewachten Furten zu strömen.

Angel war fasziniert von dem Anblick. Mehr als zehntausend Infanteristen waren in Bewegung, eine rote Woge, die auf die südlichen französischen Stellungen zu wallte.

Ein Major galoppierte auf Sharpe zu. Hinter ihm stand eine Brigade Infanterie angetreten, und ihr General wartete ungeduldig an der Spitze. »Sind Sie vom Stab?«, rief der Major.

»Nein!« Sharpe zügelte sein Pferd.

»Gottverdammt!« Der Major hatte den Degen gezogen. »Der Peer hat uns vergessen! Verdammt noch mal!«

»Marschieren Sie einfach los!«

»Was, ich soll einfach …«

»Warum nicht?« Sharpe grinste den Mann an. »Wo ist die Fünfte?«

»Reiten Sie weiter in diese Richtung.« Der Major zog sein Pferd um die Hand und wies ein Signal für seinen General mit dem Degen zum Fluss. Die Brigade schulterte die Musketen.

»Komm, Angel!« Sharpe befürchtete, dass die Schlacht vorüber sein würde, bevor er daran teilnehmen konnte.

Als Sharpe im Bogen um die jetzt vorrückende Brigade ritt, formierte sich zu Sharpes Rechter der britische Angriff am Südufer des Rio Zadorra. Vor den Angriffskolonnen gingen die Schützen, Männer des 95 th, in einer Schützenlinie durch das noch nicht niedergetrampelte Kornfeld. Sie konnten die französischen Geschütze auf dem Arinez-Hügel sehen, und sie knieten sich hin, feuerten, luden und rückten weiter vor.

Die Kugeln, die aus der Rauchwolke kamen und von den rauchgeschwärzten Rohren der französischen Geschütze abprallten, waren die erste Warnung für die Batterie vor der drohenden Gefahr.

Die Kanoniere schwenkten verzweifelt die Geschütze herum, unterstützt von ihren Helfern, als weitere Kugeln von Norden kamen. »Kartätschen!«, rief der Offizier, und dann wirbelte ihn eine Kugel herum, und er presste eine Hand auf die Schulter. Plötzlich ergriffen seine Männer die

Flucht, denn die Schützen stürmten den Hang herauf. »Laden!«, schrie der Offizier.

Es war zu spät. Die Schützen, die ihre langen Schwertbajonette aufgepflanzt hatten, waren in der Batterie. Die wenigen Franzosen, die versuchten, Ansetzer gegen die britischen Schützen zu schwingen, wurden mit Bajonetten niedergestochen. Einige Kanoniere krochen unter die Rohre ihrer Kanonen und warteten auf einen passenden Augenblick, um sich zu ergeben.

Hinter den Schützen kamen die Linien der Rotröcke, und die Fahnen flatterten über ihnen.

»Zurück! Zurück!« Ein französischer Artillerie-Colonel, der sah, dass seine nördliche Batterie außer Gefecht gesetzt wurde, rief nach Protzen und Pferden. Männer warfen Munition in Kisten, hoben Lafettenschwänze an, schirrten Pferde ein und trieben sie mit der Peitsche an, und die französischen Geschütze rumpelten und schlingerten zurück zur zweiten Linie.

Jetzt musste die französische Infanterie, die geglaubt hatte, die Geschütze hätten für sie alles erledigt, vorwärts marschieren, um den britischen Angriff zu stoppen. Befehle ertönten. Über die Felder, die von Kartätschen zerfetzt waren, hallte das Krachen von Musketenfeuer.

General Wellington klappte den Deckel seiner Taschenuhr auf. Er hatte sich auf der Ebene festgesetzt und die erste französische Linie durcheinander gebracht, aber jetzt, das wusste er, würde es eine Pause geben.

Gefangene wurden zurückgetrieben, und die Verwundeten wurden zu den Ärzten gebracht. Im Rauch, der über dem Schlachtfeld wallte, suchten Colonels und Generals nach Orientierungspunkten, hielten nach Einheiten Ausschau und warteten auf Befehle. Der Angriff hatte geklappt, doch nun musste wieder neu formiert werden. Die Männer, die unter dem Beschuss der französischen Geschütze gelitten hatten, mussten abgelöst

werden. Neue Bataillone marschierten auf die Ebene, um sich mit den nördlichen Angreifern zusammenzuschließen.

Wellington überquerte den Fluss. Er ritt an die Spitze, um den nächsten Angriff zu befehlen, der die französische Armee ostwärts gen Vitoria treiben würde, und er fragte sich, was mit dem kleinen Finger der Hand seines Plans geschah. Dieser kleine Finger war die 5th Division. Sie marschierte zu einem Dorf namens Gamarra Mayor, und wenn sie dieses Dorf einnehmen, den Fluss überqueren und die Große Straße abschneiden konnten, würde die französische Niederlage perfekt sein. Wellington war sich im Klaren darüber, dass dort die Schlacht am härtesten sein würde, und als die Sonne in den Zenit stieg, ritt Sharpe zu diesem Dorf.

KAPITEL 22

Lieutenant Colonel Leroy spielte nervös mit seiner Taschenuhr und fluchte.

Niemand sagte etwas.

Zu ihrer Rechten, ungefähr drei Meilen entfernt, waren die anderen Kolonnen über den Fluss vorgestoßen. Eine Wolke von Musketen- und Kanonenrauch wallte über dem Schlachtfeld.

Die 5th Division wartete.

Drei Bataillone, darunter das South Essex, würden den Angriff auf Gamarra Mayor anführen. Vor Leroys Männern fiel ein sanfter Hang ab, der zum Dorf führte, hinter dem eine Steinbrücke den Fluss überquerte. Jenseits des Flusses war die Große Straße. Wenn die Division diese Straße blockieren konnte, war die französische Armee von Frankreich abgeschnitten.

Leroy klappte wieder den Deckel seiner Taschenuhr auf. »Was denkt sich der verdammte Mann?« Leroy wollte, dass der Divisionskommandeur schnell den Angriff befahl.

Die Franzosen waren in Gamarra Mayor. Dies war der einzige Flussübergang, den sie mit einer Garnison belegt hatten, und sie hatten die Häuser mit Schießscharten versehen, die Gassen verbarrikadiert, und Leroy wusste, dass es harte und schwierige Arbeit geben würde. Vor drei Jahren hatte er an der portugiesischen Grenze bei Fuentes d’Onoro gekämpft, und die grauenvollen Kämpfe in kleinen, engen Straßen waren ihm noch gut in Erinnerung.

»O Gott!«, stieß Leroy hervor. Jenseits des Flusses, wo der Fahrweg von der Brücke zur Großen Straße hin anstieg, wurden französische Geschütze abgeprotzt. Der Angriff

würde jetzt noch schwieriger werden. Die Geschütze waren gerade hoch genug in Stellung, um über das Dorf feuern zu können, und selbst wenn die Briten Gamarra Mayor einnahmen, würde die Brücke mörderischem Kartätschenfeuer ausgesetzt sein.

»Sir?« Ensign Bascable wies nach rechts. Ein Stabsoffizier war zum mittleren Bataillon des Angriffs geritten.

»Wird auch verdammt Zeit.« Leroy ritt vor, und sein Gesicht mit den schrecklichen Narben wirkte grimmiger denn je. »Mister d'Alembord?«

»Sir?«

»Schützenlinie!«

»Jawohl, Sir!«

Dann schwenkte der Lieutenant Colonel des mittleren Bataillons seinen Feldhut. Die Kapelle dieses Bataillons fing mit einem schnellen Marsch an, und die Leichten Kompanien marschierten los. Leroy blickte auf seine Taschenuhr. Es war dreizehn Uhr. Er klappte den Deckel zu, schob die Taschenuhr in eine Tasche und rief die Befehle, nach denen das South Essex Bataillon auf den Feind zumarschieren würde. Leroy führte die Männer zum ersten Mal in die Schlacht.

Die Fahnen waren aus den Futteralen genommen worden. Die Seide wirkte verknittert, nachdem sie lange in den Lederhüllen gewesen waren, aber die Ensigns schüttelten die Fahnen aus, sodass die Quasten flogen und die großen Embleme sich über ihren Köpfen ausbreiteten. Rechts war die Fahne des Königs, eine große Flagge der Union, in der Mitte mit dem Abzeichen des South Essex Bataillons bestickt. Das Abzeichen zeigte einen angeketteten Adler, zur Erinnerung daran, dass Sharpe und Harper bei Talavera die französische Standarte erbeutet hatten.

Links war die Regimentsfahne, eine Flagge, auf der die ruhmreichen Schlachten des South Essex um das

Abzeichen in der Mitte aufgelistet waren und auf der in der oberen Ecke die kleine Fahne der Union aufgenäht war. Beide Fahnen waren von Kugeln durchlöchert und versengt, beide waren schon in der Schlacht gewesen, und diesen Fahnen galt die Liebe und Treue der Männer mehr als dem König oder dem Land. Die beiden Ensigns und die Standarten-Träger wurden von Soldaten abgeschirmt, deren Hellebarden in der Sonne glänzten. Wenn die Franzosen die Fahnen erbeuten wollten, dann mussten sie erst an den Männern mit den Hellebarden vorbei, an den langen Hieb- und Stichwaffen, deren Köpfe aus einer Axt bestanden.

Das Bataillon marschierte mit aufgepflanzten Bajonetten und geladenen Musketen. Es trampelte den Weizen platt.

Voraus, fächerförmig verteilt, war die Leichte Kompanie. Sergeant Patrick Harper rief den Männern zu, sich weiter auseinanderzuziehen. Er hatte den ganzen Morgen auf Richard Sharpe gewartet, aber der Offizier mit dem schwarzen Haar und mit der Narbe auf der linken Wange war nicht aufgetaucht. Dennoch weigerte sich Harper, die Hoffnung aufzugeben. Er beharrte stur darauf, dass Sharpe am Leben war, heute kommen und niemals das South Essex Bataillon kämpfen lassen würde, ohne dabei zu sein. Und wenn Sharpe aus dem Grab steigen musste, er würde kommen, davon war Harper überzeugt.

Captain d’Alembord lauschte auf das Donnern der Geschütze zu seiner Rechten. Britische Kanonen waren jetzt auf der Ebene und feuerten vom Arinez-Hügel aus auf die zweite französische Linie. D’Alembord, der zum ersten Mal an einer Schlacht teilnahm, fand den Kanonendonner schlimmer als alles, was er je gehört hatte. Er wusste, dass bald die sechs französischen Geschütze auf der anderen Seite des Flusses das Feuer eröffnen würden.

Während Peter d’Alembord näher auf die stille, verbarrikadierte Stadt zumarschierte, kam es ihm vor, als

ziele jede der französischen Kanonen genau auf ihn. Er warf einen Blick zu Harper und schöpfte Mut aus der offenkundigen Gelassenheit des irischen Hünen.

Dann waren die Geschütze auf einmal in Rauch eingehüllt. Lieutenant Colonel Leroy sah eine dünne Linie aufsteigen und sich senken und wusste, dass eine Kanonenkugel auf ihn zuflog. Er ließ sein Pferd geradeaus im Schritt weitergehen, hielt den Atem an und beobachtete mit Erleichterung, dass die Kugel ins Gras vor dem Bataillon aufschlug, darüber hinweg flog und hinter den Männern ausrollte.

Die Geschosse kamen über das Dorf und schlugen auf die Wiese, die von den britischen Bataillonen überquert wurde. Die erste Salve richtete keinen Schaden an bis auf die Kanonenkugel, die über Leroys Kopf hinweggeflogen war. Sie prallte hinter dem Bataillon ein zweites und dann ein drittes Mal auf und rollte auf die Musikkapelle des South Essex Bataillons zu, die am Ende der Truppe darauf wartete, Verwundete zu versorgen, was ihre zweite Aufgabe war. Ein junger Trommler sah die Kanonenkugel langsam heranrollen wie einen Kricketball, der nicht mehr genug Schwung hat. Er lief hin und wollte sie mit dem Fuß anhalten.

»Stopp!«, rief ein Sergeant dem Jungen zu, aber es war zu spät. Der junge Trommler hielt den Fuß in den Weg der Kugel, die scheinbar so langsam und harmlos heranrollte, und als der Junge grinste, riss ihm die Kugel den Fuß ab.

»Du blöder Bastard!« Der Sergeant schlug ihn und riss ihn hoch. »Du gottverdammter blöder Bastard! Wie oft hat man dich vor so was gewarnt!« Die anderen jungen Trommler schauten stumm zu, als ihr schluchzender, blutender Kamerad zu den Ärzten gebracht wurde. Der Fuß des Trommlers, noch im Stiefel, den er vor der Schlacht auf Hochglanz gewienert hatte, lag im Gras.

Die Geschütze feuerten von Neuem, und diesmal schlug eine Kanonenkugel durch eine Linie der 6th Kompanie des South Essex. Zwei Männer wurden zur Seite und zu Boden gefegt, und Blut spritzte auf den Weizen und die Kornblumen. Die Männer schlossen stur auf und marschierten weiter.

Die Leichte Kompanie hatte das Feuer eröffnet. Die Gewehre krachten. Die französischen Kanonen donnerten abermals, und wiederum mussten Lücken geschlossen werden, und hinter den marschierenden Männern blieben Leichen zurück.

Leroy zündete sich mit der Zunderbüchse eine Zigarre an. Die Männer machten ihre Sache gut. Sie schreckten nicht vor der Artillerie zurück, sie marschierten stumm und in guter Ordnung, aber er fürchtete immer noch das Dorf. Es war zu gut verbarrikadiert, die Häuser hatten zu viele Schießscharten, und er wusste, dass die Musketen der Verteidiger von Gamarra Mayor weitaus mehr Schaden anrichten konnten als die sechs Feldgeschütze auf der anderen Seite des Flusses.

Bis jetzt war noch keine der französischen Musketen abgefeuert worden. Die Franzosen warteten darauf, dass die Briten näher herankamen. Leroy hatte um die Erlaubnis gebeten, in Kolonne anzugreifen, doch der Brigadekommandeur hatte abgelehnt. »Wir greifen immer in Linie an, Mann! Seien Sie kein Narr!« Der Brigadekommandeur wusste, dass Leroy Amerikaner war, und er hatte sich gefragt, ob der Mann einen leichten Stich hatte. Angriff in Kolonne, also wirklich!

Leroy steckte seine Zunderbüchse weg und ritt an den Fahnen vorbei. »Captain d’Alembord?«

»Sir?«

»Formieren!«

Das South Essex Bataillon wurde jetzt durch die Häuser der Stadt vor den Kanonen geschützt. Die Franzosen schossen immer noch nicht. Die Leichte Kompanie nahm ihren Platz an der linken Seite des Bataillons ein. Sie marschierten auf das Dorf zu.

Leroy wusste, was geschehen würde, wenn die Verteidiger feuern würden. Er fürchtete es. Das South Essex hatte noch die volle Stärke, und in den nächsten paar Sekunden konnte es vernichtet werden. Leroy verwünschte den Feind und betete stumm, er möge bald feuern und dadurch seinen Männern eine Chance geben.

Die Franzosen warteten jedoch. Sie warteten, bis jeder Schuss ein Treffer sein konnte, und als der Feuerbefehl gegeben wurde, erschauerte Leroy bei dem gewaltigen Krachen und dem Ausmaß der Zerstörung.

Die schweren Musketenkugeln fetzten in die britische Linie, mähten Männer nieder, und dann schossen andere Männer aus den Schießscharten, und weitere Kugeln schlugen in die Linie der Rotröcke. Die Luft war erfüllt vom Krachen der Musketen, und Leroy trieb seine Männer an.

»Vorwärts!«, schrien die Offiziere, aber die Männer konnten nicht vorwärts stürmen. Das Musketenfeuer vom Dorf hatte das South Essex Bataillon zurückgetrieben. Die Briten erwiderten das Feuer zwar, aber sie verschwendeten Kugeln, die gegen die Häuser und Barrikaden prallten. Die Fahnen fielen, die Ensigns waren von französischen Scharfschützen erschossen worden.

»Vorwärts!« Leroy spornte sein Pferd vor der Linie an. »Vorwärts!« Sein Pferd wurde getroffen. Es bäumte sich auf und wieherte schrill. Dann brach es zusammen. Leroy fluchte, weil sein rechter Stiefel im Steigbügel hängen blieb. Die Zigarre fiel ihm aus dem Mund. Leroy rang um sein Gleichgewicht, dann war sein rechter Fuß frei, und er warf sich vom stürzenden Pferd. Er rappelte sich auf, zog

seinen Degen und stürmte den Männern voran. »Vorwärts!«

Über der Wiese wallte Rauch. Männer krochen zurück und hinterließen Blutspuren. Verwundete schrien nach Gott oder ihren Müttern. Verletzte Pferde von Offizieren verendeten oder gingen durch. Einige Männer erkannten eine Chance, dem Blutbad zu entkommen. Sie halfen den Verwundeten und brachten sie zu den Männern der Kapelle, die zugleich als Sanitäter fungierten, und zu den Ärzten. Andere Männer luden ihre Waffen auf und zielten auf die Schießscharten, und immer noch feuerten die Franzosen, und der Musketenrauch verdichtete sich über der Stätte des Todes.

»Vorwärts!« Leroy fragte sich, wann neue Bataillone zu Hilfe geschickt werden würden, und es erfüllte ihn mit Zorn, dass ein Bataillon unter seinem Kommando Hilfe brauchte.

Die Fahnen wurden von anderen Männern aufgehoben. Die neuen Fahnenträger gingen ins Feuer des Feindes, und wiederum fiel die Fahne des Königs, wurde hochgerissen und zuckte wie ein lebendes Ding, als sie von Kugeln zerfetzt wurde.

Der Rauch nahm den Franzosen die Sicht. Vom Dorf aus sahen sie den wallenden Schleier, der wie dichter Nebel ihre Stellungen umgab, und jenseits des Rauchs nahmen sie die Umrisse von Männern wahr, die heranstürmten, zurückgeworfen wurden, und immer noch feuerten die Franzosen und dezimierten die britische Linie, die bis zum Dorf gelangt war, aber nicht hinein konnte.

Die Regimentsfahne fiel. Diesmal hob ein Sergeant sie auf, aber die Bewegung im Rauchschleier machte ein Dutzend französischer Scharfschützen aufmerksam, und sie feuerten. Der Sergeant wurde zurückgeschleudert, und die Fahne fiel wieder.

»Vorwärts!« Leroy rannte mit dem Degen in der Hand, und er hörte Kugeln ins Gras klatschen und durch die Luft pfeifen. Dann nahm er das Hurrageschrei hinter sich wahr und wusste, dass ihm die Kompanien folgten. Vor ihm stach Mündungsfeuer durch den Rauch, jemand schrie hinter ihm, und plötzlich war Leroy im Dorf, sicher zwischen zwei Schießscharten in einer Scheunenwand. Männer stießen zu ihm, duckten sich unter und neben Schießscharten und luden in fieberhafter Hast ihre Musketen.

Leroy grinste die Männer an. »Wir müssen uns eine Barrikade vornehmen.«

»Jawohl, Sir.«

Er fragte sich wieder zum x-ten Mal, warum diese Männer, die in ihrem Land als der Abschaum der Gesellschaft galten, so gut, so bereitwillig und tapfer kämpften.

Leroy erkannte einen Lieutenant von der Dritten Kompanie. »Wo ist Captain Butler?«

»Tot, Sir.«

Eine französische Muskete krachte ohrenbetäubend neben Leroy. Er ignorierte es. Sie waren hier sicher, dicht an der Wand. Dennoch spähte er hoch und vergewisserte sich, dass kein Franzose auf dem Dach der Scheune war. Zu seiner Rechten sah er einen Heuwagen, der auf der Seite lag. Wenn genug Männer ihn aus dem Weg räumen konnten, war der Weg in die Gasse frei. Leroy organisierte einen Schießtrupp, dessen Aufgabe es war, über die Barrikade zu feuern, während andere Männer den Wagen zur Seite bugsieren sollten. Dann würde der Rest der Kompanie mit aufgepflanzten Bajonetten Leroy in die Gasse folgen. Er grinste die Männer an. »Bereit, Jungs?«

»Jawohl, Sir.«

Sie sahen ihn nervös an. Das Schlachtfeld war für sie zu zehn Yards mörderischer Wand geworden, nichts mehr.

Lieutenant Colonel Leroy, der seine erste Schlacht als Bataillonskommandeur nicht verlieren wollte, wischte sich die schweißnasse Hand an der Hose ab und nahm wieder den Degen. »Der Erste, der drin ist, bekommt eine Guinea!« Er hörte das Freudengeschrei der Männer und wusste, dass sie bereit waren. Seine Haltung straffte sich. »Los!«

Er rannte zur Barrikade. Die Männer folgten ihm mit Hurrageschrei, aber eine einzelne Kugel, die Leroy ins Gehirn traf, beendete den Angriff, bevor er richtig begonnen hatte. Die Kompanie war demoralisiert durch seinen Tod. Die Männer zogen sich zurück und kauerten sich wieder gegen die Wand. Sie überlegten, ob sie es wagen sollten, zurück durch den Rauch zu rennen, bevor die Franzosen im Gefühl ihres Sieges einen Ausfall aus dem Dorf machten und sie mit Bajonetten abschlachteten.

Gamarra Mayor wurde von den Franzosen gehalten. Zehn Yards von der Gasse entfernt lag Thomas Leroy. Sein narbiges Gesicht war blutüberströmt, und er war tot. Die Uhr, die in seiner Tasche tickte, zeigte 13 Uhr 10 an.

»Du bleibst hier!«, sagte Sharpe zu Angel.

»Nein!«

»Wenn ich sterbe, weiß niemand sonst von dem gottverdammten Vertrag. Du bleibst hier und sorgst dafür, dass der Brief zu Hogan gelangt.«

Angel nickte widerstrebend.

Der Sergeant der Musikkapelle starrte Sharpe mit bleichem Gesicht an.

»Mister Sharpe?«

»Sie sorgen dafür, dass sich dieser Junge nicht von der Stelle rührt, Sergeant!«

»Jawohl, Sir.« Der Sergeant war leichenblass und zitterte. »Sind Sie das wirklich, Mister Sharpe?«

»Natürlich bin ich das!« Sharpe beobachtete das Dorf und sah, dass ein Bataillon zusammenbrach. »Ihr beide!« Er wies auf zwei unverletzte Männer, die einem verwundeten Kameraden halfen.

»Sir?«

»Ihr seid nicht verwundet! Geht zurück und kämpft! Sergeant?«

»Sir?« Der Sergeant der Kapelle starrte Sharpe immer noch an, als wäre er ein Geist.

»Erschießen Sie den nächsten nicht verwundeten Bastard, der hierher zurückkommt.«

»Jawohl, Mister Sharpe.«

Sharpe zog den Säbel. Er lief durch das Weizenfeld, das zertrampelt, blutbefleckt und mit Leichen übersät war. Er war zurückgekehrt.

Captain d'Alembord sollte nie erfahren, wer als Erster die Linie zum Rückzug aufgefordert hatte. Die Panik breitete sich anscheinend von der Mitte der Linie aus. Er hörte, dass ein Offizier den Männern befahl, zu bleiben, zu feuern und wieder anzugreifen, doch es nutzte nichts. Der Rauch isolierte die Männer. Sie konnten die Fahnen nicht sehen, sie hörten, dass der Lieutenant Colonel tot war, und plötzlich rannte das South Essex zurück durch den wallenden Rauch, und die Franzosen jubelten und schickten ihnen eine weitere Kugelsalve nach.

D'Alembord rannte mit den Männern hinaus aus dem Rauch über die Wiese und auf das Weizenfeld. Er wusste, dass es falsch war, dass er die Männer zu einer Schützenlinie oder in geschlossene Ordnung formieren sollte. Er hörte, dass Harper auf die Leichte Kompanie einschrie, und er wusste, dass er das Gleiche tun sollte. Plötzlich ertönte eine andere Stimme auf dem Schlachtfeld. D'Alembord schaute nach links in den Rauchschleier und glaubte, einen Geist zu sehen.

Einen Geist, der sie verfluchte, der ihnen mit dem Säbel drohte, der Offiziere anbrüllte und androhte, den nächsten Mann zu töten, der sich zurückzog.

Sie starrten ihn fassungslos an. Ein Toter auf einem großen Rappen, der unrasierte Geist eines Mannes, den sie tot und begraben gewähnt hatten. Ein Geist, der von Zorn erfüllt war, dessen Stimme auf sie einpeitschte und ihnen befahl, sich hinzulegen, damit die französischen Kugeln über sie hinweggingen. »Captain d'Alembord?«

»Sir?«

»Schützenlinie vorwärts. Am Rand des Rauchs! Hinlegen! Die Bastarde beschäftigen! Beeilung!« Sharpe sah d'Alembord den Schock am Gesicht an. »Ich sagte, Beeilung!« Er wandte sich den anderen Kompanien zu.

Er würde sie zu einer Kolonne formieren und auf französische Art und Weise angreifen. Gott allein wusste, warum sie nicht von Anfang an in Kolonne angegriffen hatten. Er rief die Befehle und ignorierte die Kugeln, die aus dem Rauch flogen.

Patrick Harper hatte Tränen in den Augen. Wenn jemand gewagt hätte, ihn zu fragen, warum, hätte Harper behauptet, es läge am Musketenrauch. Er hatte es gewusst, er hatte es immer gewusst, aber er hatte nicht ganz geglaubt, dass Sharpe am Leben war.

»Sergeant Major!«

McLaird starrte Sharpe offenen Mundes an, bevor er Worte fand. »Ja, Sir!«

»Wo ist der Lieutenant Colonel?«

»Er ist tot, Sir.« Sharpe schaute den Sergeant Major so fassungslos an wie der Mann ihn. Dann zupfte eine Kugel an Sharpes Uniform, und er erinnerte sich an seine Pflicht. »Nehmen Sie sechs Mann von der Zweiten Kompanie. Bleiben Sie hinten. Sie erschießen jeden, der sich

zurückfallen lässt. »Bataillon! Vorwärts! Die Fahnen zu mir!«

Sharpe sah, dass die beiden anderen Bataillone zu seiner Rechten am Rand des Dorfes gestoppt wurden. Sie formierten sich zu einer unregelmäßigen Schützenlinie vor den Häusern, doch die Linie wurde von französischen Salven aufgehalten. Eine Schützenlinie konnte nicht durch eine solche Verteidigung brechen. Eine Kolonne war nötig, und diese Kolonne musste wie eine Ramme in das Dorf stoßen, die Verluste an der Spitze hinnehmen und dann mit den Bajonetten in die Straße vorstoßen.

Sharpe formierte die Männer zu einer Kolonne aus vier Gliedern. Einige Männer lachten wie Wahnsinnige, als sie Sharpe sahen. Andere starrten nur entgeistert den Mann an, der aus dem Grab zurückgekehrt war. Collip, der Quartiermeister, zitterte vor Furcht.

Immer noch flogen ihnen Kugeln um die Ohren, aber Sharpe hatte die Kolonne gut hundert Yards vom Dorf entfernt formiert, weit genug von den französischen Scharfschützen entfernt.

Sharpe ritt an der Kolonne entlang und sagte den Männern, was sie zu tun hatten, und plötzlich musste er schreien, um gehört zu werden, weil die Dummköpfe ihn hochleben ließen. Er wandte das Gesicht ab und tat, als schaue er zu den beiden anderen Bataillonen. Er wusste, dass er den Männern befehlen sollte, mit den Hochrufen aufzuhören, aber er konnte es nicht. Er dachte, wie dumm es war, einen Mann hochleben zu lassen, der sie wieder zurück zum Feind und vielleicht in den Tod führen würde, wie verrückt und zugleich großartig es war, und er lachte, weil das Bataillon ihn plötzlich im Chor hochleben ließ, und er spürte, dass die Hochrufe sie zum Sieg führen würden.

Die Grenadier-Kompanie war an der Spitze. Sharpe wählte zehn Männer aus, deren Aufgabe es war, eine Salve aus kürzester Distanz zu feuern, wenn sie zur Barrikade

gelangten. Er würde sie führen, einem Pfad festgetretener Erde folgen, der im Rauch verschwand, aber zu einer der verbarrikadierten Gassen führen musste.

»Die Fahnen hoch!«

Jubelschreie ertönten, als zwei Sergeants die Fahnen hoben. Sharpe stellte sich in den Steigbügeln auf. Zum Angriff würde er absitzen, aber in diesem Moment, als ihm die Kugeln der Franzosen um die Ohren pfiffen, wollte er vom South Essex Bataillon gesehen werden.

Er hob den Säbel, und es wurde still. Er sah den Männern an, dass sie angespannt waren und nervös darauf warteten, den Angriff hinter sich zu bringen. Er lächelte. »Ihr werdet gegen die Bastarde kämpfen! Was werdet ihr tun?«

»Kämpfen!«

»Was werdet ihr tun?«

»Kämpfen!«

Sharpe winkte einen Mann zu sich und befahl ihm, Karabiner zu halten, bis der Kampf vorüber war. Dann saß Sharpe ab und spähte zum Dorf. Es war an der Zeit, loszumarschieren und zu kämpfen, und Sharpe dachte plötzlich an die goldblonde Frau, die jenseits der feindlichen Linien wartete, und er wusste, dass es nur einen Weg gab, jemals zu ihr zu gelangen. Er hob seinen Säbel und gab das Kommando.

»Vorwärts!«

KAPITEL 23

Sharpe fand es merkwürdig, aber in dem Moment, in dem er das Bataillon in den Kampf führte, wünschte er, die Marquesa könnte ihn sehen.

Er war nicht verliebt in sie. Er mochte ihretwegen eifersüchtig sein, sich wünschen, mit ihr zu schlafen, aber er liebte sie nicht. Er hatte es zwar an dem Morgen gesagt, als er geglaubt hatte, von El Matarife getötet zu werden, doch er wusste, dass es nicht stimmte. Er begehrte sie. Sie zog ihn an wie das Licht eine Motte, aber um jemanden zu lieben muss man ihn kennen, und er kannte sie nicht richtig. Er fragte sich, ob überhaupt jemand diese Frau richtig kannte.

Sie hatte gesagt, sie liebe ihn, doch er wusste, dass es nicht der Wahrheit entsprach. Sie hatte gewollt, dass er ihretwegen seine Ehre verlor, und sie hatte gedacht, das Wort Liebe würde ihn dazu bringen. Er wusste, dass sie ihn nur benutzen und dann fallen lassen würde. Dennoch tat er es für sie, als er jetzt mit dem Säbel in der Hand auf die wartenden Musketen zumarschierte.

Der Säbel war schwer in seiner Hand. Sharpe fragte sich, weshalb jede neue Schlacht härter als die vergangene war. Irgendwo würde sein Glück enden, und warum nicht hier, wo die Franzosen bereits einen Angriff zurückgeschlagen hatten und auf den nächsten warteten. Während er die Kolonne führte, sagte er sich, dass er von geborgter Zeit lebte. Er fragte sich, ob Hélène nach seinem Tod erfahren würde, dass er noch ein paar Tage mehr für sie gelebt hatte und in der dummen, sinnlosen egoistischen Hoffnung gestorben war, sie wiederzusehen.

Das Gras der Wiese raschelte unter seinen Stiefeln. Bienen schwirrten im Klee. Sharpe sah eine Schnecke mit schwarzweißem Haus, die vom Stiefel eines Infanteristen zerstampft worden war. Das Gras war übersät mit Patronenhülsen, Musketenkugeln, weggeworfenen Ladestöcken und heruntergefallenen Tschakos.

Er schaute zum Dorf. Die Leichte Kompanie provozierte das Musketenfeuer und hielt den ätzenden Rauch dicht. Hinter ihm marschierte die Kolonne gut formiert. Er atmete tief durch. »Bataillon! Im Laufschritt!«

Kugeln pfiffen durch die Luft dicht neben ihm. Er hörte einen Schrei hinter sich, einen Fluch, und er rannte jetzt durch den Rauch auf das Dorf zu und konnte schließlich die Gasse sehen. Sie war mit einem Heuwagen und Möbelstücken blockiert, und Flammen züngelten aus der Barrikade. Sharpe befahl dem Schießtrupp, zur Seite hin auszubrechen.

Er hörte die Salve des Trupps. Er sah einen Franzosen oben von der Barrikade zurücktaumeln, und dann waren nur noch ein paar Yards zurückzulegen. Die Franzosen schossen aus dem Dorf, doch statt einer dünnen Linie griff jetzt eine Kolonne an, die dicht genug war, um das französische Feuer aufzusaugen. Sharpe sammelte sich für den Sprung. Er würde nicht warten, um die Barrikade zur Seite zu räumen. »Springen!«

Die Luft war vom Krachen der Musketen erfüllte. Sharpe sprang auf die Barrikade, während neben ihm Briten hinaufkletterten, Möbelstücke herunterrissen, über angehäuftes Holz kletterten und schreiend auf den Feind zustürmten. Eine Muskete krachte ohrenbetäubend nahe neben Sharpe, ein Bajonett zerrte an seinem Ärmel, als weitere Männer hinter ihm drängten, ihn über die Barrikade hinweg zwangen. Er stürzte, schlug mit dem Säbel um sich und fiel an der anderen Seite der Barrikade hinab vor die Bajonette des Feindes.

Sharpe rollte sich zur Seite, und plötzlich sprangen Männer des South Essex Bataillons über ihn hinweg und trieben die Franzosen zurück. Sharpe rappelte sich auf, lief weiter und rief den Männern zu, die Hausdächer zu beobachten. Niemand hörte ihn. Sie waren vom Kampffieber erfüllt, wollten töten, bevor sie getötet wurden, und diese aus Furcht geborene Stimmung hatte sie über die Barrikade getrieben und trieb sie jetzt in die schmalen Straßen von Gamarra Mayor.

Eine Haustür flog auf, und ein Mann stach mit einem Bajonett zu. Sharpe wirbelte herum, machte einen Ausfall und traf den Feind. Sharpe spürte warmes Blut auf seiner Hand, als sich die Klinge in den Hals des Franzosen bohrte. Er riss die Klinge frei, und der Mann stürzte tot zu Boden. »Tötet die Bastarde!«

Die Gasse war voller Männer, die drängten, riefen, fluchten, zustachen, schrien. Verwundete wurden niedergetrampelt. Das vordere Glied kämpfte sich durch den Feind. Die engen Wände der Gasse schienen jeden Schrei und Schuss zu verstärkten.

Eine Musketensalve krachte vom fernen Ende der Gasse, und ein französischer Gegenangriff, vorbereitet gegen einen solchen Durchbruch, begann.

»Feuer!«

Die wenigen Briten, deren Waffen noch geladen waren, schossen. Zwei Franzosen fielen, doch der Rest griff weiter an. Sharpe stürmte vorwärts und schwang seinen Säbel wie eine Sense in die Spitze der Franzosen mit den Bajonetten. Er stieß den Kriegsschrei aus, schrie dem Feind seinen Zorn entgegen und kämpfte. Eine Klinge streifte seinen Oberschenkel. Sharpe riss seinen Säbel hoch und traf den Gegner tödlich. Und dann waren es britische Bajonette, die den feindlichen Gegenangriff zunichte machten.

Sharpe trat jetzt auf Leichen. Er bemerkte es nicht. Er beobachtete die Hausdächer, die Fenster, und stets feuerte

er seine Männer an, ihm zu folgen, weiter vorwärts zu stürmen.

Die Briten schrien wie verrückt, wie Männer, die wussten, dass sie das Entsetzen am besten loswurden, wenn sie den verdammten Kampf hinter sich brachten. Sie schlugen und trampelten den Feind nieder, stachen mit den Bajonetten zu und trieben die Franzosen zurück. »In die Häuser! In die Häuser!«

Es hatte keinen Sinn, ins Zentrum des Dorfes vorzustoßen, denn dort würden sie vom Feind umzingelt sein. Diese erste Gasse musste gesäubert werden, die Häuser mussten eingenommen werden, und Sharpe trat eine Tür auf und sprang geduckt über die Schwelle.

Es war ein leeres Zimmer. Männer drängten hinter ihm mit blutigen Bajonetten herein. Gegenüber war eine geschlossene Tür.

Sharpe schaute in die Runde. »Wer hat geladen?«

Drei Männer nickten ihm zu. Ihre Augen leuchteten im Halbdunkel, und ihre vom Pulverrauch geschwärzten Gesichter spiegelten grimmige Entschlossenheit wider. Sharpe wollte nicht, dass diese Männer zu Atem kamen oder sich hier sicher fühlten. Er musste sie in Bewegung halten.

»Feuert durch diese Tür, wenn ich es befehle!«

Sie stellten sich auf und legten ihre Musketen an.

»Feuer!«

Sharpe trat die Tür ein und stürmte voran durch den Musketenrauch. Er musste sich zwingen, durch die Türöffnung zu springen, so stark war das Gefühl, dass ihm eine Salve entgegenpeitschen würde.

Er fand einen französischen Soldaten, der gekrümmt und blutend am Boden in einem kleinen Hof lag, der mit Stroh bestreut war. Andere Franzosen wichen in den Hof zurück. Sie verteidigten eine Gasse jenseits des Hofs, in die Männer

des South Essex eingedrungen sein mussten. Sharpe stieß einen Triumphschrei aus und griff mit dem Säbel an, während rechts und links von ihm Männer mit Bajonetten auf die Franzosen zustürmten. Die Franzosen flehten um Schonung und ließen ihre Musketen fallen. Sharpe befahl seinen Männern, nicht mehr zu schießen und Gefangene zu machen.

Ein Strohdach auf der anderen Seite der Gasse hatte Feuer gefangen. Darunter rannten Männer, trieben die Franzosen zurück, und Sharpe schloss sich ihnen an, denn die Kontrolle über das Bataillon war verloren. Sie jagten die Verteidiger aus den Häusern, schossen mit Musketen auf geschlossene Türen, traten sie ein und durchsuchten die kleinen Zimmer. Wenn sie auf Widerstand stießen, brachen sie ihn schnell und unerbittlich, um Lieutenant Colonel Leroy, den toten Amerikaner, zu rächen, der sich diesen Sieg gewünscht hatte.

Eine Trompete schmetterte. Sharpe sah durch den Rauch auf der Dorfstraße die Fahne eines anderen Bataillons. Der Rest der Division kam. Sharpe rief seinen Männern zu, in Deckung zu gehen, die Gassen zu räumen. Sollten andere weitermachen.

Er hob etwas Stroh auf und wischte das Blut von seiner Säbelklinge. Zwei Gefangene beobachteten ihn. Ringsum war das Dorf von Schüssen und Schreien erfüllt. Die Männer der französischen Garnison waren aus den Häusern vertrieben worden und flüchteten über die Brücke. Ein Sergeant starrte Sharpe an. »Sind Sie das wirklich, Sir?«

Sharpe versuchte, sich an den Namen des Mannes und die Kompanie zu erinnern. »Sergeant Barrett, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir.« Der Mann lächelte, erfreut darüber, dass sich Sharpe an ihn erinnerte. Männer seiner Kompanie starrten Sharpe offenen Mundes an.

»Ich bin es wirklich.« Sharpe grinste.

»Aber man hat Sie doch aufgehängt, Sir!«

»Diese Armee kann aber auch gar nichts richtig machen, Sergeant.«

Die Männer lachten, wie er es erwartet hatte. Barrett bot ihm Wasser aus der Feldflasche an, und Sharpe trank dankbar. Brennende Strohbüschel, die vom Dach fielen, konnten zu weiteren Bränden führen. Sharpe gab den Befehl, Harken aufzutreiben und von den Gefangenen das brennende Strohdach herunterreißen zu lassen. Dann machte er sich auf den Weg, um sich das Dorf anzuschauen, das er eingenommen hatte.

Maréchal Jourdan konnte nur bangen und warten. Die Neuigkeiten aus Gamarra Mayor besagten, dass die Briten das Dorf eingenommen hatten, jedoch nicht in der Lage gewesen waren, den Fluss zu überqueren. Er schickte einen Boten mit dem Befehl, die Brücke um jeden Preis zu halten. Jourdan litt unter dem Gefühl, versagt zu haben, von dem hakennasigen, blauäugigen General überlistet worden zu sein, der sein Gegenspieler war.

Jourdan hatte Wellington einmal kurz gesehen, durch ein Loch in einem Rauchschleier. Sein Gegenspieler hatte ruhig die Linie eines britischen Bataillons ausgerichtet. Es war nicht die Aufgabe eines Generals, das zu tun, und was alles noch schlimmer machte, war die Tatsache, dass dieses Bataillon anschließend die Franzosen von der südlichen Flanke des Arinez-Hügels vertrieben hatte.

Maréchal Jourdans große Geschütze waren vom Feind umgangen und seine Infanterie war besiegt worden. Er war auf seine zweite Linie zurückgeworfen worden. Wenn sich die neue Linie und die Truppen jenseits des Flusses bei Gamarra Mayor hielten, war noch nicht alles verloren, dann war ein Sieg für ihn immer noch möglich. Aber er hatte das schreckliche Gefühl, dass ihm die Dinge entglitten und er die Kontrolle verlor. Er verlangte Informationen, wollte

wissen, wo Général Gazans Truppen waren, aber niemand konnte ihm das sagen. Er schickte Adjutanten zu Pferde in den Rauch, und sie kehrten nicht zurück oder brachten keine Neuigkeiten, und in Jourdan wuchs das entsetzliche Gefühl, dass die zweite Linie nicht komplett war und der Rest davon entsetzlich unter den feindlichen Geschützen litt.

Die Männer litten, weil Wellington etwas getan hatte, das er angeblich niemals tun würde. Er hatte sich ein Beispiel an Napoleon genommen und seine Artillerie konzentriert, und jetzt donnerten die britischen, portugiesischen und spanischen Geschütze ununterbrochen, hinderten einen am Denken und rissen blutige Schneisen durch die wartende französische Infanterie.

König Joseph, dessen Pferd unruhig war, ritt zu Jourdan. »Jean-Baptiste?«

Jourdans Miene verfinsterte sich noch mehr. Er hasste seine Vornamen, und er hasste die Vertraulichkeit, weil er wusste, dass sie nur dazu diente, Furcht zu verbergen. »Ja?«

»Sollten wir vorrücken?«

Verdammter Idiot! Jourdan hätte es dem Monarchen fast ins Gesicht geschrien. Er zwang sich zur Ruhe, denn er wusste, dass die Blicke des Stabs auf ihn gerichtet waren. »Wir sollten ihm ein wenig mit unseren Geschützen zu schaffen machen, Sire.«

Vorrücken? Allmächtiger! Jourdan gab seinem Pferd die Sporen und ritt vom König fort. Er bemerkte, dass die königliche Kutsche für die Flucht bereitstand. Der Fahrer saß auf dem Kutschbock, und die Begleitreiter warteten zu Pferde. Die Wahrheit war, dass dieser gottverdammte Wellington jetzt die Musik der Schlacht dirigierte und er, Jourdan, betete, dass sich seine Männer lange genug hielten, bis ihm eine Antwort darauf einfiel. Truppen! Er brauchte frische Truppen. »Moreau! Moreau!« Er rief nach

einem Adjutanten. Es mussten irgendwo Reserven sein! Es mussten einfach welche da sein!

Es war Nachmittag geworden, und es hatte ein Artillerieduell auf der Ebene gegeben. Jourdan rief nach mehr Truppen, doch er wusste, dass sein Feind hinter dem Vorhang aus Rauch einen neuen Angriff vorbereitete. Er verlangte Neuigkeiten, immer wieder Neuigkeiten, und er bat Stabsoffiziere um Ermutigung, die sie ihm nicht geben konnten. Panik verbreitete sich in der französischen Führung, während sich die Briten zu einem neuen Angriff formierten. Die Infanterie bildete neue Linien, Patronen wurden ausgegeben, eine Armee bereitete sich auf den Sieg vor.

Auf der Tribüne hoch oben an der Stadtmauer beobachteten die Damen. Sie blickten besorgt drein, wenn die Verwundeten auf Karren vom Schlachtfeld gebracht wurden, aber sie glaubten den gut aussehenden Kavallerie-Offizieren, die kamen, um ihnen das Neueste zu berichten. Jourdan, sagten die Kavallerie-Offiziere, habe nur seine Linie zurückgezogen, um den Geschützen mehr Raum zu geben. Es gebe keinen Grund zur Besorgnis, nicht den geringsten.

Eine Frau erkundigte sich, was im Norden los sei, und ein Offizier versicherte ihr, dass nur ein paar Feinde zum Fluss gekommen seien und jetzt die Leistung der französischen Geschütze kennenlernten. Die Offiziere fingen die Blumen auf, die ihnen von den Frauen zugeworfen wurden, bedankten sich galant, steckten die Blumen an glänzende, federgeschmückte Helme und trabten durch Vitorias Vororte davon, und die Frauen blieben mit heftig pochendem Herzen zurück.

Capitaine Saumier wusste, dass Frankreichs Maréchals nicht vor dem Feind zurückwichen, um den Geschützen Raum zu geben. »Haben Sie gepackt, Madame?«, fragte er leise.

»Gepackt?«

»Für den Fall, dass wir uns zurückziehen müssen.«

Die Marquesa starrte den hässlichen Mann an. »Ist das Ihr Ernst?«

»Ja, das ist mein Ernst, Madame.«

Sie ahnte die Niederlage. Wenn Sharpe noch gelebt hätte, wäre sie mit dem sicheren Gefühl in Vitoria geblieben, dass Sharpe wagen würde, was Général Verigny nicht wagte – ihre Wagen dem Inquisitor zu entreißen. Aber Sharpe war tot, und sie wagte es nicht, zu bleiben. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, dass sich in ihrer Kutsche, gut versteckt unter dem Kutschbock, genug Juwelen befanden, sodass sie in Frankreich nicht in Armut leben musste. Sie zuckte mit den Schultern. »Es wird gewiss noch Zeit bleiben, oder?«

»Ich hoffe es, Madame.«

Sie lächelte traurig. »Denken Sie immer noch, dass Wellington nicht anzugreifen weiß, Capitaine?«

Er runzelte die Stirn, nicht wegen ihrer Frage, sondern wegen ihrer Miene. Sie hatte den Kopf von ihm abgewandt, und jetzt starrte sie entsetzt und fassungslos auf die Menge am Fuß der Tribüne. Saumier berührte ihren Arm. »Ist etwas, Madame?«

Die Marquesa zog ihren Arm fort. »Nichts, Capitaine.« Sie hätte jedoch schwören können, dass sie kurz ein bärtiges Gesicht gesehen hatte, ein Gesicht, das so von Haaren überwuchert war, dass es dem eines Tieres ähnelte, ein Gesicht, das sie angestarrt und sich dann abgewandt hatte und das sie an einem kalten Morgen im Bergland gesehen hatte.

Der Schlächter. Sie sagte sich, dass ihr die Fantasie einen Streich gespielt haben musste. Kein Partisan würde es wagen, sich mitten in der französischen Armee zu zeigen. Sie blickte wieder auf die Ebene hinaus, auf der immer

noch die Geschütze donnerten und auf der eine Armee ums Überleben kämpfte.

Sergeant Major McLaird meldete, dass das brennende Strohdach jetzt gelöscht war. »Und wir haben einundvierzig Gefangene, Sir«, fügte er hinzu. »Die Hälfte davon ist schwer verwundet.«

»Wo ist der Arzt?«

»Außerhalb des Dorfs, Sir.«

»Lieutenant Andrews!«

»Sir?« Der Lieutenant konnte anscheinend noch nicht ganz glauben, dass Sharpe lebte.

»Meinen Gruß an Mister Ellis. Sagen Sie ihm, dass es Arbeit im Dorf gibt und ich ihn hier haben will.«

»Jawohl, Sir.«

Das South Essex Bataillon hatte den Befehl erhalten, zu rasten, während andere Bataillone durch das Dorf strömten, um die Brücke zu stürmen. Sharpe dachte an die Geschütze auf dem Hang jenseits der Brücke. Seine Hoffnungen, Vitoria zu erreichen, waren gering, solange die französische Batterie unbehelligt blieb.

»Mister Collip!«

»Sir?«

»Ich möchte eine Überprüfung der Munition bei allen Kompanien.«

»Wir haben die Protze verloren, Sir.«

»Dann suchen Sie sie, verdammt noch mal! Und wenn Sie mein Pferd sehen, schicken Sie es her!«

»Welches Pferd, Sir?«

»Ein Rappe mit unkupiertem Schweif.« Sharpe hatte ein Haus am Platz des Dorfs übernommen. Die Möbel waren für die Barrikade verwendet worden. Sharpe hörte, dass die französischen Geschütze wieder das Feuer eröffneten, und

es war ihm klar, dass die Angreifer sterben würden, wenn sie versuchen würden, die Brücke zu überqueren. »Paddock!«

Der Zivilangestellte des Bataillons grinste aus der Küchentür. Er war sprachlos gewesen, als er Sharpe gesehen hatte, und grinste immer noch wie ein Verrückter. »Sir?«

»Jemand muss etwas Tee haben.«

»Jawohl, Sir.«

Sharpe trat auf die Straße hinaus. Ein Hund mit einem Stück Fleisch in der Schnauze lief vorbei. Sharpe zog es vor, nicht zu überlegen, welche Art Fleisch es sein mochte. Der Rauch der französischen Kanonen zog über die Dächer des Dorfs, tief genug, um den kleinen Glockenturm zu berühren. Dann und wann klirrte es, und die Glocke läutete, wenn Kartätschenkugeln von den Mauern der Brücke abprallten und gegen die Glocke knallten.

»Sir! Sir!«

Sharpe blickte nach links. Harry Price rannte auf ihn zu. »Mister Sharpe!«

»Harry.« Sharpe grinste.

Lieutenant Price vergaß alle Förmlichkeiten und klopfte Sharpe überschwänglich auf den Rücken. Er war Sharpes Lieutenant in der Leichten Kompanie gewesen. »Oh, Mann! Ich dachte, die Kerle hätten Sie aufgehängt!«

»Diese Armee kann nichts richtig machen, Harry.« Sharpe sagte es zum zwanzigsten Mal.

Price strahlte. »Was in Teufels Namen ist passiert?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Hier.« Price drückte Sharpe eine Flasche Brandy in die Hand. »Die habe ich im französischen Hauptquartier gefunden.«

Sharpe lächelte. »Später, Harry. Es gibt vielleicht noch mehr Arbeit.«

»Gott, hoffentlich nicht! Ich möchte dreißig Jahre alt werden.« Price setzte die Brandyflasche an und trank. »Ich nehme an, Sie sind jetzt der befehlshabende Offizier.«

»Stimmt.« Leroys Leiche war ins Dorf gebracht worden. Er war wenigstens schnell gestorben. Er hatte nicht gelitten. Der andere Trost war, dass er keine Familie hinterließ, dass keine Briefe an die Angehörigen geschrieben werden mussten und keine Witwe Trost brauchte.

Die Kanonen schossen immer noch auf die Brücke. Sharpe runzelte die Stirn. »Warum zur Hölle haben wir keine Geschütze bekommen?«

»Ich hörte, sie sind verloren gegangen.« Price grinste. »Diese verdammte Armee kann nichts richtig machen. Allmächtiger! Es ist schön, Sie wiederzusehen, Sir!«

Sonderbarerweise hatte es den Anschein, dass das ganze Bataillon das Gleiche dachte. Die Offiziere wollten ihm die Hand schütteln, die Männer wollten ihn ansehen, wie um sich selbst zu beweisen, dass er noch lebte, und er grinste verlegen angesichts ihrer Freude. Angel, der mit Sharpes Pferd ins Dorf gekommen war, sonnte sich in dem Glanz, der auf ihn abfiel. Dutzende Flaschen wurden Sharpe hingehalten, und Dutzende Male erklärte Sharpe, dass die Armee nicht mal einen Vorhang aufhängen könnte, wenn sie es versuchte. Er wusste, dass er albern lächelte, aber er konnte sich nicht helfen, er musste es einfach tun. Er schüttelte Harry Price ab, indem er ihm befahl, Posten am Nordrand des Dorfs aufzustellen, und flüchtete sich in seiner Verlegenheit in sein provisorisches Hauptquartier.

Dort fand ihn noch jemand.

»Sir?«

Ein Hüne, der mit Waffen behängt war, tauchte auf der Türschwelle auf. Sharpe musste wieder lächeln. »Patrick?«

»O Herr im Himmel!« Der irische Sergeant musste den Kopf einziehen, um eintreten zu können. Er hatte Tränen in den Augen. »Ich wusste, dass Sie zurückkommen.«

»Ich konnte doch nicht zulassen, dass ihr Scheißer ohne mich kämpft.«

Harper grinste breit.

Es entstand ein sonderbares Schweigen, das beide Männer zusammen brachen. Sharpe forderte den Iren auf, weiterzusprechen.

»Nein. Sir. Sagen Sie, was Sie auf der Zunge hatten.«

»Nur, dass es schön ist, wieder bei euch zu sein.«

»Ja.« Harper starrte ihn an. »Was ist passiert?«

»Das ist eine lange Geschichte, Patrick.«

»Kann ich mir denken.«

Es folgte wieder Schweigen. Sharpe war enorm erleichtert, weil der Sergeant lebte und wohlauf war. Er wusste, dass er etwas in dieser Hinsicht sagen sollte, aber es würde zu peinlich sein. Sie waren Freunde, und Sharpe hatte ihm das Du angeboten, doch der irische Hüne bestand darauf, seinen Offizier mit Sir anzureden. Sharpe wies zum Fensterbrett, auf dem eine Tasse Tee stand. »Paddock hat Tee gemacht.«

»Prima!«

»Geht es Isabella gut?«

»Ausgezeichnet, Sir.« Harper nahm die noch halb volle Teetasse und trank sie leer. »Mister Leroy gab uns die Erlaubnis zu heiraten.«

»Das ist wunderbar!«

»Jaja.« Harper zuckte mit den breiten Schultern. »Da ist was Kleines unterwegs, Sir. Ich nehme an, dass Leroy dachte, es wäre das Beste, wenn wir vorher heiraten.«

»Vermutlich.«

Harper lächelte. »Ich habe mit Mister d’Alembord gewettet, dass Sie wiederkommen, Sir.«

Sharpe lachte. »Du wirst Geld brauchen, wenn du heiratest, Patrick.«

»Das stimmt. Keiner gibt das Geld eines Mannes schneller aus als eine Frau, wie?«

»Wann ist die Trauung?«

»Sobald ich einen Priester auftreiben kann. Sie hat sich ein Kleid genäht, das hat sie schon. Mit Rüschen und solchen Kinkerlitzchen.« Er sagte es mit düsterer Miene.

»Du lässt mich wissen, wann ihr getraut werdet?«

»Selbstverständlich!« Harper war verlegen. »Sie wissen ja, wie die Frauen sind, Sir.«

»Ich habe eine oder zwei kennengelernt, Patrick.«

»Jaja. Sie wollen geheiratet werden, das ist nun mal so.« Er zuckte mit den Schultern.

»Besonders wenn sie geschwängert wurden, wie?«

Harper lachte. Wieder folgte Stille. Der irische Hüne stellte die Tasse ab. »Es ist prima, Sie wiederzusehen, Sir.«

»Du hast die Wette gewonnen, was?«

»Nur ein verdammtes Pfund.«

»So viel Vertrauen hattest du in mich?«

Sie lachten von Neuem.

Hufschlag trommelte heran und verklang draußen. Eine Stimme ertönte. »South Essex?«

»Hier drin!«, rief Sharpe zurück. Er war plötzlich froh, von den Gefühlen abgelenkt zu werden, die ihn tief bewegten.

Ein Stabsoffizier saß ab und trat geduckt ein. »Lieutenant Colonel Leroy?« Er richtete sich auf.

Es war Lieutenant Michael Trumper-Jones mit einem gefalteten Befehl für das Bataillon in der Hand. Er starrte Sharpe an, sein Mund klaffte auf, er schüttelte langsam den Kopf, seine Augen weiteten sich, und dann fiel er ohnmächtig um. Das Degengehänge klirrte, als er auf den Boden plumpste. Sharpe nickte zu der reglosen Gestalt hin. »Das ist der Typ, der mich verteidigte.«

Harper lachte. Dann neigte er lauschend den Kopf. »Es ist auf einmal still!«

Die französischen Kanonen waren verstummt. Die Brücke musste von den Briten eingenommen worden sein. Plötzlich wusste Sharpe, was er tun wollte. »Angel!«

»Señor?«

»Hol die Pferde! – Patrick?«

»Sir?«

»Nimm dir das Pferd dieses Dummkopfs.« Er wies auf Trumper-Jones. »Wir machen uns auf die Suche!«

»Wonach?« Harper eilte bereits hinaus.

»Nach Hochzeitsgeschenken und einer Frau!« Sharpe folgte Harper auf die Straße hinaus, schaute sich um und entdeckte einen Captain des South Essex Bataillons. »Mister Mahoney!«

»Sir?«

»Sie werden Befehle in diesem Haus vorfinden! Befolgen Sie die! Ich werde zurückkehren!« Sharpe gab dem verblüfften Captain den Brief für Hogan, schwang sich auf Karabiner und ritt zur Brücke.

Nördlich von Gamarra Mayor, bei einem Dorf namens Durana, blockierten spanische Truppen die Große Straße. Die Verteidiger von Durana waren die spanischen Regimenter gewesen, die loyal zu Frankreich standen.

Landsmann kämpfte gegen Landsmann, ein erbittertes Aufeinanderprallen, und Wellingtons Spanier, die treu zu

Spanien hielten, nahmen die Brücke um siebzehn Uhr ein. Die Große Straße nach Frankreich war gesperrt.

Die spanischen Soldaten hatten gekämpft, bis ihre Musketenläufe fast rot glühend gewesen waren. Sie hatten schonungslos unter den Verteidigern gewütet und einen großen Sieg errungen. Die Große Straße war blockiert.

Die Franzosen hätten noch durchbrechen können. Sie hätten nach Westen abschwenken und ihre großen Kanonen gegen die erschöpften, blutbesudelten Spanier einsetzen können, aber im Chaos einer von Rauch erfüllten Ebene wusste niemand, dass nur so wenige Männer die Armee im Rücken durchbrochen hatten. Und all die Zeit, Minute um Minute, kamen die britischen Bataillone von Westen, während die großen Geschütze, von Wellington Rad an Rad zusammengezogen, riesige Lücken in die französischen Linien schossen.

Die französischen Linien brachen zusammen.

König Josephs Armee, die diesen Tag mit großer Zuversicht begonnen hatte, war geschlagen.

Es geschah schrecklich schnell und stückweise. Eine Brigade kämpfte noch, behauptete sich und feuerte auf den Feind, während sich eine andere auflöste und bei der ersten britischen Salve davonlief. Die französischen Geschütze schwiegen eines nach dem anderen, wurden aufgeprotzt und zurück zur Stadt gebracht. Generäle verloren den Kontakt zu ihren Truppen. Sie riefen nach Lagemeldungen, befahlen Männern, zu bleiben und zu kämpfen, doch die französische Linie wurde von den stetigen Salven der britischen Bataillone zerfetzt, während darüber die britischen Granaten mit Rauch und Schrapnell explodierten. Die französischen Truppen wichen zurück. Und dann kam das Gerücht, dass die Große Straße blockiert sei und der Feind von Norden komme. In Wahrheit behaupteten sich die Franzosen bei Gamarra Mayor noch mit ihren Geschützen gegen die Briten, und die

Spanier weiter nördlich waren zu erschöpft und in zu kleiner Zahl, um südwärts anzugreifen, aber das Gerücht brach die Moral der französischen Armee. Sie flüchtete.

Die Franzosen, die bei Gamarra Mayor die Brücke so gut verteidigt hatten, sahen ihre Kameraden rennen. Sie schlossen sich der Flucht an.

Den Männern, die von den westlichen Hügeln oder von den Puebla-Höhen aus beobachteten, bot sich ein grandioser Anblick, der nur wenigen vergönnt war, der Anblick des Sieges aus der Perspektive eines Adlers.

Der Rauch löste sich langsam über der Ebene auf, und eine Armee auf dem Vormarsch war zu sehen. Von den Hügeln bis zum Fluss, über zwei Meilen verbranntes und blutgetränktes Terrain, waren die alliierten Regimenter verteilt. Sie marschierten unter ihren Fahnen, und die Sonne stach durch den sich lichtenden Rauch und leuchtete auf den Fahnen, die rot, weiß, blau und golden schimmerten und zum Teil zerfetzt und blutgetränkt waren. Regiment um Regiment, Brigade um Brigade erstiegen die flachen Hügel, wo die zweite Linie der Franzosen gewesen war. Ihre Schatten fielen ihnen voraus, als sie zu der Stadt mit den goldenen Turmspitzen marschierten.

In der Stadt sahen die Frauen, dass die französische Armee auseinanderbrach. Sie sahen die flüchtenden Truppen kommen und beobachteten, dass die Kavallerie an der Spitze der panischen Flucht ritt. Die Tribüne leerte sich. In der Stadt breitete sich die Nachricht von der Niederlage von Haus zu Haus aus, und die Soldatenprostituierten und Familien und Geliebten der Franzosen flüchteten überstürzt aus Vitoria. Sie wurden durch Maréchal Jourdans letzte Befehle in Vitoria auf den Weg getrieben, Befehle, die von Kavalleristen bekannt gemacht wurden und die lauteten, dass sich die Franzosen nach Salvatierra zurückziehen sollten.

Die Große Straße war blockiert, und der einzige Weg zum Rückzug, der blieb, war eine schmale Landstraße, die sich auf Salvatierra zu wand und von dort aus nach Pamplona führte. Von Pamplona aus konnte sich die Armee vielleicht über strapaziöse Pfade durch die Pyrenäen nach Frankreich durchschlagen.

Das Chaos begann. Zivilisten, Kutschen, Wagen und Pferde blockierten die engen Straßen, während von Westen her die siegreichen britischen Bataillone auf die Stadt zumarschierten. Die Sieger verdunkelten die Ebene, und ihre Fahnen flatterten knatternd in der Abendbrise.

Im Süden ritten drei Reiter über die Brücke von Gamarra Mayor. Sie mussten sich einen Weg zwischen den Leichen bahnen, auf denen es bereits von Fliegen wimmelte, um auf das Nordufer des Rio Zadorra zu gelangen.

Sharpe trieb Karabiner mit den Hacken an. Er hatte seinen Sieg, und jetzt ritt er mit Harper und Angel in das Chaos der Niederlage, um die Marquesa zu suchen.

KAPITEL 24

Die Straße nach Pamplona war gerade breit genug für einen Wagen oder ein Geschütz. Die Seitenstreifen und Felder links und rechts der Straße waren zu sehr vom Regen aufgeweicht und kaum passierbar.

Auf dieser Straße versuchte die gesamte französische Armee mit mehr als zwanzigtausend zivilen Mitläufern, dreitausend Wagen und über hundertfünfzig Geschützen und Protzen in Sicherheit zu gelangen.

Den ganzen Tag lang hatte der Tross auf den Kanonendonner gelauscht und den Rauch über den Turmspitzen der Kathedrale gesehen. Jetzt kamen die Befehle zum Rückzug, nicht über die Große Straße, sondern direkt ostwärts gen Salvatierra und Pamplona.

Peitschen knallten, Ochsen wurden mit Stöcken angetrieben, und aus einem halben Dutzend Feldwagen und den überfüllten Straßen der Stadt setzten sich die Gefährte in Bewegung und rollten zu der schmalen Straße.

Es entstand ein heilloses Durcheinander. Der erste Wagen blieb keine hundert Yards jenseits der Stelle stecken, an der die Feldwege in die Straße mündeten. Eine Kutsche, deren Fahrer über den schlammigen Seitenstreifen ausweichen wollte, kippte um. Ein Geschütz schwenkte aus, geriet ins Schleudern, und dann krachten zwei Tonnen Metall in die Kutsche, Pferde wieherten schrill, Kanoniere stürzten und wurden erschlagen, und die Straße war blockiert. Ochsen, Pferde, Kutschen, Wagen, Karren, Kanonen, Haubitzen, transportable Schmieden, Ambulanzen und Protzen – alles steckte zwischen der versperrten Straße und den Briten fest.

Bei den Wagen und darauf wimmelte es von Leuten. Soldaten flüchteten aus der Stadt, Kutscher, Prostituierte und zivile Mitläufer drängten sich durch die Schlange der Wagen. Einige Leute schlitzten Planen auf und versuchten, etwas von der Fracht zu erbeuten. Musketen krachten, als die Bewacher versuchten, den Besitz des Kaisers zu verteidigen, doch dann erkannten die Bewacher, dass der Kaiser diesen Besitz verloren hatte und jeder ihn behalten konnte, der ihn jetzt an sich nahm. Sie schlossen sich den Plünderern an.

Tausende von französischen Soldaten strömten an den feststeckenden Wagen vorbei, zertrampelten die Felder und zogen ostwärts. Generäle ritten mit der Kavallerie, übten schon Entschuldigungen, die sie vorbringen würden, während andere Männer zu den Wagen abschwenkten und verzweifelt nach Frauen und Kindern suchten.

König Joseph war in seiner Kutsche, flüchtete auf die versperrte Straße zu, und dann trommelte Hufschlag, blitzten Säbel, und die ersten britischen Kavalleristen, die um die Stadt herumgeschickt worden waren, fielen über den panisch flüchtenden Mob her.

Der König entkam nur, weil er seine Kutsche aufgab. Er kletterte aus der rechten Tür, als die britische Kavallerie die linke Tür aufbrach. Er ließ seinen Besitz zurück und flüchtete nur mit dem, was er bei sich hatte.

Frauen und Kinder schrien. Sie wussten nicht, wo ihre Männer und Väter waren. Es war ihnen nur klar, dass sich die Armee zu einem Mob aufgelöst hatte und sie rennen mussten. Hunderte blieben bei den Wagen und rissen die Fracht herunter, obwohl die britische Kavallerie kam. Besser für nur ein paar Minuten reich, als ewig arm zu sein. Von der Stadt kamen die Spanier, viele mit langen Messern und zum Töten bereit.

Capitaine Saumier hörte den Ruf, dass sich die Armee nach Salvatierra zurückziehen sollte, und nahm an, dass

das einzige Stadttor nach Osten bereits von verzweifelten Leuten verstopft war. Er rief dem Kutscher zu, zum Nordtor zu fahren.

Es war eine kluge Entscheidung. Die schmalen Straßen nach Osten waren von Kutschen und Wagen verstopft, mit Männern, die durcheinander riefen, und Frauen, die in ihrer Angst schrien. Saumier würde die Marquesa durch das Nordtor bringen und dann nach Osten abbiegen.

Die Räder rasselten über das Kopfsteinpflaster. Einmal geriet die Kutsche in einer Kurve ins Schleudern, doch der Fahrer fing sie ab und ließ die Peitsche über den Köpfen der Pferde knallen.

Saumier, der in der unversehrten Hand eine Pistole hielt, neigte sich aus dem Fenster und sah voraus das Stadttor. »Schneller! Schneller!« Seine Stimme übertönte das Räderrasseln und den Hufschlag, das Knallen der Peitsche und die Rufe anderer Flüchtender. Général Verigny hatte Capitaine Saumier befohlen, diese Frau zu beschützen, und Saumier, der die Marquesa für die schönste Frau hielt, die er jemals gesehen hatte, erhoffte sich eine Belohnung für den Schutz.

Der Kutscher verlangsamte die Fahrt, als sich die Fahrbahn vor dem Tor verengte. Ein Soldat versuchte, auf das Trittbrett zu springen, und Saumier schlug den Mann mit dem Pistolengriff. Der Mann fiel schreiend unter das Rad, die Kutsche machte einen Satz, setzte wieder auf, und dann war sie durch den überwölbten Torweg und rasselte über die Straße, die zwischen Häusern hindurchführte, die außerhalb der Stadtmauer standen. Der Kutscher lenkte die Pferde an einer Kreuzung nach Osten, trieb die Tiere mit Schreien und Peitschenknallen an, und die Fahrt wurde schneller. Saumier lehnte sich in die Polster zurück und schob seine Pistole hinter den Gurt.

Die Marquesa, an deren Seite die nervöse Zofe saß, schaute Saumier fragend an. »Wohin fahren wir?«

»Wohin wir fahren *können*, Madame.« Saumier war sehr nervös. Er sah die Männer von der Schlacht flüchten und hörte das Rumpeln von Geschützrädern, das sich von der Ebene her näherte. Als die Kutsche die letzten Häuser des nördlichen Vororts passierte, lehnte er sich wieder aus dem Fenster und war entsetzt über das Chaos, das er sah. Es war, als flüchte eine ganze Armee in panischer Hast. Dann hörte er das Kreischen der Bremsen, und er spähte voraus, als die Kutsche schlingernd langsamer wurde. Er sah die Schlange von Wagen, Geschützen und Kutschen, die sich auf der Straße nach Osten stauten. »Weichen Sie aus! Fahren Sie um den Stau herum!«

Der Kutscher lenkte das Gespann von der Straße auf den Seitenstreifen. Er schrie auf die Pferde ein, knallte mit der Peitsche, und die Kutsche wippte auf und ab, als sie über den schlammigen Boden rollte, doch die Fahrt wurde immer langsamer, so sehr sich der Kutscher auch bemühte.

Das Heck der Kutsche sackte ein. Saumier öffnete die Tür und lehnte sich hinaus. Er sah, dass sich Leute am Gepäckkasten festklammerten. Er bedrohte sie mit der Pistole, doch das Gewicht der Leute hatte die Kutsche bereits zu sehr verlangsamt, die Räder sanken in den Morast ein, und schließlich blieb die Kutsche stecken.

Saumier fluchte.

Leute rannten zu den Gespannpferden, um mit Messern die Zugriemen durchzuschneiden und die Pferde für ihre Flucht zu benutzen. Saumier vergaß die Höflichkeit, packte die Marquesa und zerrte sie aus der Kutsche. »Los, raus!«

Die Zofe kauerte in einer Ecke und weigerte sich, hinaus zu dem Mob zu gehen. Die Marquesa, die aus härterem Holz geschnitzt war, sprang aus der Kutsche auf den schlammigen Boden. Saumier sah, dass sie eine Pistole in der Hand hielt.

Ein Mann hackte auf die silberbesetzten Zugriemen der Pferde ein. Die Marquesa zielte auf ihn, presste die Lippen

zusammen und drückte ab. Der Mann schrie auf, Blut schoss aus seinem Nacken, und er stürzte zu Boden. Capitaine Saumier schob seine Pistole in die Armschlinge und vollendete das Werk des Mannes, indem er die Zugriemen mit seinem Säbel durchhackte. Er führte das Pferd aus dem Geschirr. »Madame?«

»Warten Sie!« Die Marquesa war auf den Kutschbock geklettert, der vom Kutscher verlassen worden war. Sie hob die Sitzbank an und zog einen Ledersack aus dem Fach darunter. Dann wies sie Saumier an, das Pferd näher heranzuführen. Es war ihr gleichgültig, wer ihre Beine sah, als sie sich vom Kutschbock auf das Pferd gleiten ließ. Saumier saß hinter der Marquesa auf und nahm die Zügel mit der unversehrten Hand. Hinter ihnen jagte die britische Kavallerie mit erhobenen Säbeln auf die blockierte Straße zu. Der Kutscher hatte sich ein anderes Pferd genommen und galoppierte nach Osten davon.

Saumier trieb das Pferd mit den Hacken an und jagte an der Wagenschlange vorbei. Die Marquesa, die bedauerte, dass sie gezwungen war, all ihren Besitz und den größten Teil ihres Vermögens aufzugeben, sah Soldaten und Frauen, die plünderten. Sie warfen Silbermünzen und Fracht von den Wagen. An diesem Tag wurden manche Leute reich.

Die Briten kamen schnell von Westen. Hélène würde sich nach Osten in Sicherheit bringen. Saumier, dessen Augenverband von Schlamm bespritzt war, den die Pferdehufe aufwirbelten, galoppierte mit ihr davon.

Pierre Ducos hatte in den Ställen des französischen Hauptquartiers ein schnelles Pferd gehalten, das einem in Gefangenschaft geratenen englischen Offizier weggenommen worden war. Als die Katastrophe hereingebrochen war, hatte er seine kostbaren Papiere genommen, war auf das Pferd gestiegen und losgeritten. Er war bereits fast eineinhalb Meilen die Straße ostwärts

gewesen, bevor die Straße blockiert worden war. Ducos zügelte das Pferd auf einer kleinen Erhebung und schaute zurück.

Ein Pöbelhaufen bewegte sich auf ihn zu.

Soldaten, verdammte Soldaten! Sie verloren ein Land, das man durch Politik und List hätte halten können. Er lächelte matt. Ducos empfand keine verzweifelte Trauer bei der Niederlage. Er hatte sich in Spanien an militärische Niederlagen gewöhnt. Wellington gegen den Kaiser, dachte er, das wäre eine sehenswerte Schlacht! Wie Eis gegen Feuer oder Intelligenz gegen Genie.

Er ritt nach Osten weiter. Ducos hatte für die Niederlage geplant, und jetzt würde Frankreich durch seine Pläne gerettet werden. Die raffinierte Maschinerie, die er ersonnen hatte, der Vertrag von Valençay, würde schließlich doch noch gebraucht werden. Er lächelte schwach, gab seinem Pferd die Sporen und ritt seiner großen Zukunft entgegen, die er so lange geplant hatte.

Saumier hatte sich entschieden, nördlich der Straße zu reiten, weit fort von der Panik, aber die Entscheidung war falsch gewesen. Ein großer Graben lag vor ihm, gefüllt mit dreckigem Wasser, und ohne Sattel und mit einem Pferd, das doppelte Last getragen hatte, konnte er den Graben nicht überspringen. Er glitt vom Pferd. »Bleiben Sie hier, Madame.«

»Ich hatte nicht vor, Sie zu verlassen, Capitaine.«

Saumier nahm die langen Zügel mit der unversehrten Hand und ging zum Rand des Grabens. Er tunkte den Säbel ins Wasser und stellte fest, dass es nicht tief war, dass der Boden jedoch weich und gefährlich war. »Sitzen Sie ruhig, Madame, und halten Sie sich an der Mähne fest!«

Das Pferd war unruhig und musste durch den Graben geführt werden. Saumier stieg ins Wasser und spürte, dass seine Stiefel im schlammigen Grund einsanken. Er rutschte

aus, konnte jedoch das Gleichgewicht bewahren. Dann zog er an den Zügeln.

Nervös setzte sich das Pferd in Bewegung. Es senkte den Kopf, und die Marquesa klammerte sich an der Mähne fest.

Saumier lächelte sie an und zeigte seine gelben Zähne. »Keine Angst, Madame! Vorsichtig jetzt, vorsichtig.«

Das Pferd ging ins Wasser.

»Komm! Komm!«

Ein Reiter setzte nur ein paar Yards zu Saumiers Linker über den Graben hinweg. Der Franzose blickte auf und fürchtete, einen britischen Kavalleristen zu sehen, doch der Mann trug keine Uniform. Saumier zog wieder an den Zügeln. »Komm, Junge! Komm!«

Die Marquesa schrie auf, und Saumier schaute ärgerlich hin, um sie zu schelten, weil sie das Pferd erschreckte. Dann sah er, warum sie geschrien hatte.

Der Reiter hatte auf der anderen Seite des Grabens sein Pferd gezügelt. Jetzt grinste er Saumier an.

Weitere Reiter waren auf einmal hinter der Marquesa. Einer davon war ein riesiger Mann mit einem Bart, der sein ganzes Gesicht zu überwuchern schien.

Der bärtige Riese näherte sich und grinste. Er zog eine Pistole hinter seinem Gürtel hervor.

Saumier ließ die Zügel los. Er hatte den Säbel in der Hand, aber seine Stiefel steckten im Schlamm auf dem Grund des Grabens.

El Matarife grinste immer noch. Er war der Kutsche von der Stadt aus gefolgt, und jetzt hatte er die Frau gefunden. Sie sollte in ein Nonnenkloster gesteckt werden, so hatte sein Bruder befohlen, aber El Matarife wollte ihr eine Kostprobe von den Freuden geben, die ihr in der Abgeschiedenheit eines Klosters versagt blieben. Er starrte sie an. Sie war schöner, als ein Mann sich das wünschen konnte, sogar wenn sie entsetzt bei seinem Anblick schrie.

Der Mann im Graben ließ seinen Säbel fallen und zog seine Pistole.

El Matarife drückte ab.

Capitaine Saumier wurde zurückgeschleudert, seine Arme flogen hoch, und die Pistole fiel ihm aus der Hand.

Er klatschte ins Wasser, und seine Stiefel liefen mit Wasser und Schlamm voll.

Er trieb im Wasser.

Sein Blut breitete sich um ihn aus, während er starb.

El Matarife lächelte die Marquesa an, die Frau, deren goldblondes Haar wie ein Leuchtfeuer in dem Chaos gewesen war.

»Meine Süße«, sagte er. Er begann zu lachen, lauter und lauter, bis das Lachen die entfernten Schreie des Chaos übertönte.

»Meine liebe Süße.« Er packte sie und zerrte sie bäuchlings über seinen Sattel. Sie schrie, und er schlug ihr aufs Hinterteil, bis sie verstummte. Dann ritt er zurück zu den Wagen. Als er ihrer Kutsche gefolgt war, hatte er Gold und Silber verstreut wie Blätter auf dem Boden gesehen. Es würde Zeit genug sein, einiges von dem Gold und Silber an sich zu nehmen, bevor er die Goldene Hure in ihr neues Gefängnis brachte. Er ritt mit seiner Gefangenen in das Chaos.

KAPITEL 25

»Gott schütze Irland!« Patrick Harpers beliebtester Ausruf, den er nur zum Besten gab, wenn ihn etwas wirklich erstaunte, hätte kaum beschreiben können, was er sah, als er die kleine Erhebung überquerte, auf der das Gras noch von den Geschossen der französischen Kanonen versengt war, die das Blutbad auf der Brücke angerichtet hatten. Er versuchte es mit etwas anderem. »Gott schütze England ebenfalls.«

Sharpe lachte. Der Anblick hatte ihn für ein paar Sekunden von den Gedanken an die Marquesa abgelenkt.

Angel starrte offenen Mundes. Eine Armee rannte um die Wette. Tausende und Abertausende von Franzosen flüchteten zwischen Fluss und Stadt, ohne jede Ordnung, strömten ostwärts und ließen Musketen und alles zurück, was ihre Flucht verlangsamen konnte.

Von Sharpes Rechter näherte sich Kavallerie. Britische Kavallerie, die auf die Woge der in Panik flüchtenden Männer schaute und lachte. Ihr Major ritt zu Sharpe und grinste. »Es wäre grausam, sie anzugreifen.«

Sharpe lächelte. »Haben Sie ein Fernrohr, Major?«

Der Kavallerie-Offizier reichte Sharpe ein kleines Fernrohr. Als Sharpe hindurchschaute, sah er, was er schon mit bloßem Auge zu sehen geglaubt hatte. Die Straße war blockiert. Hunderte, vielleicht Tausende von Wagen steckten in den Feldern östlich von Vitoria fest. Sharpe sah dort Kutschen, deren Fenster rötlich im Schein der untergehenden Sonne glänzten. Dort war eine Frau. Dort war ein Schatz. Er schob das Fernrohr zusammen und gab

es dem Kavalleristen zurück. »Sehen Sie diese Wagen, Major?«

»Ja.«

»Da ist ein Vermögen. Das Gold eines verdammten Reiches.«

Der Kavallerie-Offizier starrte Sharpe an, als hätte er einen Verrückten vor sich. Dann lächelte er langsam. »Sind Sie dessen sicher?«

»Ganz sicher. Es ist Lösegeld für einen König.«

Der Kavallerie-Offizier schaute Angel an, der zerlumpt auf seinem gestohlenen Pferd saß, und blickte dann zu Harper, der riesig auf seinem Pferd hockte. »Glauben Sie, Sie können mit uns mithalten?«

»Glauben Sie, Sie können mit uns mithalten?« Sharpe lächelte. In Wahrheit brauchte er diese Husaren, damit sie halfen, ihm einen Weg durch die in Panik flüchtende Masse zu bahnen, die sich immer noch zwischen ihnen und der Stadt befand.

Der Major grinste, rieb sich über die Schnurrbartenden, wandte sich zu seinen Männern um und rief Befehle. Der Trompeter blies ein schmetterndes Signal, die Kavalleristen zogen ihre Säbel und trieben die Pferde an. Der Major zog seinen Säbel, blickte zu dem Trompeter und nickte.

Der Trompeter blies zum Galopp. Es gab keine andere Möglichkeit, durch die Flut der Flüchtenden zu stoßen, und die Husaren schrien, hoben die Säbel und preschten in die fliehende Armee.

Wenn Sharpe nicht so besorgt wegen des Schicksals der Marquesa gewesen wäre, hätte er diesen Ritt für immer in Erinnerung behalten. Die Husaren stießen in den französischen Rückzug wie in einen dunklen Fluss, und genau wie in einem Fluss trug die Strömung sie flussabwärts. Die Franzosen sahen den Feind kommen und machten eine Gasse vor den Reitern frei, und nur

diejenigen, die nicht schnell genug zur Seite weichen konnten, wurden mit den Säbeln niedergemacht.

Sie ritten wie bei einem Jagdrennen. Sie preschten durch einen Bach, und die Hufe wirbelten silbernes Wasser empor. Sie jagten eine Feldböschung hinauf, übersprangen einen Zaun und schrien wie Wahnsinnige, und die Masse der Franzosen teilte sich vor ihnen. Die Hufe wirbelten Schlamm bis zu den Standarten empor, die von den Standartenträgern hochgehalten wurden.

Überall waren aufgegebene Feldgeschütze mit geschwärzten Mündungen zu sehen. Die Geschütze waren im Schlamm stecken geblieben. Die britische Kavallerie ritt mitten durch die Masse des Feindes, und keine Hand wurde gegen sie erhoben.

Es gab umgekippte Karren, Maultiere liefen frei herum, verwundete Männer krochen ostwärts, und überall waren Frauen. Sie riefen nach ihren Männern, ihren Ehemännern oder Geliebten, und ihre Stimmen klangen verloren und hoffnungslos.

Der Major ritt aus der Masse der Franzosen hinaus, schwenkte ab und führte seine Männer zu den Wagen. Sharpe stoppte Harper und Angel mit einem Ruf, bog nach links ab und zügelte Karabiner bei einer dunkelblauen Kutsche, deren Hinterräder im Schlamm eingesunken waren und die mit Schlamm bespritzt war. Er starrte auf das Wappen auf dem Kutschenschlag. Er kannte dieses Wappen. Er hatte es zum ersten Mal auf einer anderen Kutsche auf Salamancas prächtiger Plaza gesehen.

Es war die Kutsche der Marquesa, und die Kutsche war leer.

Die Polster waren aufgeschnitten, und die Pferde waren fort. Ein Fenster war eingeschlagen. Sharpe spähte in die Kutsche und sah kein Blut auf den zerrissenen Kissen, die auf den Sitzen lagen. Ein silberbesetzter Zugriemen lag im Schlamm.

Er schaute auf das Durcheinander von Wagen und Kutschen. Die Marquesa konnte irgendwo in diesem Chaos von Musketenschüssen und Schreien sein. Oder sie konnte fort sein.

Harper schaute auf die Kutsche und runzelte die Stirn. »Sir?«

»Ja, Patrick?«

»Ist das die Kutsche der Lady?«

»Ja.«

»Sind wir deshalb hier?«

»Ja. Ich will sie finden. Gott weiß, wie.«

Der Ire musterte die lange Schlange der Wagen. »Sie sagten, hier ist ein Schatz?«

»Ja, ein gottverdammter Schatz.«

»Dann sollten wir uns auf die Suche machen, Sir.«

Sharpe ritt zu den Wagen. Er suchte nach Hélènes goldener Haarfülle inmitten des Durcheinanders, das König Josephs Tross gewesen war, und rief nach ihr.

»Hélène!«

Eine Kiste mit feinem Porzellan wurde vor ihm von einem Wagen geworfen. Das Porzellan zerklirrte in tausend Scherben. Eine Frau, von deren Kopf Blut rann, warf ein Essservice aus einer Kiste, in der es verpackt gewesen war, und suchte nach verstecktem Gold.

Ein französischer Soldat lag sterbend da. Ein Spanier hatte ihm die Kehle halb durchgeschnitten und schlitzte jetzt mit seinem Messer die Taschen des Mannes auf. Er fand eine Uhr, ein gestohlenes Meisterwerk, angefertigt von Breguet in Paris. Der Spanier hielt die Uhr ans Ohr, hörte kein Ticken und knallte wütend das Messerheft auf das Glas.

»Hélène!«

Sharpes Pferd trampelte über ledergebundene Bücher, die aus einer Zeit vor Erfindung der Druckerpresse stammten. Geduldige Männer hatten monatelang in Handschrift daran gearbeitet, und jetzt wurden diese Bücher in den Schlamm getreten.

Ein Wandteppich, den man in Flandern geknüpft hatte, als Königin Elizabeth ein Kind gewesen war, wurde von zwei Frauen zu Decken zerschnitten. Eine andere Frau tanzte mit einer Weinflasche in der Hand und dem goldbesetzten Umhang eines königlichen Haushofmeisters um die Schultern zwischen den Wagen. Sie hatte nichts sonst an. Ein betrunkener französischer Soldat zog ihr den Umhang von den Schultern und zerrte an dem goldenen Besatz. Die nackte Frau schlug ihn mit der Flasche und entriss ihm den Umhang.

»Hélène!«

Silberne spanische Münzen, jede im Wert von fünf englischen Schillingen, lagen wie Kiesel verstreut zwischen den Wagen. Keiner wollte das Silber haben, wenn es so viel Gold gab.

»Hélène!«

Zwei Männer verbogen und zerhackten einen goldenen Kandelaber, einer von einem Satz von vieren, die Queen Mary von England König Phillip II. geschenkt hatte.

»Hélène!«

Zwei Französinnen, die ihre Armee und ihre Kinder wegen einer Schatulle mit Juwelen verließen, brachen die Edelsteine aus einem Reliquienschrein, der die Schienbeinknochen von Johannes dem Täufer enthielt. Die »Juwelen« waren Glas, Ersatz für die echten Steine, die vor drei Jahrhunderten gestohlen worden waren. Die Frauen warfen den Schienbeinknochen fort, und ein Hund schnappte sich ihn aus dem Schlamm.

Ein Mann erschoss einen anderen, um eine Holzkiste zu erbeuten, die sein Opfer hatte wegschleppen wollen. Der Mörder zog die Kiste unter einen Wagen, lud seine Muskete und schoss das Schloss auf. Die Kiste enthielt Hufeisen und Nägel.

»Hélène!«

Es war hoffnungslos. Bei den Wagen wimmelte es von Leuten. Sharpe sah in dem Gewühl nichts von der Marquesa. Er fluchte. Ein vielleicht vierjähriges Kind, das von seiner Mutter verlassen worden war, wurde von Männern niedergetrampelt, die auf einen noch nicht durchsuchten Wagen zurannten. Das Kind schrie mit gebrochenen Rippen, doch niemand hörte und sah es.

»Hélène!«

Ein Franzose lief auf Sharpe zu, hielt die Muskete wie eine Keule und wollte den Schützen vom Pferd schlagen. Sharpe hieb grollend mit dem Säbel zu, fegte die Muskete zur Seite und schlug abermals zu. Der Mann schrie, denn die Klinge schnitt ihm ein Ohr ab, und dann traf ihn Harpers Gewehrkolben an der anderen Seite des Kopfes. Der Mann stürzte. Goldene Francs fielen aus seinen Taschen, und binnen Sekunden war er von einer Horde von Plünderern umgeben, die ihn mit Messern niederstachen und durch den Schlamm krochen, um sich das Gold zu nehmen.

Es gab Hunderte von Wagen. Trotz der großen Zahl der Plünderer waren immer noch Dutzende von Wagen unberührt.

»Hélène!«

Sharpe galoppierte an einer Reihe von Wagen entlang, schwenkte zur nächsten Reihe ab und ritt zurück. Unter Karabiners Hufen klirrten Silbermünzen. Eine Frau warf einen Ballen Seide von einem Wagen. Die Seide glänzte blutrot im Schein der untergehenden Sonne, bevor sie in den Schlamm fiel.

Ein Mann warf von einem Wagen Kisten mit silbernen Bestecken in den Dreck, kippte sie aus und suchte nach Gold.

»Hélène!«

Eine Frau wankte auf Sharpe zu. Ihr Gesicht und das Haar waren blutbesudelt. Sie hatte eine Schatulle mit Gold gefunden, aber ein Mann hatte sie ihr abgenommen. Sie schrie, nicht vor Schmerz, sondern wegen des Verlustes. Sie hob einige silberne Gabeln auf und schob sie unter ihr Kleid.

»Hélène!«

Ein Mann mit heruntergelassener Hose lag auf einer Frau bei einer umgekippten Kutsche. Sharpe schlug ihn mit der flachen Klinge zur Seite, um das Gesicht der Frau zu sehen. Sie hatte keins. Sharpe sah nur Blut von einer durchgeschnittenen Kehle. Der Mann wollte davonkriechen, doch Sharpe tötete den Mörder, wie er sein Opfer getötet hatte.

Ein hübsches Mädchen, unpassend mit einer engen französischen Kavallerieuniform bekleidet, tanzte auf einem Wagen und schwang eine Perlenkette. Ein britischer Kavallerist lachte mit ihr, beschützte sie und zog weitere Perlenketten aus einer Kiste. Leute, die den Schatz sahen, kletterten wie Ratten auf den Wagen.

»Helene!«

Sharpe parierte Karabiner und schrie die Plünderer an, aus dem Weg zu gehen. Ein Betrunkener, der in jeder Hand eine Flasche kostbaren Wein hielt, taumelte Karabiner in den Weg, und das Pferd schleuderte den Mann zur Seite. Sharpe schwankte bei dem Anprall im Sattel, behielt jedoch das Gleichgewicht. Er trieb das Pferd weiter und bemerkte nicht, dass die Hufe über ein Gemälde von Van Dyck trampelten. Ein Mann, der eine Plane für die geplünderten

Dinge auf seinem Maultier brauchte, zog die Leinwand aus dem Dreck.

»Helene!«

Eine Schachtel mit Orden der Ehrenlegion wurde in die Menge geworfen. Spanier befestigten die Orden lachend an den Schweifen ihrer Pferde. Angel schnappte sich einen der Orden und lachte über die Trophäe. Ein britischer Kavallerist riss eine Plane von einem Wagen und fand Gemälde darunter. Sie waren aus den Rahmen geschnitten worden. Er zog einen Rubens von dem Stapel, um zu sehen, ob darunter Gold versteckt war. Das war nicht der Fall, und der Mann ritt weiter und suchte nach besserer Beute.

Eine goldene Uhr, vor dreihundert Jahren in Augsburg hergestellt, die nicht nur die Zeit, sondern auch die Tierkreiszeichen und die Mondphasen anzeigte, wurde von Männern mit Bajonetten auseinandergehackt, weil sie das goldene Gehäuse haben wollten. Einer der Männer schnitt sich die Handfläche auf und schlug wütend mit dem Kolben seiner Muskete auf die Uhr. Das Uhrwerk lag im Schlamm. Ein britischer Sergeant nahm das juwelenbesetzte Astrolabium an sich.

»Helene!«

Sharpe suchte Reihe um Reihe der Wagen ab, und seine Hoffnung sank. Er zügelte Karabiner und schaute Harper an. »Nichts zu machen.«

Der Ire zuckte mit den Schultern. Er schaute nach Osten in das Tal mit der Straße nach Pamplona, die voller Flüchtender war. »Es wäre dumm von ihr gewesen, hier zu bleiben, Sir.« Das war seine Meinung, seit sie mit dieser verzweifelten, sinnlosen Suche zwischen den Wagen begonnen hatten. Harper fragte sich, was Sharpe in den letzten Wochen alles erlebt haben mochte. Irgendwie überraschte es ihn nicht, dass die goldblonde Frau darin verwickelt war. Sharpe war stets anfällig für Frauen gewesen.

Sharpe fluchte. Er wischte seinen Säbel am Bein ab und schob ihn in die Scheide. Ein barfüßiger britischer Infanterie-Captain kam vorbei. Er trug seine Stiefel behutsam. Beide Stiefel waren bis obenhin mit Zwanzigfrancgoldmünzen gefüllt. Drei seiner Männer eskortierten und beschützten ihn fröhlich.

Eine andere Frau in französischer Kavallerieuniform bat Sharpe um Schutz. Sharpe ignorierte sie. Er hielt zwischen den Plünderern Ausschau nach dem goldblonden Haar der Marquesa. Ein britischer Infanterist, einer der vielen, die jetzt zu den Wagen strömten, ergriff die Hand der Frau. Sie hängte sich bei ihm ein und ging glücklich mit ihrem neuen Beschützer davon.

Harper trieb sein Pferd nahe an den nächsten Wagen heran. Wenn Major Sharpe eine Frau suchen wollte, dann konnte er, Harper, genauso gut nach Kapital für seine Ehe suchen. Am Heck des Wagens stand eingeprägt: *Domaine Extérieur de SM L'Empereur*.

Er fragte sich, was das heißen mochte, dann zog er sein Messer, schlitzte die Plane auf und öffnete die erste Kiste.

Sharpe beobachtete die britischen Infanteristen, die ihm wie Kinder in diesem Wunderland der Schätze vorkamen. Er dachte an die Wagen der Marquesa und fragte sich, ob sie ebenfalls geplündert wurden und ob sie versuchte, sie vor den Männern zu verteidigen, die mit Musketen und Bajonetten bewaffnet waren. Er stellte sich in den Steigbügeln auf. Verdammt! Ihre Kutsche war hier, und sie musste in der Nähe sein. Und dann nahm er an, dass sie ostwärts geflüchtet war und ihr Vermögen aufgegeben hatte. Oder vielleicht hatte Ducos sie geschnappt? Sharpe fluchte von Neuem. Er wünschte, er würde Ducos in diesem Chaos für einen Augenblick begegnen, gerade lange genug, um den schweren Säbel einzusetzen.

»Gott in Seinem irischen Himmel! Jesus! Maria Mutter Gottes, das kann doch nicht wahr sein! Gott schütze

Irland!«

Sharpe wandte sich um. Harper hielt ein diamantenes Halsband hoch. Der Ire sah Sharpe voller Entzücken an. »Öffnen Sie Ihre Provianttasche, Sir.«

»Patrick?«

»Um Himmels willen, öffnen Sie Ihre Provianttasche!«

Sharpe hörte nicht richtig hin. Er dachte an die Marquesa.

»Mister Sharpe, Sir!«

»Was?« Er sagte es gereizt und hielt immer noch nach dem goldblonden Haar der Marquesa Ausschau.

»Geben Sie mir Ihre verdammte Provianttasche!« Harper rief es, als schnauze er einen besonders stupiden Rekruten an.

Sharpe gehorchte, ohne richtig zu wissen, was er tat.

Harper rief Angel zu Hilfe. Sie banden die Pferde an den Wagen und kletterten auf die Ladefläche, um die Kisten aufzubrechen. Harper leerte die erste Kiste, die kleine Lederschatullen enthielt, die mit Seide ausgeschlagen waren. Er warf die Schatullen weg und behielt nur die Juwelen, die darin gewesen waren. Er arbeitete schnell, denn er wusste als Soldat, dass man das Glück schnell beim Schopfe packen muss. Er öffnete Schatulle um Schatulle und nahm Halsbänder, Diademe, Armbänder, Ohrringe, Broschen, Ringe und Schmuckstücke heraus. Sharpes Provianttasche, Harpers eigene und Angels Taschen wurden davon voll. Er schnallte Sharpes Provianttasche zu und warf sie ihm hinüber. »Ein Geschenk für daheim, Sir.«

Sharpe schlang die Provianttasche über die Schulter.

»Wo zur Hölle ist sie?«

»Das weiß der Himmel.« Harper brach eine andere Kiste auf und fluchte. Die Kiste enthielt Samtservietten, sorgfältig gefaltet zwischen Papier. Harper kippte alles auf den Boden und öffnete mit dem Messer den Deckel einer anderen

Kiste. »Herr im Himmel!« Die Kiste enthielt goldene Altarstücke, Wasserkrüge, Becher, Kerzenhalter, eine juwelenbesetzte Monstranz und ein großes goldenes Kruzifix. Harper nahm die kleineren Dinge. Angel hatte ein Paar Duellpistolen mit goldenem Griff gefunden. Er schob sie hinter seinen Gürtel.

»Patrick!«, sagte Sharpe drängend.

»Sir!«

»Folge mir!«

Sharpe trieb Karabiner zum Galopp und verschwand in dem Durcheinander. Harper hatte noch einen Blick auf das Gesicht seines Offiziers erhascht, und er sagte sich, dass er Sharpe noch nie so grimmig und zornig erlebt hatte. Der Ire schaute Angel an. »Komm, Junge.«

Harper schwang sich auf sein Pferd. Er war reich geworden, reicher als in den wildesten Träumen des wildesten Iren, der je in den Krieg marschiert war, und er hatte Sharpe ebenfalls reich gemacht, wie es sich für einen wahren Freund geziemte. Natürlich hatte der Engländer das gar nicht bemerkt, aber so war Mister Sharpe nun mal. Mister Sharpe dachte an etwas anderes, an einen anderen Schatz.

Harper schaute in die brodelnde Masse der Plünderer. »Wo zum Teufel ist er?«

Sharpe war verschwunden. Harper stellte sich in den Steigbügeln auf und spähte über das Gewühl der Leute bei den Wagen. Die untergehende Sonne tauchte die ganze Szenerie in blutrotes Licht. Ringsum gab es Lachen und Weinen. »Verdammt, wo ist er?«

»Dort, *Señor!*« Angel stand noch auf dem Wagen. Er wies nach Süden. »El Matarife!«

»Was?«

Der Junge zeigte auf eine Reiterhorde. An ihrer Spitze ritt ein grobschlächtiger Kerl, dessen Gesicht von Haaren

überwuchert war. Er hielt eine Frau bäuchlings vor sich über dem Pferd. Harper sah, dass die Frau goldfarbenes Haar hatte.

Harper trieb sein Pferd durch die Menge. Er sah, wie viele bewaffnete Männer bei dem bärtigen Mann waren. Und er sah auch, dass Sharpe in seinem wilden Zorn auf sie zuritt, als wolle er all diese Kerle allein mit seinem Säbel besiegen. Nur eines wunderte Harper, und das war das lange Stück einer dicken, silbernen Kette in Sharpes linker Hand. Harper spannte sein siebenläufiges Salvengewehr und ritt – als reicher Mann – in den Kampf.

KAPITEL 26

Sharpe hatte El Matarife gesehen. Der Partisan plünderte mit einer Gruppe seiner Männer einen der französischen Wagen, die den rückständigen Sold der jetzt besiegten Armee gebracht hatten. Einige seiner Männer luden die goldenen Zwanzig-Franc-Stücke aus, und der Rest hielt andere Plünderer fern. El Matarife hielt die Marquesa vor sich über dem Pferd.

Sharpe war sich darüber im Klaren, dass er sie nicht alle besiegen konnte. Dort waren zwanzig Männer mit Musketen, die ihn aus dem Sattel schießen würden, und dann würde die Marquesa dem Schlächter ausgeliefert sein. Doch El Matarife würde einer Herausforderung an seine Männlichkeit nicht widerstehen können, davon war Sharpe überzeugt. Es gab eine Chance, nur eine: Der Kampf auf Leben und Tod musste ausgetragen werden.

Sharpe lenkte Karabiner zu der verlassenen Kutsche der Marquesa. Bei der Kutsche zog er seinen Säbel, nahm die Kette des Pferdegeschirrs und hackte den Riemen durch, der sie am Ortscheit hielt.

Er schlang die Kette um die linke Hand und ritt auf seinen Feind zu.

Vor einigen Wochen war er dumm genug gewesen, die Herausforderung zu einem Duell anzunehmen. Jetzt würde er der Herausforderer sein.

Sharpe ritt auf den Wagen zu, und die Männer, die Kisten aufbrachen, hielten inne, als sie ihn kommen sahen. Sie alarmierten ihren Anführer mit Rufen. El Matarife, dem man gesagt hatte, Richard Sharpe sei tot, bekreuzigte sich

und starrte entgeistert auf den Mann, der aus dem Chaos auf ihn zu ritt. »Knallt ihn ab!«

Keiner regte sich. Der große Schütze hatte eine silberne Kette auf den schlammigen Boden geworfen, der von unbeachteten Silbermünzen übersät war, und er starrte El Matarife voller Abscheu an. »Bist du ein Feigling, Matarife? Kämpfst du nur gegen Frauen?«

Immer noch verharrten die Männer wie erstarrt. Diejenigen, die Hände voller Goldmünzen aus den aufgebrochenen Kisten geschöpft hatten, starrten den großen Engländer an, der langsam vom Pferd stieg, ohne den Blick von El Matarife zu nehmen. Sharpe schnallte den Säbel ab. Er legte ihn zusammen mit der Provianttasche neben das Hinterrad des Wagens.

El Matarife blickte hinab auf die Kette und sah dann zu Sharpe auf, der ein Ende der Kette an seinem linken Handgelenk befestigte. »Bist du ein Feigling, Matarife?«

El Matarife schwang sich aus dem Sattel. Er zerrte die Marquesa vom Pferd, stieß sie zu seinen Männern und befahl ihnen, sie festzuhalten. Sie schrie auf, als sie stolperte und ein Mann eine Hand in ihr goldblondes Haar krallte und sie gegen die Flanke seines Pferds drückte. Dann sah sie Sharpe.

»Richard!« Sie starrte ihn aus weit aufgerissenen Augen ungläubig an. Wie der Mann, der sie gefangen genommen hatte, bekreuzigte sie sich. In einer fast vergessenen Geste aus ihrer Vergangenheit berührte sie ihre Stirn, den Leib und die Brüste. »Richard?«

»Hélène.« Er lächelte sie an und sah ihre Furcht, ihr Staunen, ihre Schönheit. Selbst hier traf ihn der Anblick ihrer Schönheit wie ein Dolchstoß in die Seele.

Hinter Sharpe zügelte Patrick Harper sein Pferd. Er nahm Karabiners Zügel und neigte sich dann hinab, um Sharpes

Säbel und die Provianttasche aufzuheben. »Ich bin hinter Ihnen, Sir!«

»Halte die Bastarde im Auge, Patrick! Verpass ihnen eine Kugel, wenn sie die Frau wegbringen wollen.« Sharpe hatte Spanisch gesprochen. Harper hatte die Sprache von Isabella gelernt.

»Betrachten Sie das als erledigt, Sir.«

Die Partisanen waren beeindruckt von dem riesigen Mann, der mit seinen beiden Waffen auf dem Pferd saß. Eine der beiden Waffen war größer als jedes Gewehr, das sie je gesehen hatten. Neben Harper stand Angel mit seinem Gewehr. Angel starrte die Frau an, die er für die Schönste der Welt hielt.

Die Dämmerung brach herein. Im Westen war noch der rötliche Schein der untergegangenen Sonne zu sehen. Blaugraue Rauchschwaden wallten vor dem wolkenlosen Himmel über der Stätte des Plünderns, die dahintreibenden Überreste der Schlacht, die auf der Ebene von Vitoria stattgefunden hatte.

El Matarife legte seinen schweren Fellumhang ab. »Du kannst wegreiten, Engländer, wenn du leben willst.«

Sharpe lachte. »Ich werde die Phasen deines Todes zählen, Feigling.«

El Matarife bückte sich, hob die Kette an und verknotete sie um sein Handgelenk. Er zog sein Messer und warf es Sharpe mit einem herablassenden Lächeln zu. Das Messer drehte sich in der Luft und landete zu Sharpes Füßen.

Es hatte einen beinernen Griff, und die Klinge war fast so lang wie die eines Bajonetts. Die Klinge war dünn, zweischneidig und lief nadelspitz zu. Sie war scharf geschliffen. Diese Waffe würde beim leichtesten Treffer blutende Wunden verursachen. El Matarife ließ sich von einem seiner Männer ein gleiches Messer geben, das ebenso scharf, spitz und tödlich war.

Dann trat El Matarife zurück, und die Kette hob sich langsam aus dem Schlamm. Die Glieder klirrten leise. Der Partisan lächelte. »Du bist schon so gut wie tot, Engländer.« Sharpe erinnerte sich an den schrecklichen Kampf, bei dem El Matarife dem französischen Gefangenen die Augen ausgestochen hatte. Er wartete.

El Matarifes Männer beobachteten stumm. Von der Stadt her drang das Läuten von Kirchenglocken, das verkündete, dass die Franzosen fort und die ersten alliierten Truppen in den schmalen Straßen waren.

Die Kette spannte sich.

Der Schlächter lächelte. Sein Schlachtbeil steckte im Boden am Rand des Kreises, den seine Männer gebildet hatten. Er zog an der Kette, maß seine Kraft mit der Sharpes, bis die silbernen Glieder gespannt wie eine Stahlstange waren. Das einzige Anzeichen auf die gewaltige Kraft, die beide Männer einander entgegensetzten, waren Spritzer von Schlamm, die von der Kette abfielen.

Sharpe spürte den Druck an seinem Arm. El Matarife zog mit ungewöhnlicher Kraft. Sharpe zog zurück und sah, dass der Schlächter ihn abschätzend musterte.

Der Schlächter ruckte an der Kette. Sharpes Arm zuckte hoch. Er ruckte zurück, und der Schlächter grunzte und zog, und Sharpe wurde vorwärts gerissen. Er zog mit aller Macht zurück, und er wusste, dass er nicht die gleiche Kraft wie sein Feind hatte. Aber dann sah er den Schlächter lächeln und spürte, dass er seine Kraft für einen gewaltigen Ruck sammelte, und Sharpe sprang vor, um den Mann aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Der Schlächter war vorbereitet, hatte damit gerechnet, förmlich dazu eingeladen, und er schloss die Lücke blitzschnell und stieß das Messer auf Sharpe zu. Sharpe wich aus, konterte nicht. Er wich zurück, spannte die Kette,

um größeren Abstand zu haben, und zog mit aller Kraft daran. Der Schlächter bewegte sich nicht von der Stelle.

El Matarife sah Sharpes Anstrengung und lachte. »Du wirst sehr langsam sterben, Engländer.«

Durch die Menge, die durch Leute aus der Stadt angewachsen war, ging ein anerkennendes Raunen, als der Schlächter zeigte, wie stark er war. El Matarife winkte den Zuschauern kurz mit dem Messer zu und zog dann an der Kette.

Sharpe war dem Druck nicht gewachsen. Er wurde nach vorn gerissen, und er sah den Schlächter lächeln. Sharpe stemmte sich mit den Füßen ein, aber seine Stiefel rutschten im Schlamm aus, und er wurde auf seinen Gegner zu gezerrt. Dann begann das wilde, harte Rucken, und er verlor das Gleichgewicht und stürzte. Er hatte das Gefühl, der Arm würde ihm ausgerissen, und als der Druck aufhörte, rollte er sich zur Seite, denn er glaubte, der Schlächter würde mit dem Messer hinabstoßen. Stattdessen hörte er El Matarife lachen.

»Der Engländer hat Angst!«

Sharpe stand auf. Sein Uniformrock und die Hose waren mit Schlamm beschmiert. Die Menge buhte ihn aus und verhöhnte ihn. Der Schlächter hatte ihn zum Narren gemacht, um seine Stärke zu demonstrieren. El Matarife lächelte zufrieden und triumphierend. Er hatte diese Art Kampf zu seiner Spezialität gemacht, und er würde mit Sharpe spielen wie mit dem französischen Gefangenen.

El Matarife winkte Sharpe zu sich. »Komm, Engländer, komm! Komm schon! Komm zum Sterben.«

Sharpe ließ den linken Arm sinken und beugte ihn.

Er ging auf den Schlächter zu.

El Matarife wartete. Er stand geduckt da und hielt das Messer tief. Er begann die Kette zu schütteln, versuchte, sie um Sharpes Klinge zu schlingen, aber Sharpe streckte

einfach den linken Arm zur Seite, und die Kette ruckte von ihm fort.

»Komm, Engländer!«

Sie standen sich jetzt nahe gegenüber, nur zwei Schritte voneinander entfernt. Sie starrten sich in die Augen und hielten beide die Messer tief. Keiner bewegte sich. Totenstille setzte ein.

Plötzlich handelte El Matarife, schnell wie eine zustoßende Schlange. Aber Sharpe hatte sein Leben lang gekämpft und war dem Schlächter in punkto Schnelligkeit ebenbürtig. Sharpe sprang zurück, und die Klinge zischte an seinem Gesicht vorbei. Sharpe lächelte.

El Matarife schrie ihn an, versuchte, ihm Furcht einzujagen, und dann schwang er die Kette so hoch, dass sie wie eine Schlinge über Sharpes Kopf fallen würde. Sharpe packte die Schlinge, als sie kam, riss daran und stieß das Messer hoch, als El Matarifes Deckung aufgehoben war. Sharpe sah die plötzliche Furcht in El Matarifes Augen, als der Schlächter erkannte, wie schnell sein Gegner war, und als ihm klar wurde, dass er nicht mehr ausweichen konnte.

»Uno!«, zählte Sharpe.

El Matarifes rechter Unterarm blutete.

Die Menge verharrte stumm.

Sharpe war so schnell zurückgesprungen, wie er vorgestoßen war. Der Schlächter stieß einen Laut aus, der wie ein Knurren klang. Er hatte den Engländer unterschätzt, ihn sogar vor den Zuschauern prahlen lassen, aber jetzt plante er Sharpes Tod. Er trat zurück, spannte die Kette und versuchte, Sharpe aus dem Gleichgewicht zu reißen, indem er mit aller Kraft an der Kette ruckte, doch diesmal ließ Sharpe sich absichtlich ziehen, ging dem Gegner entgegen, und El Matarife musste zurückweichen,

bis er am Rand des Kampfplatzes angelangt war und nicht weiter zurück konnte.

Sharpe lachte ihn an. »Du bist ein Verräter, Spanier, und deine Mutter hurte mit Schweinen.«

El Matarife brüllte auf und sprang vorwärts. Er stieß das Messer hoch, auf Sharpes Augen zu, senkte es mitten in der Bewegung und stach aufwärts.

»Uno!« El Matarife rief es triumphierend, und die Zuschauer schrien es mit.

Sharpe würde diesen schrecklichen Augenblick nie vergessen und in Albträumen davon verfolgt werden. Nur ein halber Zoll, und das Messer hätte ihm den Bauch aufgeschlitzt, vom Unterleib bis zu den Rippen. Es würde ihm immer ein Rätsel bleiben, wie er so schnell reagiert hatte und wie seine rechte Hand mit dem Messer auf den Arm des Spaniers zustieß, als er die Öffnung in der Deckung sah. Er sprang zurück und rief: *»Dos!«*

Die Marquesa hatte aufgeschrien und die Hände vor die Augen gehalten.

Die Menge starrte fassungslos. Der Engländer war unverletzt. El Matarife keuchte, und seine gewaltige Brust hob und senkte sich unter der schwarzen Lederjacke. Beide Unterarme wiesen Schnitte auf.

Harper atmete erleichtert auf. »Gott schütze Irland!«

»Wird er gewinnen?«, fragte Angel angespannt.

»Ich weiß es nicht, Junge. Ich sage dir nur eines.«

»Was?«

»Ich werde diesen fetten Bastard erschießen, bevor er Mister Sharpe tötet.«

Angel hob sein Gewehr an. »Ich töte ihn. Ich bin Spanier.«

Die Kette spannte sich, als Sharpe zurücktrat. In der linken Hand hielt er das lose Ende der Kette. Er beobachtete El Matarifes Augen, erkannte den Augenblick,

wann der Partisan an der Kette ziehen würde, und sprang plötzlich vor. Er machte einen Ausfall auf den Gegner zu, stieß mit dem Messer zu, beobachtete immer noch die Augen zwischen Bart und Haupthaar, und als der Schlächter seinen Messerarm hochriss, um Sharpe die Messerspitze ins Gesicht zu stoßen, schlug Sharpe mit der Kette zu.

Das Kettenende traf El Matarife zwischen die Augen, und er konnte vorübergehend nichts sehen. Sharpe drehte sich und trat zu. Er traf El Matarife mit dem rechten Stiefelabsatz wuchtig an der linken Kniescheibe. Der Schlächter schrie vor Schmerz auf und stieß verzweifelt das Messer hinunter.

Sharpe fiel. Er sah die Klinge kommen, spürte die scharfe Klinge in seiner Haut, als sie durch den Lederstiefel schnitt wie durch Baumwolle, und dann rollte er sich von dem Schlächter fort, und die Menge brüllte.

»Uno! Uno! Uno!«

El Matarife sprang vorwärts, und Sharpe hörte seinen Schmerzensschrei, als er das verletzte Knie mit seinem Gewicht belastete. Sharpe blieb wegen El Matarifes Handikap Zeit genug, um aufzuspringen. Die Zuschauer, die erwartungsvoll gejohlt hatten, verstummten.

Harper, der beobachtet hatte, dass der Stiefelabsatz gegen El Matarifes Kniescheibe geknallt war, lächelte vor sich hin.

El Matarife hatte die Zahl nicht mit der Menge gerufen. Sein Knie brannte, und der Schmerz stach hinauf bis zu seiner Leiste und hinab bis zum Knöchel. Er hatte noch nie einen so schnellen Gegner gehabt.

Sharpe lachte. »Du bist langsam, Matarife.«

»Sei verdammt, Engländer.« El Matarife sprang auf Sharpe zu, stieß mit dem Messer nach seinem Unterleib,

doch sein Knie gab nach, er stolperte vorwärts, und Sharpe trat zurück. Patrick Harper lachte.

El Matarife versuchte, festen Stand zu finden. Sharpe ruckte an der Kette und riss ihn auf sich zu. Der Spanier hielt dagegen, und Sharpe riss wieder an der Kette. Diesmal stürzte der Schlächter in den Schlamm zwischen die Silbermünzen.

El Matarife wollte sich aufstemmen, doch Sharpe riss ihn wieder zu Boden, und diesmal sprang er sofort danach auf den Schlächter zu, stellte ihm den Fuß auf das rechte Handgelenk und nagelte so das Messer in den Schlamm. Der Schlächter schaute zu seinem Feind auf und sah den Tod.

Sharpe starrte den Mann an. »Du hast mich vorhin am Leben gelassen, Matarife. Ich erweise dir ebenfalls den Gefallen.«

Er trat zurück. Er ließ den Spanier aufstehen, und dann zog er an der Kette, zog, bis das ganze Gewicht des riesigen Mannes das verletzte Knie belastete und er mit einem Schmerzensschrei abermals in den Schlamm fiel. Die Menge war stumm. Der Schlächter stemmte sich auf Hände und Knie, starrte zu Sharpe empor, und als sich der Schütze näherte, schnellte sich El Matarife auf ihn zu und zielte mit dem Messer auf seinen Unterleib, aber Sharpe war schneller.

Das lose Ende der Kette peitschte auf El Matarife hinab und schlang sich um seine Hand, wurde mit einem Ruck zurückgerissen, und El Matarife schrie auf, als die Kette ihm die Finger quetschte und ihm das Messer aus der Hand fiel. Sharpe trat das Messer unter den halb geplünderten Wagen.

Dann trat Sharpe hinter seinen Feind. Er krallte eine Hand ins Haar des Schlächters und riss seinen Kopf hoch.

Die Menge beobachtete stumm. Sharpe hob die Stimme. »Hörst du mich, Matarife?«

»Ich höre dich.«

Sharpe sprach noch lauter. »Du und dein Bruder, ihr arbeitet für die Franzosen!«

»Nein!«

Aber die Messerklinge war seitlich an El Matarifes Nacken. »Du arbeitest für die Franzosen, Schlächter. Du hast dich an die Franzosen verkauft!«

»Nein!« Der gewaltige, bärtige Mann versuchte, Sharpes Handgelenk zu umklammern, aber Sharpe zog das Messer fort und riss an dem verfilzten, fettigen Haar. Und sein Knie bohrte sich dem Schlächter in den Rücken, sodass sein Kopf in den Nacken gerissen wurde und der Bart über die Kehle vorragte.

»Wer ermordete den Marqués?«

Stille. Sharpe wusste nicht, welche Antwort er erwartete, aber da er keinerlei Antwort erhielt, schloss er daraus, dass die Frage gar nicht so dumm war. Er zerrte an dem Haar und drückte El Matarife die Messerspitze an den Hals. »Wer ermordete den Marqués?«

Der Schlächter bäumte sich plötzlich auf und wollte Sharpes Handgelenk mit beiden Händen packen, doch Sharpe zog ihn mit einem Ruck zurück und wehrte die zupackenden Hände mit dem Messer ab. »Wer ermordete ihn?«

»Ich!« Es klang wie ein Aufschrei. Blut lief aus den aufgeschnittenen Händen.

Sharpe hätte ihn fast losgelassen, so sehr überraschte ihn die Antwort. Er hatte erwartet, zu hören, dass der Inquisitor der Mörder war, aber es ergab einen Sinn, dass dieser Mann, der Bruder des gerissenen, unbarmherzigen Priesters, den Mord begangen hatte.

Er hielt El Matarife wieder das Messer an den Hals. Er sprach jetzt so leise, dass nur der Schlächter ihn verstehen konnte. Die Partisanen beobachteten Sharpe, und Harper beobachtete die Partisanen. Sharpe neigte sich zu El Matarife hinab. »Du hast dieses Mädchen getötet, um mich zu täuschen, Matarife.«

Er erhielt keine Antwort.

Sharpe sah vor seinem geistigen Auge die aufgehängte, blutige Mädchenleiche. Er erinnerte sich an den Gefangenen, dem El Matarife die Augen ausgestochen hatte. Er zögerte nur kurz, dann schnitt er El Matarife die Kehle durch.

Als Sharpe das schwarze Haar losließ, fiel der Schlächter vornüber, und sein bärtiges Gesicht schlug in Blut, Schlamm und Silbermünzen.

Alle Zuschauer starrten stumm hin.

Sharpe wandte sich ab und ging auf die Marquesa zu. Sein Blick war auf den Mann gerichtet, der sie festhielt, und in seinen Augen war eine tödliche Botschaft. Langsam ließ der Mann die Marquesa los.

Sharpe warf das Messer fort. Die Marquesa lief auf ihn zu, stolperte durch Schlamm und Silbermünzen. Sharpe legte den linken Arm um sie, und sie presste sich gegen seine Brust, die mit Schlamm beschmiert war. »Ich dachte, du wärst tot!«

Die ersten Sterne schimmerten am Himmel.

Sharpe hielt die Frau in den Armen, für die er so weit durch Spanien geritten war, um derentwillen er über ein Feld von Juwelen und Gold, von Seide und Diamanten geritten war.

Sie konnte ihm nie gehören, das wusste er. Er hatte es sogar gewusst, als sie gesagt hatte, sie liebe ihn. Dennoch würde er für sie wieder über Felder von Silber und Perlen reiten. Er würde für sie die Hölle durchqueren.

Sharpe wandte sich von El Matarifes Männern ab, und Harper überreichte ihm seinen Säbel und die Provianttasche. Sharpe fragte sich, weshalb die Tasche so schwer war. Er schnallte den Gurt mit dem Säbel um und wusste, dass er in die Stadt reiten und den Inquisitor suchen musste. Dem Mann mussten einige Fragen gestellt werden, und Sharpe würde so feinfühlig sein wie die Inquisition, um die Antworten zu erhalten.

Er würde nach Vitoria reiten und sich die Antworten auf das Geheimnis holen, das er für Hogan ergründen sollte, aber das war nicht der Grund, weshalb er hierher geritten war. Nicht für den Sieg und nicht für Gold, sondern für die Frau, die ihn betrügen, belügen und niemals wirklich lieben würde – für die Goldene Hure, die wenigstens für diese eine Nacht seine Frau sein würde.

EPILOG

Die Armee war fort, war den Franzosen zu den Pyrenäen gefolgt, und Vitoria war den spanischen Bataillonen überlassen. Von den Briten waren nur ein paar Stabsoffiziere und das South Essex Bataillon zurückgeblieben. Das South Essex bewachte die französischen Gefangenen, die bald den Weg nach Dartmoor oder zu den Kriegsgefangenenlagern antreten würden.

An einem warmen, sternklaren Abend war Sharpe in dem Hotel, in dem so viele britische Offiziere am Abend nach der Schlacht ein kostenloses Mahl genossen hatten. Er befand sich in einem großen Zimmer, dessen Fenster zu der Kathedrale auf dem Hügel zeigten.

»Was ist es?«

»Öffne es.« Hélène lächelte ihn an. Sie trug ein cremefarbenes Seidenkleid, das so tief ausgeschnitten war, dass bei einem heftigen Atemzug die Knospen ihrer Brüste aus dem spitzenbesetzten Ausschnitt rutschen mussten.

Sie hatte ihm einen länglichen Kasten gegeben. Der Kasten war aus glänzend poliertem Rosenholz und hatte zwei goldene Schnappverschlüsse, die er jetzt öffnete.

»Weiter. Schau rein.«

Er hob den Deckel an.

Der Kasten war mit rotem Taft ausgeschlagen. In einer Mulde von der Länge des Kastens lag ein Fernrohr. »Gott, ist das schön!«

»Nicht wahr?« Sie sagte es zufrieden.

Sharpe nahm das Fernrohr aus dem Kasten. Das Rohr war aus Elfenbein, das Drum und Dran aus Gold, und es ließ

sich außergewöhnlich leicht und glatt ausziehen. In das Elfenbein war ein goldenes Täfelchen mit Gravur eingelegt. »Was heißt das?«

Sie lächelte, nahm ihm das Fernrohr aus der Hand und hielt es so, dass der Kerzenschein darauf fiel. »Für Joseph, König von Spanien und Indien, von seinem Bruder Napoleon, Kaiser von Frankreich.« Sie lachte. »Ein königliches Fernrohr für dich. Ich kaufte es einem eurer Kavalleristen ab.«

»Es ist wunderschön.« Er nahm es von ihr entgegen, zog es ganz aus und schaute hindurch zur Mondsichel, die über den nördlichen Hügeln stand. Sein letztes Fernrohr, das von Ducos zerstört worden war, hatte eine gute Qualität gehabt, war aber nichts im Vergleich zu diesem Instrument gewesen. »Es ist wunderschön«, wiederholte er.

»Natürlich! Es ist französisch.« Sie lächelte. »Mein Dank an dich.«

»Nicht der Rede wert.« Er legte das Fernrohr in den Rosenholzkasten.

Hélène lachte. »Dann mein Dank für nicht der Rede wert. Nur für meine Wagen, mein Leben und dergleichen kleine Dinge. Nicht der Rede wert.«

Er verschloss den Kasten. »Du wirst nichts von mir annehmen?«

»Du bist ein Dummkopf, Richard Sharpe.« Sie ging zum Fenster und schaute in die Dunkelheit. Dann zog sie unvermittelt die Vorhänge zu und wandte sich zu ihm um. »Du behältst diese Diamanten. Sie haben dich reich gemacht. Gib sie nicht weg, weder mir noch sonst jemandem. Behalte sie.«

Er lächelte. »Jawohl, Ma’am.«

Sie berührte seine Wange mit den Fingerspitzen. »Dieser Krieg wird nicht ewig dauern, Richard, und wenn der Frieden kommt, wirst du Geld brauchen.«

»Jawohl, Ma'am.« Jemand klopfte hart und laut an die Tür, und Sharpe hob die Stimme. »Wer ist da?«

»Der Offizier vom Dienst, Sir!«, antwortete Captain d'Alembord.

»Was ist los?«

»Ich brauche Sie, Sir.«

Die Marquesa lächelte. »Geh nur. Ich werde warten.«

Sharpe schloss die Tür auf. »Ich bin gerade erst hergekommen, Peter!«

Der große, elegante Captain, der mehr als nur ein bisschen betrunken war, verneigte sich schwungvoll vor Sharpe. »Ihre Anwesenheit wird verlangt, Sir. Sie verzeihen mir, Madame?«

Sie blieben oben auf der Treppe stehen. Das halbe Bataillon war im Speisesaal, der mit zerbrochenen Tellern und weggeworfenen Bestecken übersät war. Sharpe bezweifelte, dass die meisten dieser Männer jemals so stilvoll gegessen hatten. Jemand hatte in einer Truhe eine Trikolore entdeckt, und damit zogen die Männer lautstark durch den Speisesaal. Fast alle Männer waren betrunken. Einige schliefen. Nur am erhöhten Kopfende der Tafel gab es noch eine Spur von gebührendem Anstand, aber auch dort nur eine winzige.

Sergeant Patrick Harper hatte den Vorsitz. Neben ihm, in einem prächtigen weißen Brautkleid mit einem Schleier aus Spitze, die aus einem der französischen Wagen stammte, saß Isabella. Sie trug eine Halskette mit Diamanten. Sharpe bezweifelte, dass ihr Ehemann ihr erlaubte, sie noch einmal zu tragen, jedenfalls nicht, bevor sie weit genug weg von den Dieben der britischen Armee sein würden.

Sharpe hatte noch keinen Mann gesehen, der vor der Trauung so große Ängste wie Harper gehabt hatte. In der Kathedrale hatte Harper gezittert. Zuvor hatte Sharpe seinem Sergeant zwei doppelte Whiskey gegeben, doch

selbst das hätte ihm nicht die Furcht nehmen können. »Es ist lächerlich, Sir! Sich trauen lassen!«

»Frauen lieben das, Patrick.«

»Allmächtiger!«

»Bist du sicher, dass du es durchziehen willst?«

»Soll ich sie vielleicht verärgern? Natürlich werde ich mich mit ihr trauen lassen!« Harper war empört. »Aber es kann einfach keiner verlangen, dass mir das Spaß macht!«

Den Spaß hatte er jetzt. Er war betrunken, hatte besser gegessen, als es einem Soldaten zustand, und ein hübsches, schwangeres, dunkeläugiges Mädchen saß neben ihm.

»Erstaunlich, wie sie ihn unter Kontrolle hält«, bemerkte Captain d'Alembord.

Sharpe lächelte. Er war wieder Major, hatte seinen Rang zurück und vorübergehend das Kommando über das South Essex Bataillon erhalten. Er hatte noch nicht lange genug als Major gedient, um befördert zu werden, und so musste er mit diesen Männern abwarten, wer Lieutenant Colonel Leroy ersetzen würde.

Wellington, vor Zorn über die Plünderungen fast sprachlos, hatte sich das Lob für Sharpe aufgehoben. Der Inquisitor, der seine Beulen und Schrammen mit einem Sturz von der Treppe erklärte, hatte dem Oberbefehlshaber eine Liste mit den Namen der Personen gegeben, die angeboten hatten, einen Frieden mit Frankreich zu unterstützen. Diese Männer waren bereits besucht worden, hatten sich leise Argumente angehört, die nicht ganz Drohungen waren, aber dennoch die gleiche Wirkung hatten.

Der Inquisitor hatte eine andere Erklärung für den Tod des Marqués angeboten, eine Erklärung, die schweigend von den spanischen Offizieren angehört wurde, die als Zeugen geladen worden waren. Sie hatten Sharpe

angesehen und Wellington, und ein paar hatten das Komische der Situation erkannt und gelacht.

Die Marquesa hatte Wellington trotz seines Zorns ein Lächeln entlockt und ihr Vermögen aus dem Haus des Inquisitors abgeholt. Es war ihr sicheres Geleit versprochen worden, sobald die Straßen zur Grenze von den letzten französischen Garnisonen gesäubert waren. Wellington, immer leicht zu beeindrucken von einem schönen Gesicht, hatte sich ihren Bericht über den Vertrag angehört und ihren Verrat belohnt, indem er ihr das Vermögen zurückgegeben hatte. Sie würde heimkehren, und Sharpe war wieder da, wo er hingehörte – bei seinen Männern.

Er hatte heute Abend mit ihnen gegessen, eine verlegene Ansprache gehalten und gelacht, als sie die Marquesa hatten hochleben lassen und sie wegen des tief ausgeschnittenen Kleides aufgefordert hatten, auf und ab zu hüpfen. Als Sharpe jetzt mit Captain d'Alembord oben auf der Treppe stand und in den Speisesaal hinabblickte, erfüllte ihn eine Woge der Zuneigung für diese Männer, deren Leben so hart war und die wenig Freuden hatten und dennoch das Beste daraus machten. Er sah Captain d'Alembord an. »Warum brauchen Sie mich?«

»Wir dachten uns, Sie würden früh zu Bett gehen, Sir. Dachten, Sie möchten vorher noch einen mit uns trinken.«

Sharpe lachte. Er ging die Treppe hinunter, lauschte dem Gejohle und Gelächter der Männer und sah den besorgten Hotelbesitzer, der jedes Mal zusammenzuckte, wenn ein Teller oder Glas zu Bruch ging. Sharpe ging zum Kopfende der Tafel, nahm sich eine Flasche Champagner, lächelte Angel zu, der einen Ehrenplatz am Tisch erhalten hatte, und wandte sich wieder zur Treppe.

»Wo wollen Sie hin, Sir?«, rief jemand.

Sharpe gab keine Antwort, sondern schwenkte die Flasche Champagner, nahm zwei Stufen auf einmal die Treppe hinauf, und Rufe, Gejohle und Pfiffe verfolgten ihn,

und die Vorschläge für die Gestaltung seiner Nacht waren mannigfaltig. Oben auf der Treppe drehte er sich zu den Männern um, hob die Hand und gebot Ruhe. Es dauerte lange, bis es still wurde, aber schließlich schauten alle zu ihm hinauf und grinsten den Major an, der von den Toten zurückgekehrt war und sie zum Sieg geführt hatte.

Er überlegte, was er sagen sollte. Wellington hatte in seinem Zorn über die Plünderungen seine Armee als »Abschaum der Erde«, bezeichnet. Sharpe lachte. Er war stolz auf diese Männer.

»Bataillon!« Er legte eine Pause ein. Sie warteten. »Morgen antreten um sieben Uhr, einschließlich der Verheirateten. Gute Nacht!«

Er wandte sich um, lachte, und ihr Fluchen verfolgte ihn bis zur Tür seines Zimmers.

Er trat ein. Als Erstes sah er ein Paar Schuhe, die auf dem Boden lagen. Jenseits der Schuhe lag ein cremefarbenes Kleid.

Die Marquesa war im Bett. Sie lächelte, als sie die Flasche Champagner sah. Dann lächelte sie ihn an, und Sharpe, der sich gegen die Tür lehnte, die er abgeschlossen hatte, war sich im Klaren darüber, was ihn so weit durch Spanien zu dieser Stadt getrieben hatte. Diese schöne Frau, die ihn lieben und im selben Moment verraten würde. Sie war so treulos wie ein Morgennebel, so hart wie eine Degenklinge, und das, fand Richard Sharpe, machte sie zu einer passenden Belohnung für einen Soldaten.

Er band den Gurt mit dem Säbel ab und legte ihn auf einen Stuhl. Dann setzte er sich aufs Bett. Die Marquesa zog ihn an sich, küsste ihn und knöpfte seinen Uniformrock auf. Sie war die Goldene Hure, sie war der Feind, und sie hatte gewusst, dass dieser Mann ihre Begierden erfüllen und ihr seinen Säbel, seine Kraft und sogar sein Leben schenken würde. Er würde ihr alles geben, was er hatte, außer der einen kleinen Sache, die sie gewollt hatte, die

eine Kleinigkeit, die sie ihm nicht nehmen konnte: Sharpes Ehre.

ANMERKUNGEN DES AUTORS

Inzwischen ist Teresa tot, Sharpes spanische Geliebte. Am Ende von *Sharpes Feind*, dem vorherigen Band der Serie, hat Obadiah Hakeswill sie getötet, und ich zähle schon gar nicht mehr, wie viele Leser mir das übel nehmen. Doch kein Leser hat je Obadiahs Tod bedauert, der sich noch im selben Buch ereignet. Dabei ist das der eine Tod, von dem ich gestehen muss, ich hätte ihn lieber nicht geschrieben. Seitdem vermisse ich Obadiah, denn er war einfach so wunderbar nützlich, und als ich die drei Indiengeschichten geschrieben habe, da konnte ich ihn wieder zurückbringen, sehr zum Vorteil dieser Bücher. Einige Schauspieler der Fernsehserie, in der Obadiah von Pete Postlethwaite so brillant gespielt wurde, wollten die Verfilmung von *Sharpes Ehre* mit einer Sequenz an Obadiahs Grab beginnen. Die Kamera hätte über ein krudes Holzkreuz mit seinem Namen darauf fahren können, und dann, plötzlich, hätte sich die Erde bewegt, eine schmutzige Hand wäre herausgebrochen, und Obadiah wäre wiederauferstanden. Doch das ist leider nie passiert.

Es war schier unglaublich dumm von mir, Obadiah zu töten, denn gute Schurken sind schier unglaublich wertvoll für einen Schriftsteller. Allerdings hat in *Sharpes Ehre* ein weiterer unerbittlicher Feind unseres Helden seinen Auftritt und erweist sich als adäquater Ersatz. Pierre Ducos ist ein Bürokrat, bebrillt, subtil, clever und dazu verdammt, dass seine Pläne auf ewig von einem Rifleman durchkreuzt werden. Doch Ducos ist kein Kämpfer, jedenfalls nicht im physischen Sinne. Da für hat er den verräterischen Guerillaführer El Matarife, den Schlächter. Gemeinsam versuchen sie, einen Geheimvertrag zwischen den

Franzosen und König Ferdinand VII. von Spanien Realität werden zu lassen, der als Gefangener im Château von Valençay lebte. Der Kern des Vertrags von Valençay, der im Buch beschrieben ist, mag unglaublich klingen, doch wie so oft in den Sharpe-Geschichten ist gerade das Unglaubliche wahr. Eine weitere eher unwahrscheinlich klingende Episode in diesem Buch ist die Zerstörung der Festung von Burgos, doch auch das entspricht der Wahrheit.

Das Buch endet mit der Schlacht von Vitoria. Der Feldzug, der schlussendlich nach Vitoria führte, gehört zu Wellingtons größten Taten. Er teilte seine Armee und schickte sie durch ein unwirtliches Gebiet, von dem es hieß, dass kein Heer dort überleben könnte. Es gelang ihm trotzdem, und zwar indem er im Vorfeld Versorgungslager einrichten ließ, wo die vorrückenden Kolonnen alles Notwendige zum Überleben vorfanden. Und es waren diese Vorkehrungen, aus denen eine meiner Lieblingsgeschichten über den Herzog entstand. Als er eines Tages ein solches Lager erreichte, schickte er einen seiner adeligen Adjutanten zu einem in der Nähe lebenden Edelmann, um seine Lordschaft daran zu erinnern, dass die Wagen mit dem Proviant schon längst überfällig waren. Der Adjutant kehrte jedoch ohne die Wagen zurück, und als der Herzog ihn fragte, warum, antwortete er, der verdammte Spanier habe von ihm verlangt, sich zu verneigen. »Ich bin ein englischer Aristokrat«, beschwerte sich der Adjutant, »und ich verneige mich nicht vor Spaniern.« Der Herzog knurrte, stieg auf sein Pferd und ritt los, um die Angelegenheit zu klären. Gut eine Stunde später rollten die Versorgungswagen ins britische Lager. »Wie haben Sie den elenden Kerl denn dazu bewegt, nachzugeben?«, fragte ein anderer Adjutant Seine Gnaden.

»Oh«, antwortete der Herzog, »ich habe nur ein paar Dehnübungen gemacht, um die Steifheit aus meinen Gliedern zu vertreiben.«

Er war wahrlich ein großer Mann.

HISTORISCHE ANMERKUNG

»Das erbeutete Material«, schrieb Charles Oman in seinem großen Werk *History of the Peninsular War*, »war das Kostbarste, was einer europäischen Armee jemals in die Hände gefallen war – seit Alexanders Mazedonier das Lager des persischen Königs nach der Schlacht von Issus plünderten.«

»Viele unserer Männer«, schrieb der Offizier Schaumann, »und besonders diejenigen, die Diamanten fanden, wurden an diesem Tag zu reichen Leuten.«

Edward Costello, ein Schütze, schätzte seine Beute am Abend der Schlacht auf über tausend Pfund, für die er nur ein paar Mal mit dem Gewehr hatte zuschlagen müssen.

Die Plünderung von Vitoria war wirklich spektakulär. In militärischer Hinsicht war sie atemberaubend. Alle französischen Geschütze außer zweien, hunderteinundfünfzig insgesamt, wurden erbeutet, und eine der beiden von den Franzosen geretteten Kanonen ging während des Rückzugs verloren. Aber es waren nicht die Geschütze, für die sich die Soldaten interessierten.

Niemand kennt den genauen Wert der geplünderten Dinge. Ich nehme an, die Zahl von fünf Millionen Pfund ist tief geschätzt, und es können gut sieben Millionen Pfund gewesen sein. Dem heutigen Geldwert entsprechend wären das über hundertvierundfünfzig Millionen Pfund (etwa 200 Millionen Euro). Vieles davon waren »unverkäufliche« Dinge wie Gemälde von Rubens, doch selbst diese hatten ihre Verwendung als Planen. Schließlich wurden die Gemälde wiedergefunden, und der wieder eingesetzte König Ferdinand VII. schenkte sie Wellington. Sie können in Stratfield Saye oder im Apsley House in London besichtigt

werden. Ein Objekt, das nie wiedergefunden wurde, war die Krone Spaniens.

Einige der geplünderten Dinge waren äußerst gut verkäuflich, und nicht nur das Gold. Schaumann, ein deutscher Offizier in Wellingtons Armee und einer der Männer, die das Siegesmahl im Hotel genossen, notierte vor allem die Zahl der gefangen genommenen Frauen, von denen viele besonders geschneiderte Kavallerieuniformen trugen. Schaumann, der während des Feldzugs ein besonderes und kritisches Auge auf die Frauen hielt, notierte, dass bei der Plünderung die französischen Frauen instinktiv einen feindlichen Soldaten fanden, dem sie die Treue anboten, wenn sie dafür Schutz erhielten. Diejenigen Frauen, die mit ihrem Besitz nach Frankreich zurückkehren wollten, wie die Marquesa, erhielten freies Geleit und eine Eskorte. Die Worte »Wir sind ein wandelndes Hurenhaus«, sagte ein gefangen genommener französischer Offizier zu Wellington.

Wellington selbst schätzte, dass die britischen Soldaten eine Million Pfund in Goldmünzen erbeuteten (und sie waren erst als *Dritte* bei den Wagen, nach den flüchtenden Franzosen und den Bürgern von Vitoria), während er für die Militärkasse nur hunderttausend in Silbermünzen erhielt. Unter den anderen Trophäen waren König Josephs silberner Kammertopf (noch benutzt, jedoch als Trinkgefäß, von dem Kavallerieregiment, das ihn erbeutet hatte), und Marschall Jourdans Marschallstab, den Wellington dem Prinzregenten schickte. Der Prinzregent erwiderte die Geste. »Sie haben mir den Stab eines französischen Marschalls geschickt, und ich sende Ihnen den von England.« Da kein solcher englischer »Stab« existierte, musste einer entworfen werden, und so wurde Wellington zum Feldmarschall.

Wellington war ein äußerst unglücklicher Feldmarschall nach seinem Sieg. Er war zornig auf die Männer, die den

französischen Tross geplündert hatten, und bezeichnete sie als »den Abschaum der Erde«, wofür er seither immer angegriffen wurde. Viele der Soldaten waren das zweifellos (aber keineswegs alle), und diejenigen Leute, die diese Formulierung als Beweis dafür zitieren, dass Wellington die Männer verabscheute, die für ihn kämpften, vergessen für gewöhnlich, dass er stolz hinzufügte: »Aber es ist wundervoll, welch feine Kerle wir aus ihnen gemacht haben.« Wellington hatte Grund für seinen Zorn (er hatte gehofft, den französischen Schatz zur Finanzierung des Feldzugs zu nutzen), aber zur Verteidigung des »Abschaums« sei darauf hingewiesen, dass es sehr schwierig für einen Soldaten war, der einen Schilling Sold pro Tag erhielt, den Schätzen zu widerstehen, die östlich von Vitoria warteten. Trotzdem widerstanden viele der Versuchung. Einige Regimenter bewahrten die Disziplin und marschierten geradewegs durch die Schätze hindurch. Ich habe also keine Entschuldigungen für Sharpe und Harper.

Die Inquisition wurde von der spanischen Junta verboten, und von König Ferdinand im Jahre 1814 wiederhergestellt. Ich habe keinen Beweis, dass die Inquisition in die Politik verwickelt war, die zur Wiedereinsetzung Ferdinands führte, aber ich halte es für eine passende Idee. Die spanische Inquisition wurde schließlich 1834 aufgelöst.

Der Gedanke, dass ein wieder eingesetzter Ferdinand VII. mit Frankreich Frieden schließen und die Briten vertreiben konnte, ist nicht erfunden. Er bildete die Basis des Vertrags von Valençay, der von Ferdinand und Napoleon unterzeichnet wurde, und der Vertrag wurde von denjenigen Spaniern unterstützt, die ihr Reich wiederherstellen und die neuen Liberalen ausschalten wollten. Am Ende wurde der Vertrag nie erfüllt. Napoleon hielt seinen Teil der Abmachung (indem er Ferdinand wieder einsetzte und alle spanischen Gefangenen freiließ),

aber Ferdinand VII. wurde daran gehindert (vor allem durch die öffentliche Meinung), mit Frankreich den Frieden zu schließen, der Wellingtons Armee aus Spanien vertrieben und Napoleons Armee erlaubt hätte, das spanische Reich zurückzuerobern.

Die Schlacht von Vitoria war nicht die größte der Schlachten auf der Iberischen Halbinsel, aber sie hatte die weitreichendsten Konsequenzen. Zu diesem Zeitpunkt, an dem das Kriegsglück Napoleons nach seiner vernichtenden Niederlage in Russland wieder zu steigen schien, ermunterte die Schlacht von Vitoria die nördlichen Verbündeten zum Weiterkämpfen gegen Napoleon, was im folgenden Jahr zum großen Sieg von Leipzig führte.

Durch die Schlacht wurden die Franzosen außerdem aus Spanien hinausgeworfen, mit Ausnahme der Garnisonen dreier Festungen. Achttausend Franzosen und fünftausend von Wellingtons Männern fielen. Die Plünderung der Wagen und die Nacht des Trinkens nach der Schlacht verhinderten jede Verfolgung der Franzosen durch die Briten, und so schaffte es der Rest von Josephs Armee, über die Pyrenäen nördlich von Pamplona nach Frankreich zu gelangen.

Die Burg von Burgos ist immer noch eine Ruine (sie wurde vermint, damit sie nicht dem Feind in die Hand fiel –, und die Minen gingen vorzeitig hoch – wie in dem Roman beschrieben –, doch niemand wusste, warum). Vitoria ist jetzt eine stark gewachsene Industriestadt, doch der Hügel im Zentrum mit den schmalen Straßen, die kreisförmig um die Kathedrale führen, sieht heute fast noch so aus wie 1813. Das Schlachtfeld ist noch zu erkennen, jedenfalls westlich der Stadt. Der Fluss hat den gleichen Lauf, die Brücken sind dort, und der Arinez-Hügel ist ein herrlicher Aussichtspunkt. Das Gebiet von Gamarra Mayor, wo die Kämpfe am heftigsten waren (die Briten verloren fünfhundert Mann bei der Einnahme des Dorfs und dem

Versuch, die Brücke zu überqueren), hat sich leider sehr verändert.

Vitoria würdigt den Beitrag von Wellingtons Armee zur Befreiung mit einem prächtigen Denkmal, das Wellington und seine Männer zeigt, was in spanischen Städten eine Seltenheit ist. Es ist ein wirklich beeindruckendes Denkmal, das von einer Armee von Tauben geschätzt wird und ebenfalls von den Bürgern Vitorias, die so stolz darauf sind wie die Londoner auf das Albert Memorial. In den meisten Städten Spaniens, in denen Wellingtons Männer für die Freiheit dieses Landes starben, sucht man vergebens nach irgendeinem Denkmal, das die Dankbarkeit ausdrückt, die Vitoria so reichlich gewährt.

Es war ein großer Sieg. Als Wellington den Feldzug begann, wandte er sich an der Grenze nach Portugal um, zog seinen Feldhut und verabschiedete sich prophetisch von dem Land. »Ich werde dich (Portugal) nicht wiedersehen.« Jetzt, als Ergebnis der Schlacht von Vitoria, bedrohte er ein anderes Land – Frankreich selbst.

So werden Sharpe und Harper wieder marschieren.

Hat es dir gefallen?

Sag uns, was du denkst. Wir freuen uns über Bewertungen und Rezensionen im Store.

Viel Spaß beim Lesen der nächsten Bastei-Entertainment-E-Books!

